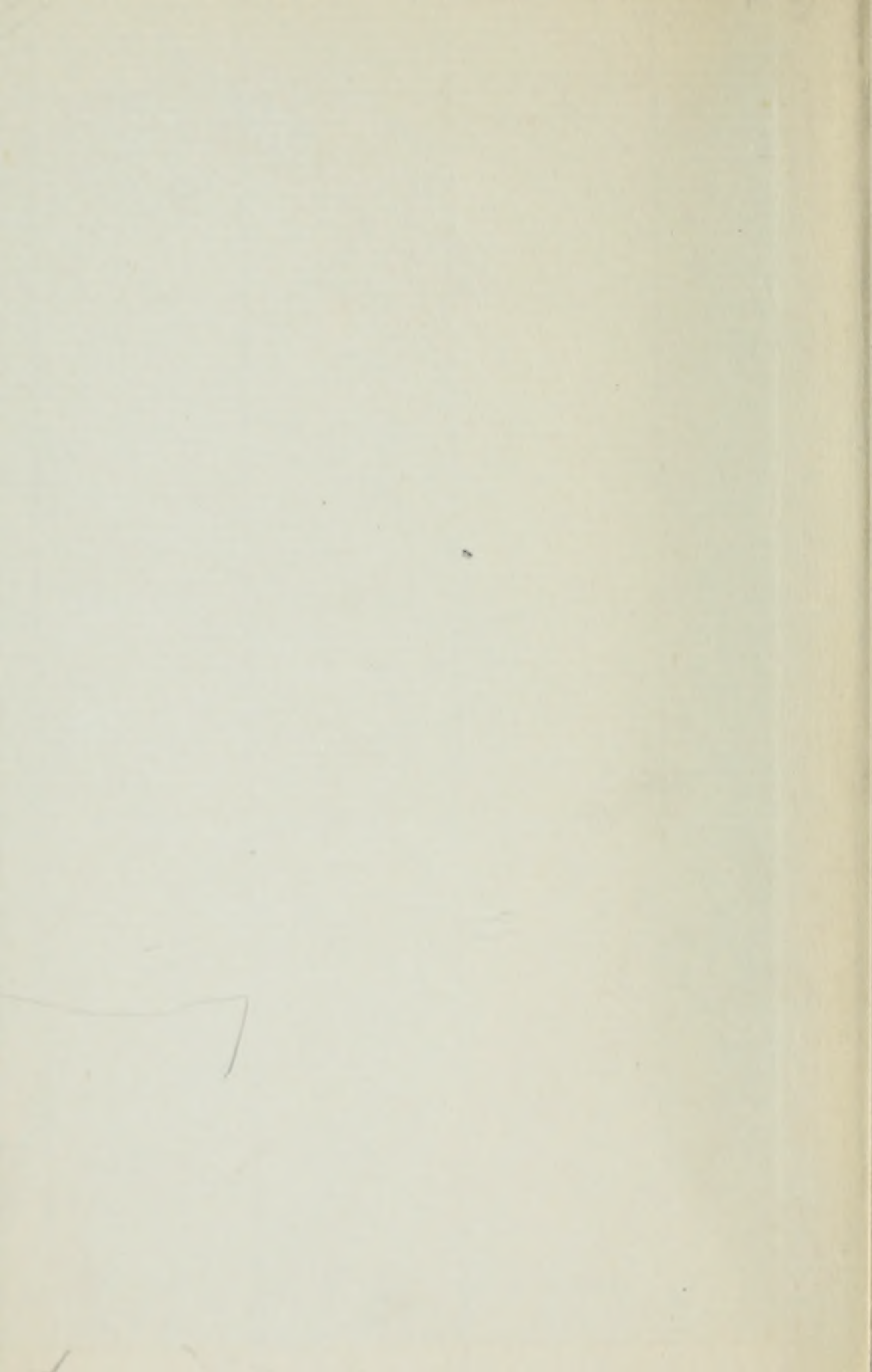
Aus den Jahren meines Exils

Erinnerungen eines Sozialisten

von

Eduard Bernstein

Erich Reiß Verlag
Berlin



Eduard Bernstein

Aus den Jahren meines Exils

Erinnerungen eines Sozialisten

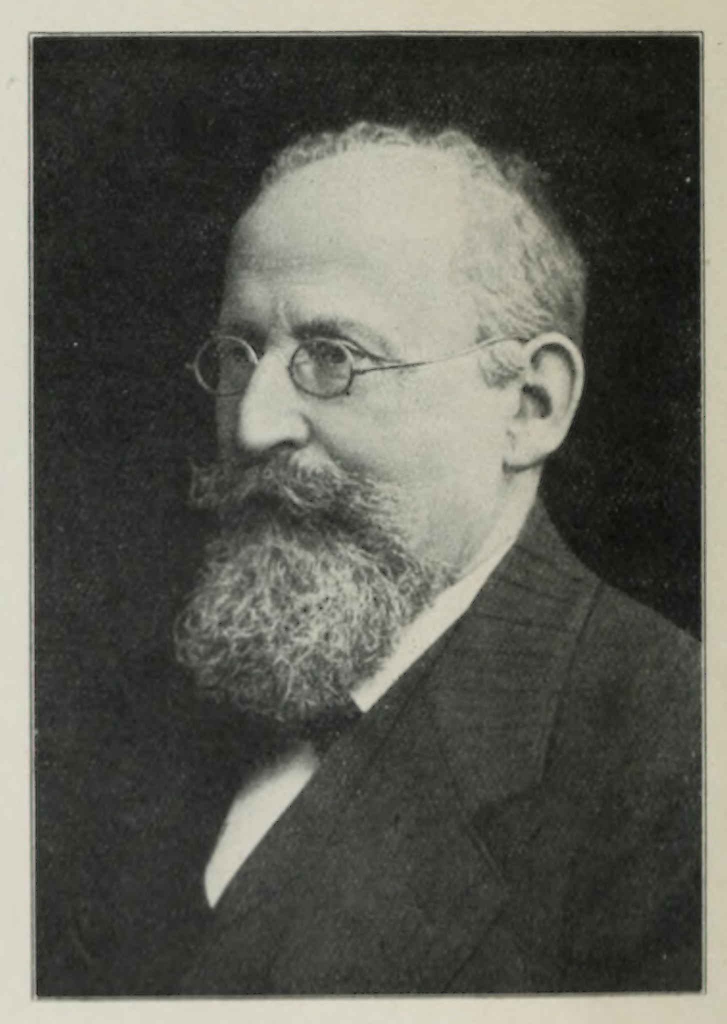
von

Eduard Bernstein

Erster Teil

Aus den Jahren meines Exils
(Völker zu Hause)

Berlin
Erich Reiß Verlag
1918



Eduard Bernstein

Aus den Jahren meines Exils

(Völker zu Hause)

Erinnerungen eines Sozialisten

von

Eduard Bernstein

Berlin
Erich Reiß Verlag
1918





Inhalt

Vorbemerkung

Auf Wunsch des Herausgebers der Weißen Blätter, René Schickele, entschloß ich mich im Spätherbst 1915, einige Erinnerungen aus meiner Wander- und Exilzeit zu Papier zu bringen, die zuerst in der genannten Zeitschrift erschienen und die ich nun mit gütiger Erlaubnis ihres Herausgebers, für die ich ihm auch an dieser Stelle meinen aufrichtigen Dank sage, gesammelt mit einigen Ergänzungen und redaktionellen Abänderungen in Buchform dem Lesepublikum unterbreite. Als den mich bei ihrer Abfassung leitenden Gedanken bezeichnete ich dort, wie ich das hier nur wiederholen kann, den Wunsch, die Eindrücke zu schildern, die ich von den Menschen empfangen habe, deren Länder mich zeitweilig beherbergten. Zugleich ward zwischendurch auch der Umstände gedacht, die mich mit Land und Leuten in Beziehung brachten. Und ferner schien es mir nicht zu umgehen, gelegentlich einige Selbstschilderung einzuflechten. Da es sich nicht um lehrhafte Beschreibungen handelte, die objektiv gelten wollen, sondern um die Schilderung persönlicher Eindrücke und Erlebnisse, war wohl oder übel auch etwas von der Person des Erlebenden zu sagen. Erinnerungen sind Stücke unseres Lebens, und nicht jedem wird es leicht, solches davon, was mit dem eigenen Werdegang in engster Verbindung stand, ohne Bezugnahme auf diesen mitzuteilen.

Den Anfang der Erinnerungen macht die Beschreibung

der Reise, die mich im Jahre 1878 auf über zwei Jahrzehnte ins Ausland brachte. Sie schildert einen von vielen zurückgelegten Weg und weiß von keinem Vorkommnis zu berichten, das an sich selbst Interesse erregen könnte. Die Berechtigung, von ihr zu reden, glaubte ich daraus schöpfen zu dürfen, daß der wesentliche Teil dieser Fahrt nach dem Süden in einer Weise vor sich ging, die der heutigen Generation unbekannt ist. Sie machte einen sehr tiefen Eindruck auf mich, der noch heute in meiner Erinnerung lebt, und ich kann nur hoffen, daß es mir gelungen ist, etwas davon dem Leser mitzuteilen.

I.

Eine Fahrt über den St. Gotthard im Jahre 1878

Im Spätsommer 1878 ließ der verstorbene Karl Höchberg bei mir anfragen, ob ich geneigt wäre, ihn als Sekretär für die damals von ihm herausgegebene sozialistische Zeitschrift „Die Zukunft" auf seinen Reisen zu begleiten. Es war ein verlockendes Angebot für jemand, der, wie ich, noch sehr wenig gereist war und, eine Besuchsreise nach Wien im Hochsommer 1872 ausgenommen, das Ausland noch gar nicht aufgesucht hatte. So ließ ich die materiellen Bedenken fallen, die dagegen sprachen, einen gesicherten und für meine Ansprüche ausreichend bezahlten Posten als Angestellter eines Bankhauses gegen eine voraussichtlich nur zeitweilige Anstellung aufzugeben und schlug ein. Höchberg, der durch ein chronisches Lungenleiden genötigt war, wärmere Klimate aufzusuchen, schrieb mir, er werde zunächst nach Lugano gehen und mich dort erwarten. Mein Wissen von der schönen Stadt am Ufer des Ceresio war damals äußerst gering. Aber der bloße Klang des Wortes übte eine magische Wirkung auf mich aus, und selig trat ich am 12. Oktober 1878 die Reise an, die mich zum erstenmal in die Schweiz bringen sollte. Ich ahnte nicht, daß sie mich zugleich auf über zwanzig Jahre von meinem Heimatland und meiner Vaterstadt Berlin trennen sollte.

Die Reise bis Basel nahm zwei Nächte in Anspruch, zwischen denen ich einen Tag in Frankfurt am Main zubrachte,

um nach Höchbergs Wunsch dessen Familie und zwei seiner Freunde zu besuchen. Der eine dieser Freunde war der kürzlich verstorbene und als Sozialpolitiker rühmlich bekannte volksparteiliche Landtagsabgeordnete Stadtrat Dr. Karl Flesch, damals noch kaum flügge gewordener Referendar, der andere der Privatgelehrte G. Schnapper-Arndt, dem die Wissenschaft der Sozialpolitik eine Anzahl sehr wertvoller Untersuchungen verdankt. Von diesen beiden Männern wie der Familie Höchberg selbst wurde mir der Aufenthalt so angenehm wie möglich gemacht, was aber nicht verhinderte, daß ich, wie die erste, so auch die zweite Nacht auf der Reise absolut schlaflos verbrachte. Anders sollte es mit der dritten Nacht gehen.

Am 14. Oktober morgens fuhren wir in Basel ein und von dort über Olten nach Luzern weiter. Von Luzern hieß es zu Schiff nach Flüelen fahren und dann in der Postkutsche über den Gotthard setzen, denn die Gotthardbahn war erst im Werden. Glücklicherweise, kann ich hinzufügen. Denn diesem Umstand verdanke ich eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens.

Die ersten Eindrücke, die ich durch das Wagenfenster und später auf dem Schiff von der Schweiz empfing, waren dagegen eine Enttäuschung. Der Morgen war naßkalt und neblicht, und das Voralpenland, das wir zunächst durchfuhren — seitdem mit seinem Reichtum an reizvoll wechselnden Landschaftsbildern stets wieder von neuem mein Entzücken — entsprach ganz und gar nicht den Vorstellungen, die meine Phantasie mir von Schweizer Bergen vorgemalt hatte. Mir fehlte noch völlig der Blick für die Abschätzung von Berg und Tal, und weil die erkennbare Höhe der Berge meinen Voraussetzungen nicht entsprach, entgingen mir die Schönheiten

ihrer Bewaldung und die Anmut des sie umgebenden Feld- und Wiesenlandes. Auch der Rigi und sogar noch der Pilatus blieben hinter meinen Erwartungen zurück, wozu allerdings der Umstand beitrug, daß die höchsten Gipfel dieser Berge durch Gewölk verhüllt waren. Die ungünstige Beleuchtung ließ den Vierwaldstätter See ebenfalls sich nicht sogleich in seiner vollen Schönheit entfalten. Aber nachdem wir Beckenried und Gersau hinter uns hatten, klärte sich plötzlich das Wetter auf, und als das Dampfboot bei Brunnen in den letzten, den Urner Teil des Sees einbog, entrollte mir dieser nun, im wundervollsten Blau leuchtend und von jäh aufstrebenden Bergen umgeben, mit dem gewaltigen Uri-Rotstock und dem Bristenstock im Hintergrund, ein so hinreißendes Bild, daß nur ein einziges noch fehlte, um die Begeisterung, die sich meiner bemächtigte, auf ihr denkbar höchstes Maß zu bringen: die fühlende Menschenseele neben mir, der ich alles das, was mich nun erfüllte und nach Auslösung rang, auch hätte kundgeben können. Obwohl jedoch das Schiff gut besetzt war, hatte ich mit niemand nähere Bekanntschaft angeknüpft, was freilich weniger an den anderen, als an mir und meinerseits sicherlich weniger am mangelnden guten Willen, als am mangelnden guten Geschick lag. Das Anknüpfen einer Unterhaltung mit einem Mitreisenden, wie auch sonst mit einem Fremden, ist mir fast immer eine unüberwindliche Schwierigkeit gewesen. Wie ich denn überhaupt zu jener Kategorie von Reisenden gehöre, die ich heute als die passiven zu bezeichnen pflege.

Ich weiß nicht, ob jemand vor mir diese Einteilung gemacht hat, aber auf die Gefahr hin, schon Gesagtes zu wiederholen, möchte ich hier einflechtend bemerken, daß sich unter den vielen Kategorien von Reisenden zwei ganz besonders

scharf unterscheiden lassen: die aktiven Reisenden und die passiven Reisenden. Jene sind die eigentlichen Künstler des Reisens: sie wissen alles, was für die Reise, die sie gerade unternehmen, zu wissen wert ist, und sie sehen alles, was des Sehens lohnt. Sie finden sich an jedem Ort und jederzeit so gut zurecht, als es überhaupt nur möglich ist, und sie wissen auch ihre Mitreisenden so zu nehmen, wie es dem eigenen Wunsch oder Bedürfnis entspricht. Ganz anders die Kategorie derer, die ich die passiven Reisenden nenne, weil sie mehr gereist werden, als sie im wahren Sinne des Wortes reisen. Sie wissen im besten Falle gerade das Nötigste, was man wissen muß, um sich nicht ganz zu verlieren, und sehen nur, was ihnen sozusagen direkt in den Weg läuft. In bezug auf Wagensitz beim Reisen, Art und Zimmer des Gasthauses usw. sind sie gewöhnlich mehr oder weniger auf den Zufall angewiesen, und wenn es zwischen ihnen und Mitreisenden zum Nehmen kommt, dann sind sie die Genommenen.

Wenn Mutter Natur mich so veranlagt hat, daß ich mehr von der letzten als von der ersten Kategorie Reisender mein eigen nenne, so hat sie mir dafür als Entschädigung einen höheren Grad von Empfänglichkeit mit auf den Weg gegeben, als er dem Durchschnittsmenschen eigen zu sein pflegt, und als Zugabe die verwandte Neigung, mich leicht in jede Lage zu schicken. Letzteres eine Eigenschaft, die unter allgemeinem Gesichtspunkt keine Tugend genannt werden kann. Denn wenn sie allen Menschen eingeboren wäre, stünde es um den sozialen und kulturellen Fortschritt ziemlich schlimm. Die Gabe der Empfänglichkeit aber darf ich als ein Geschenk bezeichnen, das niemand schadet und dem mit ihm Versehenen über vieles hinweghilft.

Als ich in Flüelen einen Schein zur Fahrt über den Gott-

hard gelöst hatte und vom Posthalter mir meinen Platz anweisen ließ, meinte es das Schicksal sehr gut mit mir. Wie die meisten Kutschen der Bergposten hatten auch die der alten Gotthardpost drei Arten oder Klassen Sitzgelegenheit. Die teuerste davon war die „Imperiale", Sitze hoch oben auf oder hinter dem eigentlichen Wagen, die dem Reisenden einen Vollblick auf die Landschaft gewährten, in die er hineinfuhr. Dann kam in Rang und Preis das Kupee, drei Sitze unter dem Kutscher, mit einem begrenzten, aber immerhin weitreichenden Ausblick nach vorn. Der billigste Platz, Interieur genannt, bestand aus den Innensitzen des Wagens, von denen aus der Reisende bestenfalls Stücke der Landschaft, aber nie ein Vollbild von ihr erblickte. Ich hatte, um zu sparen, „Interieur" genommen, erhielt aber einen Platz im Beiwagen angewiesen, der nichts anderes war als eine offene Droschke mit vier freien Sitzen, die vielleicht etwas weniger weich waren als die Sitze auf der „Imperiale", aber womöglich noch einen besseren Ausblick gewährten als jene. So konnte ich die Fahrt auf der Gotthardstraße in vollen Zügen genießen.

Und was war das für eine Fahrt! Zunächst ging es das wundervolle Reußtal mit seiner üppigen Vegetation hindurch nach Amsteg. Hatten am Vierwaldstätter See das Rütli und die Tellsplatte Erinnerungen an Schillers „Tell" wachgerufen, so ward es nun, als wir hinter Flüelen den Flecken Altdorf, die Stätte des legendären Apfelschusses, passierten, ganz und gar unmöglich, nicht des großen Dichters zu gedenken, der diese Gegend, die er doch nie gesehen, so wirkungsvoll besungen hat. Wie beherrschte die Gemüter die von ihm zu dauerndem Leben gebrachte Legende, wie tot war den Herzen ihr gegenüber die von der Forschung festgestellte historische Wahrheit! Man müßte diesen Sieg der verklären-

den Sage über die enthüllte Wahrheit schwer beklagen, wenn es nicht zugleich ein Sieg des Strebens wäre, sich Ideale zu erhalten, die uns über die Kleinlichkeiten und Bedenklichkeiten des Alltags erheben. Mögen die Waldstätter, die sich gegen das Regiment der Habsburger auflehnten, in Wirklichkeit bornierte Viehzüchter gewesen sein, die jenem gegenüber, geschichtlich betrachtet, reaktionär waren, so war ihr Kampf selbst doch ein Kampf ums Recht und ist als solcher wert, im Gedächtnis fortzuleben. Die Menschen sehen im „Tell" den idealen Rächer eines vergewaltigten Volkes, und wohl ihnen, wenn sie sich den nicht nehmen lassen.

Mit solchen Gedanken erfüllten mich die Bilder an den Häusern, die man bei der Durchfahrt durch Altdorf zu sehen bekam, und von denen sich viele auf den Kampf der Waldstätte bezogen. Die Inschriften an den Läden und Wirtshäusern dagegen erzählten uns, daß proletarische Kinder Italiens es seien, die die im Werden begriffene Gotthardbahn bauten. Fast bei keiner fehlte neben dem deutschen der italienische Titel.

Von Amsteg ab steigt die Fahrstraße in unzähligen Windungen aufwärts, immer von neuem über die von steinernen Brücken überbaute Reuß hinweg, die der Reisende auf diese Weise bald zur Rechten, bald zur Linken, fast immer aber tief unter sich hat, wo sie schäumend und tosend über größere und kleinere Steinblöcke hinweg ihren Weg sich bahnt. Da es herrliches Wetter war, herbstklar bei frischer, aber nicht kalter Luft, verließ alles Männliche — für Damen ward das damals noch nicht als schicklich betrachtet — die Sitze und stieg zu Fuß bergan auf Zwischenpfaden, die den Weg so stark abkürzten, daß man stets dem Postwagen ein gutes Stück voraus sein konnte, ohne sich sonderlich anzustrengen. Wurde die Straße

ebener und konnten infolgedessen die Postpferde Galopp traben, so nahm man die Sitze wieder ein, um sie bei neu beginnender Steigung sofort wieder zu verlassen und das vorherige Spiel fortzusetzen. Diese Partien eigenen Aufstiegs bildeten die schönsten Stücke der „Fahrt". Auf beiden Seiten in immer neuen Formen machtvoll emporragendes und streckenweise noch bewaldetes Gebirge, droben ein wolkenfrei blaues Himmelszelt, auf den Pfadrändern die liebliche Alpenvegetation und unten die von reichlich bewachsenen Ufern eingerahmte brausende Reuß, dazu die leichtere, zart würzige Luft — alles das vereint wirkte wie Zauber auf das Gemüt. Die Märchen, die man in den Kinderjahren gelesen, tauchten in der Erinnerung auf, man sah sich in der dort beschriebenen Welt, die Stille um einen herum — ich hielt mich zumeist in achtungsvoller Entfernung von den übrigen Fahrgästen — schuf eine Stimmung, in der die naturgeschichtlich falschen und menschengeschichtlich doch so viel Wahrheit umschließenden Worte des Dichters Erlebnis wurden:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Viel zu früh fiel der Abend hernieder und nötigte uns nunmehr, ununterbrochen die Fahrt zu Wagen fortzusetzen. Als wir durch Göschenen fuhren, bewegte es sich in kurzen Abständen wie Glühwürmchen an uns vorüber. Beim Tunnelbau beschäftigte italienische Arbeiter suchten mit ihren kleinen Handlaternen ihre Quartiere auf. Sonst bekamen wir, so sehr sich das Auge auch anstrengen mochte, herzlich wenig davon zu merken, daß hier eines der Wunderwerke menschlicher Technik in Ausführung begriffen war. Ein im Dienst der Gotthardbahn-Gesellschaft beschäftigter junger schweizerischer Ingenieur, der bis hierher mit uns gefahren war, hatte uns übrigens er-

zählt, daß, vor so schwere Aufgaben der Bau des großen Tunnels auch die Ingenieurkunst stelle, die für die Herstellung der Zufahrten zu lösenden Aufgaben sie doch noch in Anforderungen überträfen, und auf wen machen nicht in der Tat heute die geheimnisvollen Kehrtunnels und Schleifen einen tieferen Eindruck, als der langgestreckte Weg unter dem alten Riesen hinweg. Wobei wir jedoch die Glanzleistung der Präzisionsapparate und ihrer Benutzung nicht vergessen dürfen, dank deren die von Norden und von Süden her gleichzeitig vordringenden Durchschlagsarbeiter in genauester Verwirklichung des Plans zu gegebener Zeit in der Mitte des Tunnels direkt aufeinanderstießen.

Bei völliger Dunkelheit durchfuhren wir den die Schöllenen genannten großartigsten Teil der Gotthardstraße, wo diese sich zu einem von riesenhaften Granitfelsen schluchtartig umschlossenen Paßweg verengt, die Reuß tiefer und wilder tost, nur vereinzelt noch Bäume den Felsmassen nachstreben. Hier, wie an der Teufelsbrücke und am Urner Loch fuhren wir vorbei, ohne mehr als matte Umrisse zu sehen, die kaum ahnen ließen, was sie bargen, und langten gegen 10 Uhr in Andermatt an, wo ich nach eingenommenem Nachtmahl mich bald in mein Schlafzimmer zurückzog. Denn ich fühlte nun starke Müdigkeit sich meiner bemächtigen.

Als ich aufwachte, war heller Tag, und unter mir lärmte es ganz gewaltig. Aber nicht Menschen vollführten das laute Geräusch. Vielmehr stellte sich, als ich seiner Ursache nachforschte, heraus, daß dicht bei meinem Gasthaus und fast unmittelbar unter meinem Zimmer vorbei die Reuß über Gesteine hinweg einen ganz artigen Wasserfall bildete. Da der Zeiger auf 9 Uhr wies, hatte ich somit elf Stunden geschlafen, ohne von dem Lärm das geringste zu merken. Die Nerven

hatten für die zwei schlaflosen Nächte in der Eisenbahn ihren Tribut eingeholt, denn dem Alter nach war ich schon über jene Jahre hinweg, wo man sich ohne besondere Umstände eines so glücklichen Schlafes erfreut. Aber ich habe auch später noch bis in mein jetziges Alter hinein die Beobachtung gemacht, daß, falls nicht ganz besondere körperliche Leiden, chronische Nervenschwäche oder quälende Sorgen uns den Schlaf rauben, man sich nicht sonderlich aufzuregen braucht, wenn einmal Morpheus eine ganze Nacht hindurch streikt. Die zweite oder spätestens dritte Nacht stellt er sich dann doch ein. Wenn auch nicht immer unter so glücklichen Umständen, wie an jenem Tage in Andermatt.

Unten im Gastzimmer erfuhr ich, daß ich nichts versäumt hatte. Die Post setzte erst um 1 Uhr mittags die Fahrt fort, und die Gäste machten in der Zwischenzeit Spaziergänge.

Das tat ich denn auch, sobald ich gefrühstückt hatte, und zwar wandte ich sofort den Weg zurück nach dem in der Dunkelheit durchfahrenen Teil der Gotthardstraße, wobei es leider unvermeidlich war, daß ich die von Schiller beschriebene Entwicklung des Weges rückwärts nehmen mußte. Zuerst das „lachende Gelände" des sich kilometerweit ausdehnenden Ursenertals,

„wo der Herbst und der Frühling sich gatten".

Und lachend lag es in der Tat in der Morgenfrische vor mir, umgeben von den letzten Höhen der Bergriesen, durchflossen von der schnell dahineilenden, grünschäumenden Reuß, bewachsen mit Gräsern und Blümchen der Alpenwelt und belebt durch weidende Rinder, deren Glockengeläut, so unmusikalisch es ist, doch durch die Umgebung und Umstände geadelt einen eigenen Reiz ausübt. Enttäuschend wirkte das Urner

Loch. Es hatte selbst für den noch wenig Gereisten nichts von dem schwarzen Felsentor,

„kein Tag hat's noch erhellt".

Und eher, als „im Reiche der Schatten" könnte man sich in der Sächsischen Schweiz glauben, deren „Kuhstall" getauftes Felsentor den Vergleich mit jenem alten Tunnel wohl aushalten kann. Über alle Beschreibung hinaus bewahrheiteten dagegen die Teufelsbrücke und die Schöllenen ihren Ruf. Von der prächtig breiten Gotthardstraße selbst aus gesehen erweckten sie zwar nur Bewunderung und schönen Schauer. Blickte man aber hinab auf die alte, saumpfadartige Straße, die zu Schillers Zeit über den Gotthard führte, und läßt man in der Phantasie Wanderer mit beladenen Maultieren diesen alten Weg ziehen, dann empfindet man auch die Berechtigung des Verses:

„Am Abgrund leitet der schwindlichte Weg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben,
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken."

Von jenem schmalen Weg aus muß wirklich die erdrückende Wucht der überragenden Granitriesen und die wilde, jeden menschlichen Widerstand spielend beseitigende Gewalt der die Felsschroffen wie gepeitscht hinabjagenden Reuß jedes andere Gefühl hinter dem Bewußtsein der Gefahr zurückgedrängt haben, und wir verstehen, wie im Bewußtsein der Menschen früherer Jahrhunderte diese Bergpässe nur als „Straßen der Schrecken" lebten.

In Goethes „Reise in die Schweiz, 1797" ersehen wir, wo er den Weg auf den Gotthard beschreibt, wie oft damals Ver-

schüttung von Teilen des Weges durch herabstürzendes Gestein vorgekommen sein muß*).

Heute spricht man von Lawinen fast wie von gezähmten Löwinnen. Die Straßen, auf deren Höhen sie lauern, dienen dem Verkehr meist nur in Jahreszeiten, wo die Lawinen bil-

*) Ich kann nicht umhin, hier eine Stelle aus Felix Mendelssohn-Bartholdys Reisebriefen anzufügen, die mir, seit das Obige geschrieben wurde, zu Augen kam. Sie ist dem aus Flüelen vom 10. August 1831 geschriebenen Brief an Mendelssohns Schwestern entnommen und schildert den Eindruck, den der berühmte Komponist, der noch die alte Gotthardstraße bereist hatte, von der damals neuen jetzigen Straße empfing:

„Die Gotthard-Straße kennt Ihr in ihrer Schönheit; man verliert viel, wenn man von oben herunterkommt, statt von hier hinauf; denn die große Überraschung des Urner Loches geht ganz verloren, und die neue Straße, die mit der Pracht und Bequemlichkeit der Simplon-Straße angelegt ist, hat den Effekt der Teufelsbrücke aufgehoben, indem dicht daneben ein anderer, neuer, viel kühnerer und größerer Bogen hingestellt ist, der die alte Brücke ganz unscheinbar macht, während doch das alte Gemäuer viel romantischer und wilder aussieht. Aber wenn man auch den Blick auf Andermatt verliert, und wenn auch die neue Teufelsbrücke wenig poetisch ist, so geht man den ganzen Tag lustig bergab auf der ebensten Straße, man fliegt ordentlich bei den Gegenden vorüber, und statt, wie früher, vom Wasserfalle auf der Brücke bespritzt und vom Winde gefährdet zu werden, geht man jetzt hoch über dem Strom und zwischen festen Mauergeländern sicher hinüber."

Daß an bestimmten Stellen der Straße der Abstieg deren Reize nicht so wirkungsvoll hervortreten läßt, wie der Aufstieg, ist unzweifelhaft richtig, wie jeder Fußwanderer wohl schon an sich erfahren hat. Ähnlich wie Mendelssohn mit der Gotthardstraße ist es mir mit der Via mala ergangen. Als ich bei einer Fußtour von Chiavenna her über den Splügen die Via mala von oben hinunter marschierte, kam sie mir nicht nur gegenüber der Majestät des Splügenpasses wie eine Miniatur dieses vor, auch ihre landschaftlichen Reize, ihre Wasserfälle usw. machten nur einen matten Eindruck. Was dagegen die Teufelsbrücke anbetrifft, so hat sie in ihrer heutigen Gestalt nur den einen Effekt des romantischen Gemäuers eingebüßt. Ihre Hauptwirkung aber, der Eindruck des gewaltigen Sturzes der Reuß unter ihr, hat meines Erachtens in Bezug auf Schönheit gewonnen, was er an Wildheit verloren hat.

dende Loslösung von Schneemassen so selten vorkommt, wie das Ausbrechen von Löwen aus Menagerien. Die Schrecken der Natur werden überwunden, unsere sich Zivilisation nennende Kultur rühmt sich dessen stolz und — überbietet sie zugleich. Wir müssen Zehntausende und Aberzehntausende von Jahren zurückkonstruieren, um auf Katastrophen zu stoßen, wo blindwütende Elemente so viel Zerstörung anrichteten und Leben zerstörten, wie es nun von Kulturmenschen in der Katastrophe geschieht, die wir als Zeitgenossen erleben.

Gedanken anderer Art erfüllten mich, als ich am 15. Oktober 1878 die Schöllenen entlang wanderte. Zwar erinnert auch dort eine Inschrift an Krieg und Menschenvernichtung durch Menschen. Sie erzählt von den Kämpfen zwischen Russen und Franzosen im September 1799, als Suworow seinen verheerenden Übergang über den St. Gotthard vollzog. Aber das lag drei Menschenalter hinter uns zurück, wer mochte jetzt von Kämpfen zwischen Russen und Franzosen träumen? Eher wäre es im Frühjahr 1878 zu einem Krieg zwischen England und Österreich-Ungarn auf der einen und Rußland auf der anderen Seite gekommen, als die erstgenannten Staaten mobilisierten, um die von Rußland im Friedensschluß von San Stefano der Türkei abgezwungenen Zugeständnisse zu Fall zu bringen. Welcher Zusammenstoß jedoch durch den gerade beendeten Berliner Kongreß von Juni/Juli 1878 abgewendet worden war — das einzige, was diesem Gutes nachgesagt werden kann. Aber der Sommer 1878 hatte in Deutschland aus Anlaß der Attentate zweier Wirrköpfe — des Halbanarchisten Max Hödel und des Eigenbrödlers Karl Nobiling — auf Wilhelm I. eine furchtbare Hetze gegen die Sozialdemokratie und Auflösung des Reichstags mit der Wirkung zahlenmäßiger und moralischer Schwächung der Linken des

Reichstags gezeitigt, und ein von der Reichsregierung eingebrachtes Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie hatte schon in zweiter Lesung eine Mehrheit gefunden und stand nun vor der Annahme in dritter Lesung. Wie würde es der Partei unter diesem Gesetz ergehen? Ehe ich Berlin verließ, hatten wir in vertraulichen Beratungen diese Frage erörtert und waren zu der Überzeugung gekommen, daß die Verhältnisse uns nötigen würden, zunächst eine abwartende Haltung einzunehmen. Noch waren die Machtmittel der Partei verhältnismäßig bescheiden, ihre Presse mit wenigen Ausnahmen nicht entfernt in der Lage, mit der bürgerlichen Presse zu konkurrieren, und starker Geschäftsdruck mit entsprechendem Beschäftigungsmangel lähmte überall die Widerstandskraft der Arbeiter. Die nächste Zukunft der Partei hing davon ab, welche Gestalt das Gesetz in der endgültigen Beschlußfassung erhalten und wie es von den Behörden gehandhabt werden würde. Obwohl nun die wenigsten unter uns ahnten, bis zu welcher Höhe der Auslegungskunst es die maßgebenden Instanzen in dieser Hinsicht treiben würden, mußte man doch auf arge Schläge gefaßt sein, und so hing über der Partei, der ich mit ganzer Seele ergeben war, ein überaus wolkenschwerer Himmel. Bei der Wanderung durch die Schöllenen trat das alles wieder vor meine Seele, und quälende Gedanken bedrängten mich.

Zum Glück war ich, wie an Lebenserfahrung, so auch im Temperament erheblich jünger, als meine Jahre. Die melancholischen Betrachtungen schwanden, als ich auf dem Rückweg von neuem vor der Teufelsbrücke stand, wo, von der nun schon ziemlich hoch am Himmel stehenden Sonne beleuchtet, die aufspritzenden Staubteilchen der als Gischt in die Tiefe herabstürzenden Reuß wie unzählige Diamanten glitzerten

und zwischen sie hindurch, je nach dem Stande des Beschauers, Regenbogen im schönsten Farbenglanz sich darboten. Ein Bild unaufhaltsam rasender Bewegung, die sich jeden Augenblick ergänzt und durch diese nie ablassende Ergänzung zugleich wieder Beständigkeit wird. Immer der gleiche, stürmisch einherjagende und in wuchtigem Fall sich zerstäubende Fluß, und nie ein völlig gleiches Zusammenspiel der unzähligen Wasserstäubchen, dem zuzuschauen man daher auch nicht müde wird. Wenn Schiller von der alten Teufelsbrücke sang:

„Es schwebt eine Brücke hoch über dem Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's keiner verwogen —"

so haben Vergangenheit und eine nur wenig spätere Zeit ihn Lügen gestraft. Auch die alte Brücke war erbaut von Menschenhand, und Menschenhand errichtete 1830 hier in noch größerer Höhe eine sehr viel breitere und massivere Brücke. Um so treffender malt dagegen sein Dichterwort Wechsel und Beharrlichkeit des Bildes:

„Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie."

Erst als es Zeit wurde, sich zur Weiterfahrt zu rüsten, trennte ich mich von diesem Schauspiel. Man verließ das Gasthaus etwas früher, als dies die Post tat, um den ganzen Weg durch das Ursenertal und noch ein gutes Stück der oberen Gotthardstraße zu Fuß zurückzulegen. Diese verliert jedoch bald erheblich an Reiz. Die Vegetation wird immer ärmer, der Weg immer eintöniger, und nur die sehr kahlen und niedrigen Zufluchtshäuser am Wege — Kantonièren genannt — bilden statt der Dörfer, wie Erstfeld, Wasen, Göschenen, denen wir zwischen Altdorf und Andermatt begegneten, Ab-

schnitte für den Reisenden. So lassen wir uns den größten Teil dieses Weges zu Wagen befördern und schauen erst auf der Paßhöhe wieder mit lebhafterem Interesse aus, weil es uns verlangt, den Tomasee zu sehen, der die „Heimat des Rheins" bildet. Er bietet keinen sehr hinreißenden Anblick: ein stiller See mit reizlos flachen Ufern, an denen nichts vorgeht. Aber von dem Zauber, den der Name des aus ihm abfließenden späteren Stromes auf uns ausübt, fällt auch ein Teil auf ihn, und wir betrachten ihn mit dem Respekt, den man dem Großvater einer bedeutenden Persönlichkeit schuldet. Beim Hospiz auf der Höhe ist Haltestelle der Post. Wir steigen aus, nehmen eine Erfrischung zu uns und dann geht's weiter, dem Abstieg nach der Südseite zu.

Ich erhielt jetzt einen Sitz im Kupee und als Nachbar einen jungen Franzosen, der sich mir bald als ein nützlicher Gefährte erwies, indem er mir ein Gefühl abnahm, das den Genuß der Fahrt abwärts sonst leicht beeinträchtigt hätte. Sobald nämlich der Weg nach unten zu sich wendet, macht die Beförderung einen gefährlichen Eindruck. Die Straße führt in großen Kehren an steilen Abhängen vorbei, die Pferde aber, von denen der Kutscher nur die zwei vorderen an einem dünnen Lenkseil hält, traben mit rastloser Geschwindigkeit abwärts, so daß trotz der Breite des Wegs nur ein mäßiges Fehlgreifen an einer der Wendungen dazu zu gehören scheint, um uns allesamt in die Tiefen zu stürzen. In Wirklichkeit mag die Sache nicht sehr gefährlich sein und auch von außen betrachtet nicht so arg ausschauen, wie vom Kupeefenster aus. Hier aber schien jede Wendung uns hart an den Abgrund zu bringen. Ich muß gestehen, daß mir zuerst etwas unheimlich dabei zumute wurde. Dann aber merkte ich, daß mein Nachbar das gleiche Gefühl in sehr viel stärkerem Grade hatte als ich.

Immer wieder packte er mich und stieß dabei in etwas gepreßtem Ton Worte heraus, die Bewunderung kundgeben sollten, aber Angst verrieten. Und merkwürdig — statt daß seine Ausbrüche mich ansteckten, riefen sie in mir die entgegengesetzte Stimmung hervor. Der Mensch tat mir leid, aber daneben zuckte es durch meinen Kopf: „Der ängstigt sich für zwei, da kannst du deinen Teil sparen." Mit größerer innerer Ruhe als vorher ließ ich das Auge über die uns umgebende Landschaft und auf den vor uns liegenden Weg schweifen. Die Granitwände des Gebirges schienen mir noch steiler abzufallen als auf der Nordseite, die Schluchten neben uns waren ersichtlich tiefer. Nur in mäßigen Abständen eingetriebene Steine von noch nicht einem Meter Höhe säumten die Bergstraße ein; sie konnten, wenn wirklich das Gefährt dem Rand zutrieb, im besten Fall den Sturz etwas aufhalten, aber kaum ihn verhindern. Dazu hätte es einer solchen Last gegenüber, wie unser Gefährt sie bildete, schon einer recht soliden Mauer bedurft. Aber waren wir denn wirklich in Gefahr? Gewiß, wir bewegten uns rasch vorwärts, aber die Sinne täuschten uns eine größere Schnelligkeit vor, als der Wirklichkeit entsprach, und die Windungen waren genügend weit voneinander entfernt, um dem Kutscher Zeit zum ruhigen Lenken der Pferde zu lassen. Es dauerte denn auch eine tüchtige Weile, bis wir das nächste Ziel der Fahrt, Airolo, erreichten. Leider! Denn der Nachmittag wich dem Abend, die Dämmerung fiel hernieder, und noch ehe wir in Airolo einfuhren, das man in guter Entfernung schon vor sich erblickt, sahen wir vom Wagen aus, wie unten die Lichter angezündet wurden. Sie erleuchteten den Ort nur sehr dürftig, denn noch wußte man nichts von elektrischem Licht. Man konnte, unten angelangt, nur wenig unterscheiden. Arbeiter

bewegten sich still — sie kamen offenbar von der Arbeit — durch die Straße, wo die Post hielt, und in deren Mitte auf roh gezimmerten Tischen Waren ausgeboten wurden. Ein trotz der verschwimmenden Umrisse — oder vielleicht gerade deshalb — doch wieder auf die Phantasie wirkender Eindruck.

Die Schönheiten der Fahrt von Airolo über Faido nach Biasca gingen uns, da nun völlige Dunkelheit eingetreten war, zu meinem großen Bedauern ganz verloren. Von Biasca aus konnte man schon auf einem fertigen Stück der Gotthardbahn bis Bellinzona fahren, wo wiederum übernachtet werden mußte. Hier merkte ich, daß wir im italienischen Sprachgebiet waren. Der Wirt des Gasthauses, in dem ich abstieg, sprach außer Italienisch nur ganz wenig Französisch, und auch das ungrammatikalisch, so daß wir uns herzlich schlecht verständigen konnten. Doch wies er mir ein schönes Zimmer an mit einem untadelhaften französischen Bett, in das ich mich zwar nicht sofort zu schicken wußte, das mich aber recht lange zu fesseln verstand. Der Zeiger war wieder weit über die Morgenstunde vorgerückt, als ich aufwachte.

Von der eigenartigen Stadt, die mit Locarno und Lugano abwechselnd die Ehre geteilt hat, Sitz der Regierung des Kantons Tessin zu sein, habe ich wenig zu Gesicht bekommen. Mein Wirt konnte mir wegen der geschilderten Sprachschwierigkeiten nicht gut Bescheid sagen, und da die Post nach Lugano schon vor 10 Uhr aufbrach, mochte ich es nicht auf die Zufälle einer improvisierten Entdeckungsreise ankommen lassen, so gerne ich die Lombardentürme Bellinzonas näher besichtigt hätte.

Auch der letzte Teil der Fahrt war vom schönsten Wetter begünstigt. Der Weg ging über den von Kastanien bewachsenen Monte Cenere, den heute ein ziemlich langer Tunnel

durchschneidet, so daß die mit dem Gotthardzug Reisenden von seiner anmutigen Schönheit nur wenig gewahr werden. Mir wurde sie in vollstem Maße zuteil. Ich hatte nur zwei Reisebegleiter, Ortsansässige, mit denen ich mich schlecht verständigen konnte. Aber sie dienten mir unbewußt als Wegweiser. Selbstverständlich ging es wieder sofort aus dem Postwagen heraus, als der Fahrweg zur Bergstraße wurde, und bevor er den Gipfel erreichte, sah der Wagen uns nicht wieder. Es war unmöglich, nicht jede Minute des Spazierganges — denn weiter war der Aufstieg nichts — voll auszunutzen. Noch war das Laub nur erst zum Teil gefallen, die Bäume zeigten alle noch die schönen, den Blättern des Nußbaums ähnlichen Blätter der Edelkastanie, vom Boden aber strömte schon der eigenartige Geruch aus, den gefallenes Laub im Herbst verursacht und der wohl jeden Freund des Waldes anheimelt. Wandte man den Blick rückwärts, so fiel er auf eine von Bellinzona, das wir nun unter uns sahen, bis an die nördlichen Ufer des Lago Maggiore sich ausdehnende Landschaft, deren Schönheit im Lichte der am klaren, blauen Himmel leuchtenden Sonne ganz besonders vorteilhaft sich darbot. Ein Gefühl unbeschreiblicher Wohligkeit erfüllte mich den ganzen Tag. Damals und später immer wieder habe ich die Beobachtung gemacht, daß sich's im Frühherbst, wenn nicht am schönsten, so doch am angenehmsten wandert.

Oben auf dem Gipfel des Cenere hielt der Wagen an der Poststation eine Weile, um den Reisenden Zeit zur Einnahme eines Mittagsmahls zu lassen. Dann hieß es Platz nehmen, da es nun im Galopp weiterging, erst noch eine tüchtige Strecke ebenen Wegs und dann abwärts dem Luganer See zu. So schön zwar auch dieser Teil der Fahrt war, so konnte er doch den Vergleich mit dem Aufstieg nicht aushalten. Ich

habe beim Fahren nie den vollen Genuß des Reisens empfunden, kann im Wagen niemals ein Gefühl des Gefangenseins völlig loswerden. Nur wer zu Fuß wandert, ohne in kurzer Zeit übergroße Strecken zurücklegen zu müssen, oder wer sein Gefährt selbst lenkt, ohne durch Nebenrücksichten eingeengt zu sein, kann sich als Reisender frei fühlen. Nur wenn ich zu Fuß war, drängten sich mir Geibels Verse auf die Lippen:

„O wandern, o wandern, du freie Burschenlust.“

Dabei kann ich nicht einmal behaupten, ein besonders guter Marschierer zu sein. Die Sache ist rein seelisch. Es ist keine Redensart, wenn ich dies Empfinden als Zeichen eines Hanges zum Landstreichertum bezeichne. Etwas davon mag in jedem Menschen stecken, bei mir aber ist es ein so großes Stück, daß ich bei den Berufen, die ich verfehlt habe — es sind nämlich, wie übrigens bei den meisten Menschen, deren mehrere —, die Berufung zum Landstreicher an ziemlich vordere Stelle zu setzen habe. Noch in Jahren, wo bei anderen sich das längst gelegt, plagte mich der Trieb, in Wahrheit singen zu dürfen:

„Und find ich keine Herberg',
So lieg ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel,
Die Sterne halten Wacht.“

Immerhin hatte auch die Fahrt den Cenere nach dem Süden herunter ihre großen Reize. Nun war es Nachmittag geworden, die Herbstsonne schien warm vom Himmel herab, die Landschaft wurde belebter, wir fuhren an Menschen, Tieren und Weilern vorbei, unablässig ertönte durch das Gestampf der Pferde und Rollen der Räder das Geläut der den Pferden angehängten Glöckchen, und in der Ferne stiegen die weithin sichtbaren Gipfel der Berge, die den Ceresio umrahmen, immer höher am Horizont empor, bis schließlich der sich vielfach win-

dende See selbst stückweise zum Vorschein kam. Immer heftiger feuerte der Kutscher die Pferde an, immer rascher stürmten diese einher, bis sie zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags in Lugano einfuhren, um bei der Post — damals noch in der Via Canova — haltzumachen. Das Reiseziel war erreicht.

Mein Parteigenosse und nunmehriger Chef Höchberg erwartete mich an der Haltestelle und führte mich, nachdem wir uns begrüßt hatten, in das dicht am See im Zentrum der Luganer Bucht gelegene Hotel Washington, wo er nach dem See zu im obersten Stockwerk drei nebeneinandergelegene Zimmer für uns gemietet hatte, eines davon für sich, eines für mich und das dritte als „Salon". Als ich, nach Erneuerung meines äußeren Menschen, auf die von einem Gitter eingefaßte Außengalerie trat, die sich die Fenster entlang hinzog, offenbarte sich mir der Luganer See in seiner ganzen Pracht. Anmutige Ufer umsäumten ihn in der Bucht, in wundervollem Blaugrün erglänzte die spiegelblanke Fläche, und wie aus ihr hervortauchend erhob sich rechts gegenüber, so nahe, daß man glaubte, zu ihm hinüber rufen zu können, kegelförmig emporstrebend der lieblich bewachsene San Salvatore, während linker Hand, von jenseits des nach Westen gehenden Arms des Sees her die steilabfallenden Capriner Berge mit ihrem dunkleren Grün gar feierlich dreinschauten. Nur wenige Fahrzeuge waren auf dem See zu erblicken, und auch unten am Hafen ging es sehr ruhig zu. Es war ein wundervolles Bild, wie es heute in ganz gleicher Stimmung kaum noch sich wiederholt. Zwar sind Landschaft und Farben noch die gleichen. Aber mit dem zauberischen Frieden, der auf dem Ganzen lag, ist es vorbei.

II.

Vor drei Jahrzehnten in und um Lugano

Als ich im verhängnisvollen Monat Juli 1914 nach einer Pause von einem Vierteljahrhundert Lugano einen kurzen Besuch abstattete, war mein erster Eindruck eine ziemliche Enttäuschung. Wohl war ich darauf vorbereitet, die Stadt, die 1878, zur Zeit meines ersten Aufenthalts, erst ein paar Tausend Einwohner gezählt hatte, erheblich größer und in höherem Grade denn in jenem Jahre als Fremdenstadt wiederzufinden, und nahm es als selbstverständlich hin, daß nun eine um ein Vielfaches größere Reihe Häuser, als damals, die Bucht des Sees umrahmt, daß eine elektrische Straßenbahn die Stadt durchzieht und sie auf beiden Seiten mit Vororten verbindet, und daß Läden und Wirtschaften sich in sehr viel größerer Eleganz darbieten. Auch wußte ich manches des Neuen, insbesondere die inzwischen erstandene schattige Promenade am See mit ihren Schmuckanlagen, durchaus zu würdigen. Durch sie erhält Lugano den Anstrich eines Luzern in verkleinertem Maßstabe.

Aber noch in einem anderen Sinne konnte und kann man von einem kleinen Luzern sprechen. Die vielen, vielen palastartigen neuen Hotels und Pensionen, die sich den See entlang aneinanderreihen, sie könnten, stattlich wie sie sind, ebenso gut wie Lugano auch Luzern angehören. Oder auch jedem anderen Fremdenort. In dem Maße, wie sie räumlich

gewachsen ist, hat die Stadt an Charakter verloren. Die Eigenart ihres einstigen Wesens ist, wenn auch nicht völlig verschwunden, so doch arg zusammengeschrumpft und wird erdrückt von einem Zuwachs, der alles mögliche darbietet, nur das nicht, was dieser Eigenart entsprechen würde.

Im Jahre 1878 war Lugano in Bauart und im Wesen seiner Bevölkerung noch eine völlig italienische Stadt. Da die Gotthardbahn noch vor ihrer Vollendung stand, ward es vom Norden her fast nur von Auserwählten besucht, die kein großes Heer bildeten. Vier oder fünf Hotels mit nicht übergroßer Zimmerzahl genügten, die zahlungsfähigen Besucher unterzubringen, der Rest der Unterkunftsstellen waren Herbergen — alberghi — italienischen Stils für Arbeiter und sonstige wenig bemittelte Elemente. Italienisch im Stil gaben sich, wie die Straßen, so die Wohnhäuser, die Läden und die Wirtschaften. Auch die Bedienung in diesen war mit wenigen Ausnahmen rein italienisch. Die Ausnahmen in den Läden wurden durch Inschriften bekanntgegeben, die mitteilten, daß man Französisch oder Englisch oder beides spreche, von Deutsch war noch kaum die Rede. Selbst in dem einzigen Café etwas besserer Gattung, dem Café Tereni an der Nordostecke des Regierungsgebäudes — des jetzigen Stadthauses — radebrechte nur der eine der beiden Kellner neben dem Italienischen noch ein paar Sätze Französisch und Englisch. Wollte man gut verstanden sein, so mußte man auch mit ihm die Landessprache sprechen.

Ganz italienisch war auch das kleine, östlich vom Regierungsgebäude errichtete Theater, von dessen Existenz heute kein übriggebliebener Stein mehr erzählt. Da gerade eine Truppe dort Vorstellungen gab, ging ich an einem der ersten Abende nach meiner Ankunft hinein. Für ein sehr bescheidenes Ein-



Karl Höchberg
(1883)

trittsgeld ward ich in den Raum eingelassen, den man bei uns Parkett nennt. Hätten nicht ganz in dessen Vordergrund drei rohgezimmerte Bänke Sitzplätze dargeboten, deren Benutzung einen kleinen Aufschlag kostete, so wäre dieser ganze Raum Stehplatz gewesen. Und wie ward er benutzt! Das Theater war an dem Abend nur mäßig besucht, und in ungeordneten und gar nicht sehr still sich verhaltenden Gruppen stand das Publikum im Saal herum. Ja, zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß einer der Besucher seinen Hund mit hatte, dem er von Zeit zu Zeit mit einem zugeworfenen Bissen die Langeweile vertrieb. Fast noch völlig des Italienischen unkundig, konnte ich nicht feststellen, ob man auf der Bühne ein Drama oder ein Lustspiel aufführte. Kundige unterrichteten mich später, daß dies für das Benehmen des Publikums grundsätzlich gleichgültig gewesen sei.

Der ganze untere Zuschauerraum war für die ärmeren Bevölkerungsklassen bestimmt. Was sich zur bürgerlichen Gesellschaft im Klassenbegriff des Wortes zählte, hielt nur die Benutzung der Logen für passend. Diese zogen sich die ganzen Ränge entlang; offene Rangsitze, wie man sie bei uns hat, konnte ich nicht entdecken. Die Logen wurden von Bürgerfamilien für die ganze Zeit, wo die Truppe spielte, gemietet, man ging abends in seine Loge, um sich zu unterhalten, wobei die Aufführung auf der Bühne oft die Nebenrolle spielte. Die Familien besuchten einander, ward mir erzählt, im Theater von Loge zu Loge und schwatzten dabei nach Herzenslust. Nur wenn oder solange es den Schauspielern gelang, das Publikum in nennenswerte Spannung zu versetzen, herrschte jene völlige Ruhe im Zuhörerraum, an die man bei uns während der Vorstellungen gewöhnt ist. Als ich einige Jahre später einmal jemand, den ich in Lugano

kennengelernt hatte, in Zürich zu einer Opernaufführung ins dortige Theater mitnahm, geriet er fast außer sich darüber, daß man sich dort, solange der Vorhang hoch war, „still wie bei einer Predigt" verhielt. Dieser jemand war kein Geringerer als der französische Sozialist Benoit Malon, der im Jahre 1871 Mitglied der Pariser Kommune gewesen und nun auf dem Wege war, einer der Begründer der sozialistischen Arbeiterpartei Frankreichs zu werden.

Verweilen wir indes zunächst noch etwas bei der Stadt Lugano und ihrer Einwohnerschaft, wie sie sich mir 1878 darboten. So italienisch viele der Sitten hier anmuteten, so wenig entsprach der allgemeine Volkstypus dem Bilde des Italieners. Sonnabends und Sonntags sammelte sich viel Arbeitervolk auf dem großen Platz vor dem Regierungsgebäude, der heutigen Piazza della Riforma, aber nicht, um zu demonstrieren, sondern um zu sehen oder zu hören, was es Neues gäbe, oder sonst der Abwechslung halber. Da fiel mir erstens auf, wie ruhig es dabei im ganzen zuging, und zweitens, wie wenig sich die große Mehrheit der Arbeiter in bezug auf Hautfarbe und Physiognomie vom Durchschnitt unserer deutschen Arbeiter unterschieden. Man war nicht umsonst im Gebiet der seit dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von germanischen und anderen nordischen Stämmen überfluteten Lombardei. Im übrigen muß die Ruhe der Masse auch ihrer großen Mäßigkeit im Trinken zugeschrieben werden.

Es ist eine allgemein gemachte Erfahrung, die zum Teil aus klimatischen Gründen sich erklärt, daß in den eigentlichen Weinländern die Bevölkerung sehr viel größere Mäßigkeit im Trinken übt, als dort, wo Bier und Branntwein den Wein ersetzen. Und im südlichen Tessin war damals wenigstens Wein noch völlig das Volksgetränk.

Dies wurde mir in drastischer Weise einige Tage vor meiner Abreise von Lugano im Frühjahr 1879 veranschaulicht. Für die Aufgabe, unser ziemlich umfangreiches Gepäck — neben mehreren Koffern noch ein halbes Dutzend ziemlich großer Kisten mit Büchern — zur Güterannahme zu befördern, hatte ich einen Schiffer und dessen Gehilfen gewonnen, und nachdem sie diese Arbeit besorgt hatten und von mir abgelohnt waren, lud ich sie gebührenderweise ein, mit mir noch in eine Wirtschaft einzukehren. Meinem heimatlichen Volksgetränk treu, wählte ich eine der inzwischen von mir ausgekundschafteten drei Gastwirtschaften Luganos, wo man neben Wein ein in Bellinzona gebrautes Bier erhalten konnte, bestellte für mich ein Glas davon und fragte meine Begleiter, ob sie Bier oder Wein haben wollten. Beide erklärten sich für Wein. Als wir aber dann beim Trinken waren, bemerkte ich, daß beider Augen immer wieder sich dem Bier zuwandten. „Ihr hättet wohl doch lieber Bier getrunken?" fragte ich. „O nein," ertönte es wie verwahrend aus beider Munde, „für uns ist Wein gut genug — basta per noi il vino." Obwohl nicht gerade übermäßig teuer (das Glas kostete dreißig Centesimi) war das Bier nach ihren Begriffen offenbar das vornehmere Getränk, ein Luxus, der nur den oberen Klassen zukam.

Lugano war der eleganten Welt für einen Winteraufenthalt nicht warm genug, die Hotels wiesen daher im Oktober 1878 nur noch vereinzelte Gäste auf, und so waren die Straßen der Stadt und der Weg den See entlang jedenfalls menschenleerer, als es in der eigentlichen Saison der Fall sein mußte. Doch wurde mir versichert, daß auch während dieser das Fremdenelement wenig auffällig hervortrete, der Grundzug des Lebens der Stadt vielmehr unverändert derselbe bleibe. Das war nun jetzt gründlich anders geworden. Ein rastloses Treiben

herrschte vor, und das überflutende Element der Fremden aus allen Ländern — jetzt vor allem Deutsche — nimmt dem Ort völlig seine Besonderheit. Die ruhige Via Nassa mit der alten, schöne Fresken Luinis darbietenden Klosterkirche Santa Maria degli Angioli war jetzt eine vom Tram durchfahrene moderne Avenue, in der die mächtigen Hotel- und Pensionsbauten die besagte Kirche vollständig erdrücken. Ebenso verändert ist die nach Osten sich hinziehende Via Canova, sowie der Platz, in den sie einmündet und der damals den östlichen Abschluß der Stadt bildete. Zu jener Zeit größer als heute, aber ungepflastert, war er an der Westseite von Werkstätten begrenzt, vor denen meist im Freien gearbeitet wurde, während dieser gegenüber auf Gestellen aufgehängte unverarbeitete Gewebe vom Dasein einer kleinen Weberei oder Bleicherei erzählten. Von der anderen Seite des Platzes ab führte eine schmale, die Mauer des Gartens der Villa Ciani hohlwegartig entlang laufende Straße zum weit ausgedehnten Campo Marzio, und eine dieses durchschneidende Baumallee entlang leitete der Weg zu dem am Fuße des Monte Bré gelegenen Weiler Cassarate, der nur erst einige wenige Arbeiterhäuschen aufwies. Jetzt ist die Via Canova nur noch Geschäftsstraße, die alten einfachen Läden italienischen Charakters haben modernen großstädtischen Läden Platz gemacht, aus der urwüchsigen Arbeitsstätte ist die wohlgepflegte Piazza dell'Indipendenza und aus dem Hohlweg die Viale Carlo Cattaneo geworden. Hier wie in Cassarate wiegt der Villencharakter vor — alles schmuck und gefällig, aber ohne jede Farbe.

Indes diese und die vorerwähnten Veränderungen muß man als unvermeidliche Folgen des Wachstums und des so gewaltig gestiegenen Fremdenbesuchs in den Kauf nehmen und ihnen die beste Seite abzugewinnen suchen. Worüber ich

mich aber gar nicht hinwegsetzen konnte und kann, das ist die mit den schön bewaldeten Anhöhen um Lugano vorgegangene Wandlung. Das ehedem so harmonische Bild dieser Umrahmung ist durch die Fülle der überall in wüster Unsystematik emporgeschossenen Riesenhotels, Pensionen und Privathäuser entsetzlich verunziert. Ein Blick auf die Anhöhen vom See oder von dessen Ufer aus fällt auf ein jeden Schönheitssinn beleidigendes Chaos. Einzeln für sich und aus der Nähe betrachtet mag jedes der Gebäude seine Schönheit haben, auf das Gesamtbild aber, das sie den von ihnen besetzten Anhöhen verleihen, paßt nur das Wort: abscheulich. Ein wahres Glück, daß weiter nach Osten hin dieser Segen aufhört, wie er auch den der Stadt nach Südosten zu gegenüberliegenden Monte Caprino und dessen Fortsetzung bis jetzt noch verschont hat.

*

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war Lugano ein wahres Flüchtlingsnest gewesen. Die Rebellen gegen Österreichs Herrschaft über die Lombardei fanden hier einen Zentralpunkt, von dem aus sie mit Leichtigkeit ihre Brandschriften und unter Umständen Waffen in das Österreich unterstellte Gebiet einschmuggeln konnten. Nach einem der berühmtesten italienischen Rebellen ist die Viale Carlo Cattaneo benannt. Von Lugano aus ward 1853 der Mazzinianische Mailänder Putsch ins Werk gesetzt. Aber nicht nur Italiener, sondern auch Revolutionäre anderer Nationalität wählten gern das stille, so romantisch am Ufer des Ceresio gelegene Lugano zum zeitweiligen Schlupfwinkel. In dem kleinen Flecken Besso oberhalb Lugano stand noch zu meiner Zeit ein einstöckiges Haus, in dem, wenn auch nicht unmittelbar nacheinander, so doch der Zeitfolge nach hintereinander der Italiener Giuseppe Mazzini, der Ungar Lajos Kossuth, der

Pole M. Langiewicz und der Russe Michael Bakunin gewohnt haben. Es versteht sich von selbst, daß ich eine mir gebotene Gelegenheit gern ergriff und mich eines Tages von einer Freundin der Familie Bakunin in diesen heiligen Revolutionsräumen herumführen ließ.

Jedoch auch vom Flüchtlingsleben merkte man, als ich nach Lugano kam, nur noch wenig. Die Zeit der national-politischen italienischen Konspiration war eben vorbei, wer von Mazzinianern noch in Lugano lebte, war dort geblieben, weil er daselbst seinen Unterhalt gefunden hatte, und verhielt sich still. Ein Exemplar dieser Spezies lernte ich in der Person eines Mannes — ich glaube, er war Buchhändler — namens Imperatori kennen, der nur noch für das vom Volk mit Leidenschaft betriebene Kugelspiel „alle bocce“, in der Luganer Mundart „alle bòtsch“ ausgesprochen, Interesse zu haben schien. Indes wurde mir doch auch die Bekanntschaft mit einem Vertreter einer ganz anderen Gattung italienischer Revolutionäre nicht vorenthalten. Ich war glücklich genug, noch den großen Ippolito P . . . i in Lugano zu finden.

Das war ein Typus, den es lohnte, kennen zu lernen. Ein Mann, wie geboren, der erste zwar nicht in Rom, aber doch — anderswo zu sein. Von Statur und Antlitz ein wahrhaft schöner Mann, groß, stattlich gebaut, mit dunklem Kopfhaar und Bart und blitzenden Augen, kam der „professore“ Ippolito P . . . i in seinem Äußern ganz und gar den Anforderungen nach, die man an einen seriösen Bassisten der italienischen Oper zu stellen berechtigt ist. Aber er war kein Opernsänger, und seriös . . . nein, seriös war Ippolito P . . . i auch nicht, so gern er seriös genommen werden wollte. Von Beruf Gymnasiallehrer, unterhielt er ein kleines Lehrinstitut und gab nebenbei ein radikales Halbwochenblatt „Il Republicano“

heraus, dessen Spezialität fulminante Schimpfartikel auf die katholisch-konservative Partei waren, die damals im Kanton Tessin regierte. Und fürwahr, an Vehemenz und Kraftworten konnten diese Artikel schwerlich überboten werden. „Die Viper verliert ihr Gift nicht", „Klerikale Infamien", „Die Niederträchtigen am Werk" — diese Titel seiner Artikel lassen auf ihren Inhalt schließen. Warum er Italien hatte verlassen müssen, weiß ich nicht. Daß er kein rechtgläubiger Mazzinianer war, verriet seine demonstrativ zur Schau getragene Gegnerschaft gegen den „Iddio". Demonstration war sein Lebenselement, sein Auftreten so theatralisch wie nur möglich. Wenn er vom Marktplatz her gehobenen Schrittes in das Café Tereni kam, gab er in seiner lauten Weise dort sofort der Unterhaltung den Ton an. Kein Gast entging seinen Augen, keinem blieb die Kundgabe seines Atheismus und Materialismus, wie seines politischen Radikalismus vorenthalten. Als im November 1878 die 78 Berliner Sozialdemokraten, die auf Grund des soeben verhängten kleinen Belagerungszustandes plötzlich ohne jeden Anlaß in einem Schub aus Berlin ausgewiesen wurden, einen Aufruf an ihre zurückgebliebenen Genossen veröffentlichten, worin sie diese aufforderten, unerschüttert zur gemeinsamen Sache zu halten, aber sich zu keinen unüberlegten Streichen hinreißen zu lassen, legte ich ein mir übersandtes Exemplar dieses Manifests unserem P . . . i vor, da er zwar nicht deutsch sprach, aber es leidlich lesen konnte. Mit einer unnachahmlichen Geste gab er es mir zurück: „Troppo moderato, caro amico, troppo moderato!" Mit uns deutschen Sozialdemokraten war er ganz und gar nicht zufrieden.

Ich habe ihm das gelegentlich in meiner Weise zurückgegeben. Obwohl auch ich der materialistischen Weltauffassung anhing,

war seine Art, sie zu manifestieren, ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Er bekam es fertig, vor dem Café Tereni mit lauter Stimme, daß man es über den ganzen Platz hinweg hören konnte, auszurufen: „Io sono una bestia, non risconosco che il mangiare, il bevere e le donne." Als ich mich erst im Französischen einigermaßen mit ihm unterhalten konnte, erklärte ich ihm eines Tages rund heraus, die Lektüre seines Blattes mache es mir verständlich, warum (was damals der Fall war) die klerikale Partei selbst in Lugano an Anhang gewinne. Er wollte mich darauf katechisieren.

„Eh bien, citoyen Berenstein," rief er aus, „vous sozialiste allemand, vous n'êtes peut-être même pas athée?"

Um ihm etwas aufzugeben, erwiderte ich, das sei in der Tat der Fall.

Nun war er doch erstaunt. „Et vous croyez en Dieu?"

„Non plus", gab ich zurück.

„Comment donc? Vous pretendez n'être pas athée, et en même temps vous declarez ne pas croire en Dieu. Que veut dire cela?"

Ich kannte die klassische Antwort noch nicht, die der berühmte La Place einst Napoleon I. auf die Frage gab, welche Rolle Gott in dessen Weltsystem erfülle, und entbehrte für meine Auffassung sehr der wissenschaftlichen Grundlagen, über die der große Astronom und Naturphilosoph verfügte. Aber ein ähnlicher Gedanke, wie der, welcher in den Worten lag: „Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse" hatte doch meine Antwort diktiert, und so erwiderte ich trocken: „Cela veut dire, que cette question métaphysique ne m'occupe pas."

P . . . i fand sich mit dieser positivistischen Antwort ab. Aber befriedigt hat sie ihn schwerlich. Der Kampf gegen das König-

tum war in der republikanischen Schweiz selbst nur Metaphysik, eine soziale Volksbewegung von tiefgehender Bedeutung gab es im Tessin nicht, so war in diesem katholischen Kanton, wo die Parteigänger des Klerus in der Tat das Heft in der Hand hatten, der Kampf gegen die Kirche für den Radikalismus des Mannes der einzige reale Kampf. An Anlaß zu scharfer Kritik der klerikalen Machthaber hat es nun sicherlich nicht gefehlt. Das renommistische Zurschautragen eines ohnehin ziemlich oberflächlichen Atheismus und Materialismus war indes zuletzt geeignet, die Volkselemente, auf die es ankam, dem Klerus zu entfremden.

Ganz anders als der brave P . . . i führte sich ein italienischer Anarchist auf, der damals unfreiwillig in Lugano sein Heim hatte. Da er, wie vielleicht auch jener, hoffentlich noch unter den Lebenden weilt, wird man mir gestatten, seiner hier nur unter einem Pseudonym zu gedenken. Filippo Marzotti, wie wir ihn nennen wollen, war keine so auffällige Erscheinung wie P . . . i, aber gleichfalls von hoher Statur und schön geschnittenen Gesichtszügen, und da er jünger und schlanker war als jener, ließ er, obwohl nur ein einfacher Friseurgehilfe, den bürgerlichen Politiker an Eleganz der Bewegungen weit hinter sich. Dabei war an ihm nichts Erkünsteltes, sein Auftreten so ungesucht und bescheiden, wie nur möglich. Als sehr hübsch, wenn auch nicht gerade als eine blendende Schönheit, konnte auch seine Frau Marietta gelten, von der er zwei Kinder im Alter von 7 und 5 Jahren hatte. Das Ehepaar lebte in proletarischen Verhältnissen und erhöhte das Einkommen aus dem sehr mäßigen Arbeitslohn des Mannes unter anderem durch Abvermieten eines Zimmers. Bei ihnen hatten, bevor ich nach Lugano kam, zeitweise die damals durch ihren Prozeß wegen des Attentats auf den Polizeichef Trepoff zu euro-

päischer Berühmtheit gelangte russische Sozialistin Vera Sassulitsch und deren nur erst in engeren Kreisen russischer, französischer und italienischer Sozialisten bekannt gewordene hochbegabte Landsmännin Anna Kulischoff gewohnt.

So ruhig Filippo Marzotti für gewöhnlich in seinem Benehmen war, so lebhaft war sein politisches Empfinden. Er war dem Anarchismus mit Leib und Seele ergeben, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der Anarchismus, oder besser: was sich so nannte, in Italien die urwüchsige Form des Sozialismus war und in den ganzen Überlieferungen des Volkes wurzelte. Die anarchistische Bewegung war indes nach dem Mißglücken verschiedener Aufstandsversuche schon in das Stadium einer Krise eingetreten, die ihr schwere Verluste zufügen sollte.

Fragte man in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nach den hervorragendsten Verfechtern des Anarchismus in Italien, so konnte man sicher sein, an erster Stelle die Namen Andrea Costa, Carlo Cafiero und Enrico Malatesta zu hören. Nur der Letztgenannte ist noch am Leben und hält auch wohl noch immer zur alten Fahne. Cafiero, der nach einem höchst opferreichen Leben in geistiger Umnachtung gestorben ist, hat, bevor er in Wahnsinn verfiel, am Anarchismus selbst Kritik geübt, ohne indes einer anderen Bewegung als Propagandist sich zuzuwenden. Anders Andrea Costa. Er kehrte um das Jahr 1879 der anarchistischen Bewegung den Rücken, erklärte sich für die sozialdemokratische Politik der Beteiligung an Wahlen, Eintritt in Parlamente usw. und hat später sowohl als Bürgermeister seiner Vaterstadt Imola wie als Mitglied des italienischen Parlaments lange Jahre im Vordergrund des öffentlichen Lebens in Italien gestanden. Ehe sich die politische Wandlung in ihm vollzog, war er mit der obengenannten

russischen Sozialistin Anna Kulischoff eine freie Ehe eingegangen, und der Einfluß dieser geistig bedeutenden und mit der Literatur des deutschen Sozialismus wohlvertrauten Frau soll nicht wenig dazu beigetragen haben, daß aus dem tollkühnen Anarchisten Costa ein umsichtiger sozialistischer Politiker wurde. Jedenfalls schob unser guter Marzotti die Abkehrung Costas vom Anarchismus ganz auf Rechnung der Frau Kulischoff. Als ihn die Kunde zuerst erreichte, daß Costa für die anarchistische Sache verloren sei, streckte er erregt die Hände nach oben und rief ein über das andere Mal fast verzweifelnd aus: „Anna, Anna, Anna!"

Etliche Jahre später sollte indes auch die Stunde seiner Bekehrung schlagen. Schon als er im Jahre 1880 auf einige Tage nach Zürich kam, wohin wir mittlerweile übersiedelt waren, gab er mir im Gespräch zu, daß an einen unvermittelten Übergang von der kapitalistisch-bürgerlichen zu einer anarchistisch-kommunistischen Gesellschaft nicht zu denken sei, und daß die Übergangsepoche wahrscheinlich Generationen beanspruchen werde. Von dieser Auffassung bis zum Abfinden mit Grundgedanken des sozialdemokratischen Programms war aber kein sehr weiter Schritt.

Bei Gelegenheit des vorerwähnten Besuchs machte mich Marzotti mit einer ihn und wahrscheinlich auch andere seiner Landsleute beherrschenden Leidenschaft bekannt, von der ich bis dahin noch nie gehört hatte. Wir gingen an einem Dienstagvormittag durch die Bahnhofstraße, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. An den Rändern des Bürgersteigs hielten Händler ihre aufgeschichteten Waren feil. Unsere Unterhaltung war bis dahin sehr lebhaft gewesen, jetzt aber wurde sie dadurch immer matter, daß Marzotti meine Bemerkungen fast unbeantwortet ließ, was natürlich auch meinen

Redefluß dämpfte. Sie drohte völlig einzuschlafen, als mein Begleiter plötzlich zu mir sagte: „Sie müssen entschuldigen, wenn ich die letzte Zeit etwas zerstreut war, aber meine Aufmerksamkeit wurde durch einen Anblick abgelenkt, dessen Zauber ich mich nicht entziehen konnte."

„Und darf man wissen, welches dieser Anblick war?" fragte ich.

„O ja," antwortete er, „nur dürfen Sie nicht lachen."

Und er entwickelte mir, daß, was seinen Blick gefangen genommen hatte, die Bündel — Knoblauch gewesen seien, welche fast nirgends bei den ausgestellten Waren der Gemüse- und der Gewürzhändler fehlten. Für den Genuß von Knoblauch habe er eine schier unbezähmbare Leidenschaft. Sie sei so groß, daß er in jüngeren Jahren manchmal so lange Knoblauch gegessen habe, bis sein Gesicht über und über erglüht und er selbst wie berauscht gewesen sei.

Von Knoblauch als Würze wußte ich wohl, obwohl ich ihn selbst in dieser Eigenschaft damals verschmähte. Aber daß man Knoblauch ohne jede Zutat verzehren und sich an ihm sogar einen Rausch essen konnte, hatte ich nicht geahnt.

Zwei italienische Sozialisten kamen während des Winters 1877/78 aus Italien selbst zu kurzem Besuch nach Lugano. Professor Osvaldo Gnocchi-Viani, der damalige Redakteur des Mailänder sozialistischen Blattes „La Plebe", machte auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in Lugano zum erstenmal halt, und ich lernte in dem kleinen, fein gebauten Mann einen ruhigen, sehr objektiv urteilenden Denker kennen. Von ganz anderem Kaliber war der andere Besucher, Paolo Valera, der von Varenna her als Ausflügler nach Lugano kam. Ein lebhafter, blühender junger Mann, dem man es anmerkte, daß für ihn der Kampf Lebenselement war. Als ich

in den neunziger Jahren meine Zelte in London aufgeschlagen hatte, traf ich dort Valera wieder, der mittlerweile Korrespondent eines großen Mailänder Blattes — ich glaube des „Secolo" — geworden war. Wir trafen einander wiederholt bei einem gemeinsamen Freund, und da fiel mir auf, wie stark Valeras Urteil von Stimmungen beherrscht war. Ziemlich um dieselbe Zeit, wo ich von London fortging, kehrte auch er nach Italien zurück, wo er in Mailand das Blatt „La Folla" (Die Menge) gründete, das, glaube ich, heute noch besteht. Sein manchmal unbändiger Radikalismus brachte ihn des öfteren in Konflikt mit den leitenden Vertretern der Mailänder Sozialdemokratie und trug seinem Blatt den mit Umstellung der Buchstaben leicht zu bildenden bösen Spottnamen „Il Follo" (Der Verrückte) ein.

Beide, Gnocchi-Viani und Valera, sind mir in Lugano durch Benoit Malon vorgestellt worden, den sie dort aufgesucht hatten. Und damit komme ich zu demjenigen ausländischen Sozialisten, der im Winter 1878/1879 vor allen anderen unseren Umgang bildete, und an den sich auch das größere allgemeine Interesse knüpft.

Zunächst einige Worte über die Person des Mannes. Benoit Malon, lange Jahre als Verfasser einer umfangreichen Geschichte des Sozialismus und verschiedener sozialistischer und sozial-ethischer Schriften wie als Gründer und Herausgeber der „Revue Socialiste" einer der geachtetsten Vertreter des zeitgenössischen Sozialismus in Frankreich — er hat unter anderem viel dazu beigetragen, Jaurès für die sozialistische Partei zu gewinnen — gehört zur Kategorie der erfolgreichen Autodidakten. In der Nähe von Lyon geboren und als echtes Proletarierkind aufgewachsen, kam er gegen Ende des Kaiserreichs nach Paris und schloß sich dort den Organisa-

tionen der Internationalen Arbeiter-Assoziation an. Er war einer der Mitangeklagten in dem großen Prozeß gegen Mitglieder der Internationale, der Anfang 1870 sich abspielte, und saß mit seinen Mitverurteilten im Gefängnis von St. Pélagie, als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach. Der Sturz des Kaiserreichs nach Sedan brachte ihm die Freiheit. Im belagerten Paris betätigte er sich bei der Organisation der Verteidigung und ward Beisitzer in der Bürgermeisterei des Stadtviertels Les Batignolles im nordwestlichen Paris. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung Anfang 1871 ward er zu einem der Abgeordneten für Paris gewählt, trat aber mit Rochefort und anderen aus der „Kammer der Landjunker" wieder aus, als diese in die Abtretung von Elsaß-Lothringen einwilligte. Trotzdem gehörte er mit den Theiß, den Varlin usw. zu denjenigen Vertrauensmännern der Pariser Arbeiter, die im März 1871 alles versuchten, es zwischen Paris und der Regierung in Versailles nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Als diese Bemühungen gescheitert waren und in Paris die Kommune proklamiert wurde, ward er zu deren Mitglied gewählt, gehörte in ihrem Rat zur sozialdemokratischen Minderheit und war bei der Niedermetzelung der Kommune in den blutigen Maitagen von 1871 Verteidiger einer der letzten Barrikaden von Paris. Dann fanden sich Freunde, die ihn verbargen, er entkam nach Genf und schloß sich dort beim Konflikt der westschweizerischen Autonomisten mit dem Londoner Generalrat der Internationale jenen an. Er ward Mitglied des von Michael Bakunin gegründeten Bundes der Sozialistischen Demokratie und einer der Vertrauten des genannten russischen Revolutionärs, zog sich aber einige Jahre später von der bakunistischen Bewegung zurück, lebte längere Zeit an verschiedenen Orten

in Italien und siedelte schließlich nach dem Tessin über, wo er in dem Dorfe Castagnola bei Lugano sein sehr bescheidenes Heim aufschlug.

Schon in Paris hatte Malon viel an seiner geistigen Ausbildung gearbeitet, im Exil erfuhr er durch gebildete Frauen, die sich für ihn interessierten, allerhand Anregung und Förderung in diesem Bestreben und galt bald in Kreisen seiner Parteifreunde als ein halber Gelehrter. Eine Reihe von Jahren lebte er mit der unter dem Namen André Léo bekannten sozialistischen Romandichterin zusammen, die Mitarbeiterin angesehener Pariser Zeitungen war, und blieb auch mit ihr in schriftstellerischem Briefwechsel, als sie das persönliche Verhältnis gelöst hatten und er in einer gebildeten Russin, Katerina Katkoff, eine treue Lebensgefährtin gefunden hatte, die ihm eine ebenso fürsorgende Hausfrau wie unermüdliche Helferin bei seinen literarischen Arbeiten wurde. Der Bund mit dieser ausgezeichneten Frau ward für Malon in literarischer Hinsicht noch dadurch ganz besonders vorteilhaft, daß sie der deutschen Sprache ziemlich gut mächtig war und ihn mit Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt machte, die sonst seiner Kenntnis entgangen wären. An ihrer Hand hat er übrigens eine Zeitlang auch selbst Deutsch getrieben.

Merkwürdig, Benoit Malon hatte in seiner Erscheinung gar nichts Bestechendes. Bau und Bewegungen waren eher bäuerisch, und seine Physiognomie war durchaus neutral. Nichts verriet an ihm den Südfranzosen. Der mittelgroße, etwas breit gebaute Mann mit seinem bedächtigen Wesen konnte ebensogut aus irgendeinem Teile Deutschlands stammen. Breit geformt war auch sein Gesicht und geradezu unschön seine ziemlich dicke Nase. Und doch hatte er von jeher

Glück bei Frauen, hat er Frauen zu fesseln gewußt, denen es nicht an anderen Verehrern fehlte. Diese Erfolge trugen ihm sogar von einer Seite den Ruf eines coureur de femmes ein, der er nun sicherlich nicht war. Die Frauen, mit denen er in ein intimes Verhältnis trat, waren gebildete Sozialistinnen und ihm an Jahren überlegen. Was ihnen an ihm liebenswert schien, war offenbar das ernste Streben dieses Proletariers nach Wissen und die Gemütstiefe, mit der er sich der sozialistischen Bewegung hingegeben hatte. Dem Sozialisten Malon galt insbesondere die aufopfernde Zuneigung Katerina Katkoffs.

Um 1878 hatte Malon eine Halbmonatsschrift „Le Sozialisme Progressif" ins Leben gerufen. In ihr veröffentlichte er seine Geschichte des Sozialismus in ihrer ersten, noch sehr skizzenhaften Gestalt. Bei der geringen Kraft der eben erst wieder erwachenden sozialistischen Bewegung Frankreichs war an einen nennenswerten finanziellen Ertrag des Unternehmens nicht zu denken. Seinen Lebensunterhalt gewann unser Freund vielmehr als Buchhalter und Korrespondent eines wohlhabenden französischen Seidenzüchters, Mr. d'Arcès, der in Castagnola eine herrlich am See gelegene Villa bewohnte. Dies die Ursache, weshalb Malon in dem genannten Dorfe selbst Wohnung genommen hatte. Und da dem sehr nervösen, an hochgradiger Schlaflosigkeit leidenden Karl Höchberg das stille Lugano noch immer nicht genug Sicherheit gegen störende Geräusche bot, suchte und fand Malon auch für uns ein Quartier in Castagnola. Es war ein zwischen dem oberen und unteren Teil des nur erst wenig bebauten Dorfes still gelegenes Häuschen, Casa in Valle genannt. Von Ende Oktober 1878 bis Anfang April 1879 haben Höchberg und ich als die einzigen menschlichen Insassen es be-



Josef Motteler
(1885)

wohnt, so daß, streng genommen, unser Winter in Lugano ein Winter in Castagnola war.

Vom Dorf Cassarate führt ein ziemlich ebener Weg nach dem unteren Teil von Castagnola, der aus einer mäßigen Anzahl am See gelegener Villen und einer an deren Rückseite sich hinziehenden sehr schmalen, in Sommer und Winter von keinem Sonnenstrahl beschienenen Dorfstraße bestand. Ein anderer, von Cassarate ausgehender Weg führt in erst mäßiger und dann stärkerer Steigung und mit verschiedenen Windungen aufwärts zum Dorfe Bré und dem Gipfel des gleichnamigen Berges. In etwa zweihundert Meter über dem See gelegener Höhe zweigt sich von ihm ein Weg zur Kirche des Fleckens ab. Dort standen rechts und links von ihm je ein einstöckiges, jeden Ausputzes entbehrendes Häuschen. Das eine war von einer Arbeiterfamilie bewohnt, das andere war unsere Casa in Valle. Es gehörte der Schwester des Dorfpriesters, einer etwa fünfzigjährigen unverheirateten Matrone, Prudenza Prati benannt. Abwechselnd von ihr, die beim Bruder im Pfarrhaus neben der Kirche wohnte, und ihrer hochbetagten Magd empfingen wir morgens, mittags und abends die unumgängliche Bedienung. Sonst hatten wir bei Tag und Nacht keinen menschlichen Hausgenossen, nur in einem unter dem eigentlichen Erdgeschoß zu ebener Erde gelegenen dunklen Stall führte ein Mutterschaf, das eines Tages einem Lamm ein sehr kurzes Leben gab, ein noch einsameres Dasein. Zum Glück lag der Stall gerade unter der Küche, sonst hätte das Blöken des Schafes dem armen Höchberg auch dieses Wohnquartier verleidet.

Viel verloren hätte er zwar an ihm nicht. Das Haus war so einfach wie nur möglich hergerichtet und das Mobiliar auf das Allernotwendigste beschränkt. Eine geräumige Küche

auf der einen Seite und ein mäßig großes Wohnzimmer auf der anderen Seite des Eingangs bildeten die unteren, zwei oder drei Schlafzimmer die oberen Räume. Nur das Wohnzimmer unten hatte einen heizbaren Kamin, der obendrein so wenig ausgebaut war, daß man wirklich die Übung unserer Prudenza und ihrer Magd haben mußte, um mit dem uns zur Verfügung stehenden Heizmaterial — nur ungenügend getrocknetes oder wieder feucht gewordenes Reisigholz — ein Feuer in Gang zu bringen. So hatte denn namentlich Höchberg viel unter dem Mangel an äußerer Wärme zu leiden, die er um so mehr brauchte, als der Winter ganz ausnahmsweise kalt, von innerer Heizung durch Nahrungsaufnahme aber bei ihm so gut wie keine Rede war. Wie er, der als der älteste Sohn eines sehr wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns mitten im bürgerlichen Komfort aufgewachsen war, und der über die Mittel verfügte, sein Leben ganz nach seinen Wünschen einzurichten, sich monatelang mit diesem Zustand abfand, kann nur verstehen, wer den seltenen Charakter und den Lebenslauf dieses eigenartigen Mannes kennt.

Karl Höchberg hatte die Mutter sehr früh und auch den Vater in sehr jungen Jahren verloren. Dieser war ein Mann von weitem geistigen Horizont gewesen, in dessen an der Bockenheimer Landstraße gelegenen Villa Gelehrte aller Art, darunter auch der berühmte Naturforscher und Nordpolreisende Payer, verkehrten. Als Frankfurt a. M. 1866 zwangsweise preußisch geworden war — während der Besetzung hatte der befehlshabende General Manteuffel in der Höchbergschen Villa gewohnt —, erwarb der Vater Höchbergs, wie das damals viele Frankfurter Demokraten taten, für seine Söhne das Schweizer Bürgerrecht, um ihnen das Dienen im preu-

ßischen Heer zu ersparen. Die preußische Regierung beantwortete dieses Auskunftsmittel damit, daß sie die jugendlichen Neuschweizer kurzerhand aus Preußen auswies. Um den Sohn in möglichster Nähe zu haben, gab der Vater Höchbergs diesen in Darmstadt in Pension, und zwar, was für die Denkart des Mannes bezeichnend ist, bei dem als Demokrat und philosophischen Materialist bekannten Dr. Ludwig Büchner, dem Verfasser von „Kraft und Stoff" und ähnlichen Schriften. Unter dessen geistigem Einfluß verlebte Karl Höchberg die letzten Jahre seines Gymnasiastenlebens und forderte in seinen Aufsätzen durch den Radikalismus der darin entwickelten Ansichten nicht selten den Widerspruch seiner Lehrer heraus, wenngleich er für Aufbau und sachlichen Inhalt gewöhnlich die Note 1 erhielt. Auch sein Abiturientenzeugnis fiel glänzend aus, seinem Fleiß und seiner Begabung wurde die größte Anerkennung ausgesprochen. Mittlerweile hatte Höchberg auch den Vater verloren und war nun als Student völlig sein freier Herr. Zu seinem Unheil, denn ohne Rücksicht auf seine ohnehin zarte Gesundheit zerrüttete er diese durch Überarbeit und Unterernährung. Er hatte sich als Hauptstudium Philosophie gewählt, beschränkte aber sein Arbeiten nicht auf die speziell zu dieser Disziplin gehörenden Wissensgebiete, sondern dehnte es auch auf alle möglichen anderen Disziplinen aus, weil für ihn die Philosophie zugleich die Soziologie in ihren verschiedenen Verzweigungen umfaßte. Während er sich unter dem Einfluß Friedrich Albert Langes und anderer in der Philosophie vom Materialismus ab- und einem erkenntnistheoretisch fundierten Idealismus zuwandte, ging er in der Soziologie über Büchner und Genossen hinweg zum entschiedenen Sozialismus über, wobei ihn allerdings in erster Linie ethische Momente

bestimmten. Ethische und naturphilosophische Gründe führten ihn zugleich zum Vegetarianismus, der ihm um so verhängnisvoller wurde, als seine durch Überarbeit verursachte Nervenschwäche ihn auch jeder kräftigen vegetarischen Nahrung sich enthalten ließ, weil solche ihm, wie er behauptete, Magendrücken verursachte. Es ist unglaublich, wie wenig Nahrung er in den Monaten unseres Zusammenlebens zu sich nahm. Alles Zureden und alle Kniffe, die ich anwandte, um ihn von dieser verderblichen Lebensweise abzubringen, schlugen fehl, bis ich schließlich im Frühjahr 1879 durch einen Staatsstreich eine nicht mehr aufzuschiebende Veränderung herbeiführte. Einstweilen aber nahmen als Folge der von Höchberg sich selbst auferlegten Hungerkur — denn so kann man es nennen — seine Körperkräfte und mit ihnen seine Widerstandskraft gegen Kälte immer mehr ab.

So ernst die Sache war, so sorgten die Umstände doch auch für eine gewisse heitere Beigabe. Es war unmöglich, unserer Wirtin Verständnis dafür beizubringen, was es mit dem Vegetarianismus Höchbergs auf sich hatte. Daß jemand sich den Genuß des Fleisches von Vierfüßlern und Vögeln untersagte, konnte die fromme Katholikin verstehen, obwohl eine so strenge Enthaltung nicht einmal mehr für die Fastenzeit den Gläubigen von der Kirche als Tag für Tag einzuhaltende Verpflichtung auferlegt wurde. Daß aber die Entsagung sich auch auf den Genuß von Fischen erstrecken sollte, wollte ihr absolut nicht in den Kopf. Immer wieder, wenn wir uns über die geringe Ernährung Höchbergs unterhielten, kam sie darauf zurück, ob sie dem „Signor Carlo" nicht wenigstens etwas Fisch bringen dürfe. Und wenn ich dann antwortete, das ginge absolut nicht, Höchberg esse grundsätzlich auch nicht Fisch, dann ergriff die gute Prudenza Prati ein Schauder

und kopfschüttelnd rief sie ein über das andere Mal: „O che penitenza! che penitenza!“ Dieser Signor Carlo, der so sanft sich aufführte, mußte nach ihrer Meinung wahrscheinlich irgend etwas Entsetzliches auf dem Gewissen haben, daß er eine solche Buße auf sich nahm.

*

Mir persönlich war die brave Prudenza Prati übrigens von großem Nutzen. Sie war längere Zeit die einzige Person, mit der ich Italienisch zu radebrechen wagte, sozusagen meine unbewußte Repetitorin. Mit ganz wenigen Worten Italienisch, aber ohne jede nähere Kenntnis der Sprache, war ich nach Lugano gekommen; einen Lehrer zu nehmen, war mir zu umständlich, so besorgte ich mir einen Sprachführer und eine Grammatik, machte mich mit den Formen der Zeitwörter usw. bekannt, lernte jeden Abend vor dem Auslöschen des Lichts eine Anzahl Vokabeln auswendig, und als ich es auf 150 bis 200 Worte gebracht hatte, begann ich mutig mit Frau Prudenza Unterhaltungen anzuknüpfen. Nach und nach kamen wir auch ganz gut dabei zustande, doch gab sie zum Unglück für mein Eindringen in die italienische Sprache leider bei uns nur Gastrollen. Für gewöhnlich schickte sie uns die Speisen usw. durch die alte Magd, und mit dieser armen Person, die an allen möglichen Gebresten des Alters litt, war eine leidliche Unterhaltung unmöglich.

Im Malonschen Kreis, der unseren eigentlichen Verkehr bildete, war die vorherrschende Sprache Französisch. Der Kreis bestand aus Malon und Frau, einer Schwester und Cousine der letzteren auf der einen Seite und dem Mr. d'Arcès und Frau und einigen zu deren Haushalt gehörenden Personen auf der anderen Seite. In der von Malons Chef bewohnten Villa haben wir manche sehr gesellige Abende

verlebt, wobei die Gesellschaft sozial ebenso bunt gemischt war, wie national.

Mr. d'Arcès hatte auf mich von Anfang an keinen günstigen Eindruck gemacht, und was ich in späteren Jahren von ihm erfuhr, rechtfertigte das Urteil der ersten Stunde. Der Mann war in jüngeren Jahren ein Lebemensch von richtigem Kaliber gewesen und soll dann sich als ein recht rücksichtsloser Geschäftsmann gezeigt haben. Aber in seinem Hause ging es gastlich und auch recht patriarchalisch zu — dies vielleicht unter dem Einfluß der Madame d'Arcès, die eine geborene Ungarin war und viel Zutrauliches in ihrem Wesen hatte. Sowohl ihr Dienstmädchen wie ihre Köchin nahmen fast immer an unseren Abenden teil, und häufig genug kamen auch noch zwei Arbeiterinnen hinzu, die Mr. d'Arcès in seinem Hause mit dem Ausmustern der Eier der Seidenraupen beschäftigte. Eine dieser Arbeiterinnen war einige Jahre in Lyon in Dienst gewesen und sprach daher Französisch, ebenso die aus der Champagne gebürtige Köchin, die wegen ihrer stattlichen Figur und ihres fast eleganten Benehmens in unserem Kreis den Beinamen La Marquise erhalten hatte. Groß, aber nicht übermäßig stark gebaut, wußte diese einfache Frau in der Tat in jeder Lage eine so ruhig vornehme Haltung an den Tag zu legen, daß, wenn z. B. die kleine, unscheinbare Madame d'Arcès mit ihr einkaufen ging, der ihnen Begegnende unbedingt sie für die Dame und jene für deren Begleiterin genommen hätte.

Alte Roués sind in der Regel gewandte Gesellschafter, und Mr. d'Arcès hätte kein Franzose sein müssen, wenn er es nicht in hohem Grade verstanden hätte, den liebenswürdigen Wirt zu machen. So gab es viel Scherz bei unseren Zusammenkünften. Ganz besonders geschickt zog der Bieder-

mann sich aus der Affäre und wußte, um mit Schiller zu reden, als guter Franke jedem etwas Zierliches zu sagen, als wir bei Beginn des Karnevals 1879 ihn auf Anstiften einer unserer Damen mit einer kleinen Maskerade überfielen.

Man muß indes nicht denken, daß unser Leben in Castagnola nur aus Unterhaltung und Geselligkeit bestand. Die Abende in der Villa Riva waren im Gegenteil nur Oasen in einem Dasein, das unter verschiedenen Gesichtspunkten des Trüben genug bot, ganz überwiegend von ernsten Gedanken und ernster Arbeit erfüllt war.

Darüber in einem anderen Zusammenhang. Hier noch einiges, was ins Gebiet der Oasen gehört.

Eines Tages erfuhr ich von Prudenza Prati, daß im Dorf Marionettenspieler abends Theatervorstellungen gäben. Sofort beschloß ich, sie aufzusuchen. Erstens aus Interesse am Volksleben und zweitens, weil man als Zuhörer vielleicht auch sprachlich Nutzen ziehen konnte. Ich ließ mir das Haus beschreiben, wo an dem Tage gespielt wurde, und tappte abends durch das unerleuchtete Dorf meinen Weg zum „Theater". Dieses bestand aus einer noch nicht einen Meter im Geviert messenden Puppenbühne, die in der Wohnstube eines einfachen Bauernhauses aufgestellt war; die Vorstellung selbst fand beim Schein einer mäßig großen Petroleumlampe statt. Programm: una traggedia, gefolgt von una farsa, an die sich Tanz schließen würde. Unter dem Gesichtspunkt des Lernbegierigen kam ich trotz sehr billigen Eintrittspreises nicht auf meine Kosten. Von der Tragödie verstand ich herzlich wenig, der Dialog wurde für mich so undeutlich gesprochen, daß nur gewisse Ausrufe, wie „O traditrice, traditrice!" und ähnliches, sowie der unvermeidliche Mord am Schluß mich

den Vorgang ahnen ließen, und die Posse, im Dialekt gespielt, ward mir auch nur dann verständlich, wenn die komische Person — Menegino — irgend jemand durchprügelte, was zur Erbauung des Publikums alle Augenblicke geschah. Zum Tanz spielte ein Knabe aus einer kleinen Drehorgel auf. Jeder Tanz kostete 10 Centimes, d. h. nicht für jeden Tänzer, sondern für die ganze Runde. Dabei bestand die Regel, daß wer den Tanz bezahlte, jedesmal für diesen damit das Monopol für sich und seine Freunde erwarb, in das einzubrechen streng verpönt war. Was mir eines Tages recht deutlich, wenn auch mit anerkennenswertem Takt zu verstehen gegeben wurde.

So urwüchsig diese „Vorstellungen mit Tanz" waren, so bedeuteten sie immerhin Unterbrechungen „im ewigen Gleichmaß der Tage". Auch durfte ich hoffen, daß mein Ohr sich an die Aussprache des Marionettenführers gewöhnen werde. Ich ging also wiederholt hin und veranlaßte unsere Gesellschaft, das gleiche zu tun. Wer von uns jung war oder sich so fühlte, schwang sogar auch beim Tanz das Tanzbein. Unbekannt mit der vorerwähnten Regel, leistete ich mir dies ohne Rücksicht darauf, ob jemand von uns oder einer der Dorfburschen gerade den Tanz bezahlt hatte, forderte wohl auch hier und da eine Dorfschöne auf. Da rief, als ich wieder einmal 10 Centimes auf die Drehorgel gelegt, demonstrativ eine Stimme: „I Francesi!" Und kein einziges Tänzerpaar stellte sich zum Tanz auf. Denn wir Ausländer hatten gerade eine Pause gemacht, die Burschen vom Ort dagegen tanzten nicht, um uns dadurch zu sagen: „Jetzt seid ihr an der Reihe, nachher mischt euch nicht in unser Spiel." „Franzosen" aber war im Hinblick auf Malon und d'Arcès der Sammelname für uns.

Einer höher stehenden Aufführung wohnten wir etwas später im schön am See gelegenen Dorfe Gandria bei. Töchter der oberen Zehntausend des Ortes gaben in der Karnevalszeit eine Theatervorstellung, die ihnen der Ortsgeistliche einstudiert hatte. Auch da ward — in einem speicherartigen Raum — erst ein ernstes Stück und hinterher ein Schwank gegeben, bei welch letzterem es ohne Menegino und Arlequino lustig genug zuging. Der Priester erwies sich als guter dramatischer Einpauker. Die darstellenden Mädchen hatten hübsche Kostüme und bewegten sich mit viel natürlicher Anmut.

Auch dem wirklichen Theater in Lugano statteten wir eines Tages einen Besuch ab und sahen von den Bänken des Parterre aus einige Akte einer italienischen Dramatisierung von Sues Ewigem Juden mit an. Über die männlichen Schauspieler will ich schweigen. Aber die Darstellerin der Adrienne de Cardoville schien ihrer Rolle gewachsen und verkündete namentlich Fouriers Lebensphilosophie recht ausdrucksvoll.

In den Dörfern der Umgegend gab der Namenstag des Ortsheiligen — und welcher Ort hat in diesen Ländern keinen Schutzheiligen! — jedesmal Anlaß zu einem Fest, verbunden mit einer Art Messe. Einige davon besuchten auch wir. Das schönste davon war das, ich glaube auf den 8. März fallende Fest des heiligen Provino in dem am westlichen Fuße des Monte Salvatore gelegenen Dorfe Agno. Es erfreut sich großer Beliebtheit und wird von der ganzen Umgegend stark besucht. Für Höchberg und die Familie Malon war der Weg von Castagnola zu weit, um ihn zu Fuß zurückzulegen, und so hatte ich, als ich hinauspilgerte, einzig die eine französisch sprechende Arbeiterin des Mr. d'Arcès und deren jüngere Brüder zur Begleitung. Als wir am Ort waren, bemerkte ich, daß neben verlockenden Waren aller Art

viel künstliche Blumen feilgeboten wurden, und daß fast alles, was jung war, solche Sträuße trug. So erstand denn auch ich einen Strauß und überreichte ihn meiner Begleiterin. Sie nahm ihn mit Dank an, brachte mir aber bald darauf auch ein Sträußchen und bestand darauf, daß sie es mir anstecken dürfe. Anderen Tags erfuhr ich von Malon den Sinn des Vorgangs. Das Blumenspenden am Fest des San Provino hat eine bestimmte Symbolik. Lehnt das Mädchen den ihr vom Burschen dargebotenen Strauß ab, so heißt das: „Such dir eine andere, ich will nichts von dir wissen." Nimmt sie ihn an und macht sie dem Burschen ein Sträußchen zum Gegengeschenk, so gibt sie ihm damit zu verstehen: „Ich schätze dich sehr, aber mein Schatz kannst du doch nicht sein." Nimmt sie die Blumen aber einfach ohne Gegengabe an, so erklärt sie damit den Burschen zu ihrem Auserwählten.

Ich hatte es also bei Angiolina nur zum Achtungserfolg gebracht. Bald erfuhr ich auch, wer der Glücklichere war. Wie noch einige andere weibliche Personen unseres Verkehrs war die arme Kleine damals bis über die Ohren in Karl Höchberg verliebt. Doch ging es ihr bei ihm nicht besser als mir bei ihr. Auch er hätte einen Strauß von ihr lediglich mit einer symbolischen Gegengabe beantwortet.

In Agno fiel mir wieder auf, wie ruhig sich bei aller Hingabe an die dargebotenen Genüsse und Belustigungen das Volk verhielt. Und als wir abends nach Hause zogen, sind wir auf der recht belebten Landstraße nicht einem einzigen Betrunkenen begegnet. Ich selbst war in fröhlichster Stimmung, die selbst dann nicht beeinträchtigt worden wäre, wenn ich den Sinn von Angiolinas Blumensprache schon verstanden hätte. Denn, obwohl meine Begleiterin recht niedlich war,

wäre es mir damals nicht im Traum eingefallen, mit einem jungen Mädchen eine Liebschaft ohne „ernste Absichten“ anzuknüpfen. Meine Anschauungen über freie Liebe blieben in der Anwendung auf die eigene Gegenwart nur Theorie. „Ernste Absichten“ zu haben erlaubte mir aber der Ernst der Stunde nicht. Im Kreise fröhlicher Menschen konnte ich ihn auf Augenblicke wegscherzen, mich über ihn hinwegzusetzen war jedoch eine Unmöglichkeit.

Die Macht, die hiergegen ihr Veto einlegte, hieß: Ausnahmegesetz gegen die deutsche Sozialdemokratie.

III.

Ein böser Winter in Castagnola

Der Winter 1878/79 war für die Verhältnisse von Lugano und Umgegend ungewöhnlich hart. „Tanta neve! tante neve!" rief Prudenza Prati nicht selten aus, wenn sie uns das Essen brachte, und versicherte dann jedesmal wie entschuldigend, daß Castagnola so starken Schneefall, wie diesen Winter, seit langem nicht erlebt habe. Aber es schneite in Castagnola nicht nur ganz gehörig, es gab eine Zeitlang auch viel Frost und Eis. Am Rande unserer Bergstraße froren die kleinen Lachen zu, welche das vom oberen Teil des Berges unter dem Schnee herabrieselnde Wasser hier und dort bildete. Über das Eis hinweg floß dann das Wasser mittags auf die Straße, fror zur Nachtzeit dort zu Glatteis und machte damit den Weg, die Straße abwärts, ziemlich halsbrecherisch. Für uns unangenehm genug, da wir reichlich Grund hatten, so oft als möglich hinunter in die Stadt zu laufen.

Das hing mit der Tatsache zusammen, daß der Winter 1878/79 für uns auch unter anderem Gesichtspunkt sich sehr hart anließ. Nur wenige Tage waren verstrichen, seit Karl Höchberg und ich uns in Casa in Valle häuslich eingerichtet hatten, als die Nachricht eintraf, daß das vom Reichstag in dritter Lesung angenommene Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie die Zustimmung des Bundesrats erhalten habe

und sofort verkündet worden sei. Die nächsten Tage unterrichteten uns von einer Anwendung des Gesetzes, die unsere schlimmsten Befürchtungen übertraf. Nicht nur wurden alle in sozialdemokratischen Verlagen erschienenen Broschüren, wie gemäßigt ihr Inhalt auch immer sein mochte, ohne weiteres verboten, nicht nur verfielen die sozialdemokratischen Zeitungen, obwohl sie ihre Haltung dem Gesetz anzupassen versucht hatten, ohne Gnade dem Verbot, es wurden auch die Blätter unterdrückt, die, von den sozialdemokratischen Druckereigeschäften an Stelle der verbotenen Zeitungen herausgegeben, farblos gehalten waren und sich auf einfache Wiedergabe von Nachrichten beschränkten. Wohl hatte bei der Beratung des Gesetzes der Staatsminister Graf Eulenburg am 14. Oktober 1878 von der Regierungsbank aus erklärt:

„Wenn in der Tat die sozialistischen Führer und Journalisten, die Herren Liebknecht, Most und wie die Herren heißen, wirklich künftighin in friedlicher Weise ihre Tendenzen vortragen wollen, warum bedürfen sie dann derselben Zeitschriften wie bisher? Es wird ein viel sicheres und deutlicheres Kennzeichen sein, wenn sie andere Organe mit friedlicher Tendenz gründen, und dem steht nichts im Wege."

Aber diese Worte blieben leerer Klang. Nun das Gesetz da war, half keine Berufung auf sie. Von ganz wenigen Orten außerhalb Preußens abgesehen, kümmerten sich die maßgebenden Behörden in keiner Weise um die Erklärung des Ministers. Ebenso erwiesen sich gewisse juristische Sicherungen, die der von Eduard Lasker geführte linke Flügel der Nationalliberalen, unterstützt durch Zentrumspartei und Fortschrittspartei, in das Gesetz hineingebracht hatte, als vor der Polizeipraxis wirkungslos. Nach der ursprünglichen

Regierungsvorlage z. B. hatten alle Vereine, Druckschriften usw. dem Verbot verfallen sollen, in denen auf die Untergrabung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer „den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise" zutage treten würden. Lasker und Genossen hatten der willkürlichen Auslegung dieser Sätze dadurch einen Riegel vorzuschieben gesucht, daß sie den dehnbaren Begriff „auf die Untergrabung gerichtet" durch den bestimmteren Ausdruck „auf den Umsturz gerichtet" ersetzten. Aber was vor ihrer Juristenlogik als eine Mauer gegen das Verbot der Propagierung sozialistischer Reform erschien, erwies sich vor der Logik der Polizeibehörden als bloßes Spinngewebe, das man mit einem leichten Besen wegwischt. Den von sozialdemokratischen Geschäften herausgegebenen farblosen Zeitungen gegenüber half die Polizei sich einfach damit, daß sie sie für Fortsetzungen der verbotenen Zeitungen erklärte und daraufhin verbot.

Auf diese Weise wurde die verfolgte Partei nicht nur ihrer Literatur und Preßorgane beraubt, es wurden auch die mühsam mit Hilfe von Ersparnissen der Arbeiter gegründeten Druckereigenossenschaften kurzerhand zugrunde gerichtet und die in ihnen beschäftigten Personen brotlos gemacht. Die materielle Schädigung ward noch bedeutend gesteigert, als im November 1878 plötzlich ohne jedes Vorkommnis, das auf Unruhen hätte schließen lassen können, der im Gesetz vorgesehene sogenannte kleine Belagerungszustand über Berlin und Umgegend verhängt wurde und in großer Zahl Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, die meisten davon Familienväter, aus Berlin und Umgegend ausgewiesen wurden.

Man kann sich leicht denken, in welche erregte Stimmung uns, die wir Mitglieder der Partei waren, in unserem einsamen

Weltwinkel die von diesen Vorgängen erzählenden Telegramme versetzten, und mit welcher fieberhaften Spannung wir Briefen und Zeitungen aus Deutschland entgegensahen, die uns Genaueres über sie berichten sollten. Die in Lugano selbst erscheinenden Zeitungen ließen uns in dieser Hinsicht gänzlich im Stich. Professor „P . . . i's Republicano" war ein rein örtliches Kampfblatt, und die einzige tägliche Zeitung Luganos und, glaube ich, des Kantons, die „Gazetta Ticinese", ein bescheidenes Blättchen in kleinem Folioformat, gab die wenigen Nachrichten aus dem Ausland, die es brachte, in konzentriertester Form auf ein paar Zeilen reduziert wieder.

Mit den Sendungen aus der Heimat hatte es nun seine eigene Schwierigkeit. Es war die Jahreszeit gekommen, wo die Gotthardstraße zeitweise durch Schneefälle unpassierbar gemacht wurde. Da lagen denn manchmal die für uns bestimmten Briefe und Zeitungen tagelang auf irgendeiner Poststation jenseits am Fuße des Gebirges und harrten der Zeit, wo Arbeiter einen Weg durch den Schnee gebahnt haben würden. Rief uns in solcher Zeit der Briefträger, der nur einmal täglich nach Casa in Valle hinaufkam und von uns sehnsüchtig erwartet wurde, sein „niente per voi, il Gottardo chiuso" zu, so blieb uns, wollten wir nicht in Geduld abwarten, ob der nächste Tag etwas bringen werde, nichts übrig, als nachmittags hinunter nach Lugano zu gehen, dort auf der Post nachzufragen, ob nicht inzwischen doch etwas für uns gekommen sei, und dann im Café Tereni den Mailänder „Secolo" und das „Journal de Genève" nach Meldungen aus Deutschland durchzusehen.

Es waren fast nur Hiobsposten, die wir dort fanden: neue Verbote, neue Ausweisungen und noch dazu Verhaftungen. Nicht wenige der Ausgewiesenen und teils geschäftlich schwer

Geschädigten, teils geradezu brotlos Gemachten waren Leute, die uns ganz besonders nahestanden. Was sollte aus den so schwer Betroffenen werden? Und was aus den Druckereien? Eine Zeitungsdruckerei, der man plötzlich den Druck jeder Zeitung untersagt, wird dadurch fast völlig entwertet; ihre größeren Maschinen sind plötzlich nur noch altes Eisen. Das trugen uns die Briefe vor, die wir so sehnsüchtig erwarteten. Von allen Seiten vernahm man nur Schilderungen über eingetretene Notlage der einen oder der anderen Art.

Es lag in der Natur der Dinge, daß unter solchen Umständen an einen Mann wie Höchberg, der den eingeweihten Parteimitgliedern als begüterter Gesinnungsgenosse bekannt war, allerhand Gesuche um Hilfeleistung kamen. Zur Ehre der Partei darf hinzugefügt werden, daß es ihrer nicht allzu viele waren. Für die Ausgewiesenen wurden an Ort und Stelle in der Arbeiterschaft nicht unbeträchtliche Summen gesammelt, die ausreichten, der dringendsten Not zu steuern, und die Ausgewiesenen selbst taten mit wenigen Ausnahmen ihr Bestes, der Partei sobald als möglich die Sorge um ihre Existenz abzunehmen oder mindestens zu erleichtern, wobei sie von den Genossen an den Orten, die sie nun aufsuchten, nach Kräften gefördert wurden. Die an Höchberg gelangenden Gesuche betrafen meistens Geschäftsunternehmungen — sei es der Partei selbst oder von Parteimitgliedern in exponierter Stellung. Da handelte es sich dann allerdings gewöhnlich um größere Beträge, was indes für Höchberg kein Grund war, seine Hilfe zu versagen.

Man könnte sogar sagen: ganz im Gegenteil. Es fiel mir bald auf, daß Höchbergs Bereitwilligkeit auszuhelfen mit der Größe der verlangten Summe wuchs. Ging ihn wer um ein kleines Darlehen an — sage von 50 oder 100 Mark —,

so lief er leicht Gefahr, abgewiesen zu werden. Kam aber ein Gesuch oder Antrag auf einen Vorschuß oder ein Darlehen von 5000 oder 10000 Mark, dann war die Wahrscheinlichkeit ebenso groß, daß diese Summen ohne langes Zaudern bewilligt wurden. Als ich Höchberg einmal über diesen anscheinenden Widerspruch befragte, antwortete er mir mit nicht unebener Logik: „Leute, die kleine Darlehen haben wollen, kommen gewöhnlich zu mir, wenn sie sich auf andere Weise helfen könnten, die großen Summen werden für ernsthafte Bedürfnisse erbeten, und da mag ich die Verantwortung für deren Abweisung nicht auf mich laden.“ Im allgemeinen traf er damit wohl das Richtige. Auch hing seine Abneigung gegen Darlehen an Einzelpersonen damit zusammen, daß er überhaupt ziemlich pessimistisch von den Menschen dachte. Obwohl vier Jahre jünger als ich, was in unserem damaligen Alter ein ins Gewicht fallender Unterschied zu sein pflegt, war er mir in bezug auf Weltkenntnis entschieden überlegen. Ich war zwar in der Hauptstadt geboren und aufgewachsen, aber von dem, was man „die Welt“ nennt, wußte ich bloß theoretisch etwas. Der Beruf meines Vaters — Lokomotivführer — hatte es mit sich gebracht, daß wir immer nur am äußeren Rande der Stadt wohnten, und da das Einkommen recht schmal, der Kindersegen aber groß war, so konnten wir nur in Häusern für „kleine Leute“ wohnen. Dadurch hatte ich wohl enge Fühlung mit den ärmeren Volksklassen erhalten, aber um meine Menschenkenntnis blieb es doch recht mangelhaft bestellt. Mein Urteil war ein rein gefühlsmäßiges, während Höchberg die Menschen meist rein verstandesmäßig beurteilte. Das war einer der Gründe, weshalb wir uns, ohne jemals in Konflikt zu geraten, lange Zeit seelisch nicht näherkamen. Ein anderer Grund war die Verschiedenheit unserer

Weltanffassung. Ich hing der materialistischen Weltauffassung an und wollte von keiner Religion etwas wissen, Höchberg aber, der philosophischer Idealist war, räumte den metaphysischen Weltvorstellungen und Religionen mehr als bloß historische Berechtigung ein. Wir wären vielleicht darüber zu einer Verständigung gelangt, wenn nicht Höchberg zu meinem großen Verdruß meine wiederholten Aufforderungen, mir seine Anschauung einmal im Zusammenhang genauer zu entwickeln, stets mit der Begründung abgelehnt hätte, ihn zu verstehen erfordere eine philosophische Vorbildung, über die ich nicht verfüge. Ich wollte das nicht gelten lassen, da nach meiner Ansicht mindestens die Grundgedanken einer philosophischen Auffassung so darstellbar sein müßten, daß auch ein leidlich gebildeter Nichtphilosoph sie erfassen könne. Indes blieb Höchberg bei seiner Weigerung, und so endeten unsere Unterhaltungen, sobald das Gespräch auf dieses Thema kam, stets mit einem Mißklang.

Aus einem mir bei späterer Gelegenheit zu Gesicht gekommenen Brief Höchbergs an Richard Avenarius, mit dem er befreundet war, habe ich ersehen, daß jener damals, von Berkeley und Kant ausgehend, zu einer Philosophie gelangt war, der sich die Welt als eine Summe von Empfindungen darstellte. Dies mit einer Begründung, der Avenarius, der Kritiker der reinen Erfahrung, starke Einwände entgegensetzte.

Daß wir in der Beurteilung der irdischen Dinge fast umgekehrt zueinander standen, wie in der theoretischen Weltauffassung, veranlaßte Höchberg eines Tages, als ich beim Öffnen einer Büchersendung meiner Begeisterung über Freiligraths Gedichte Ausdruck gab, zu der diesen Widerspruch beleuchtenden Bemerkung: „Sie sind viel religiöser als ich."

In der Tat kann man sicherlich in einer gewissen Gegnerschaft gegen die kirchlichen Religionen ein religöses Moment entdecken. Bei mir war jene Gegnerschaft bis dahin so stark gewesen, daß mich jahrelang kein Mensch, keine Rücksicht auf liebe Personen dazu hatten bringen können, einem kirchlichen Akt beizuwohnen. Es wäre mir in zweifacher Hinsicht als eine Unwahrhaftigkeit erschienen: Unwahrhaftigkeit vor mir selbst und Unwahrhaftigkeit vor den Gläubigen. So daß, als einmal jemand, bei dessen kirchlicher Trauung ich hatte Trauzeuge sein sollen, mir die Sache mit der Erklärung schmackhaft machen wollte: „Tun Sie es doch, wir" — er, Braut und Familie — „glauben ja auch nichts", er von mir die Antwort erhielt: „Dann tue ich es nur um so weniger", was eine kleine Katastrophe zur Folge hatte. Erst in Castagnola sollte ich nach vielen, vielen Jahren wieder einmal eine Kirche betreten. Und dies ging so zu.

Eines Tages erhielten wir die Einladung zum Mittagessen beim Dorfpriester, dem Bruder unserer Prudenza Prati. Schon Wochen vorher hatte Prudenza uns von jenem bevorstehenden Ereignis vorgeschwärmt. Es würden vier oder fünf andere Geistliche beim Priester zu Besuch sein — Prudenza brauchte, wenn sie von ihrem Bruder sprach, nie den Ausdruck „mein Bruder", sondern sagte immer nur mit Ehrfurcht „il prete". Wohl oder übel hatten wir die Einladung annehmen müssen, aber im letzten Moment ließ sich Höchberg entschuldigen und bat mich, allein hinzugehen. Ich tat es nicht ohne allerhand Beklemmungen. Mit einem halben Dutzend katholischer Geistlicher zusammen speisen, was würde das abgeben? Wie sollte ich mich zum Beispiel bei den wahrscheinlich unvermeidlichen Gebeten verhalten? Byrons „Er heuchelte mit 40-Pfarrerkraft" ging mir durch den Kopf.

Aber meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Es ging beim „prete“ ganz unkirchlich zu. Vom Beten bei Tisch war keine Rede, man unterhielt sich von allen möglichen Dingen, nur nicht vom Himmelsgeschäft. Mir zur Rechten saß eine ältere Patrizierin aus Graubünden, die mit Tochter und Schwiegersohn eine nicht weit von Casa in Valle gelegene Villa am Berge bewohnte. Unterhalb des Gartens ihrer Villa bildet der Berg eine Schlucht, und von der erzählte die Dame mir, als ich die malerische Lage der Villa pries, daß sie ein Brutnest von Schlangen sei. Die Kinder ihrer Tochter seien, wenn sie im Garten spielten, jedesmal in Gefahr, von Vipern gebissen zu werden, und so müsse man stets Gegenmittel gegen Viperngift im Hause haben. Nun griff ein mir zur Linken sitzender Geistlicher in die Unterhaltung ein und erzählte uns, wie er als junger Mensch häufig Schlangen, die nach einem Regen aus dem Gemäuer herauskrochen, um sich zu sonnen, durch einen kräftigen Hieb mit einem Stock auf den Kopf getötet, ihnen zu Hause die Haut abgezogen und sie dann gebraten habe. Sie hätten ihm jedesmal ein gutes, wohlschmeckendes Abendbrot geliefert. Auch sonst erzählte der Mann, der offenbar aus den ärmeren Klassen stammte, allerhand über die Art, wie er sich in jungen Jahren billige Genüsse verschafft habe. Er sprach ein ziemlich gutes Deutsch, das er deshalb betrieb, weil er vorhatte, auf einige Zeit nach Einsiedeln zu gehen, jenem vielbesuchten Wallfahrtsort im Kanton Schwyz, der den Gläubigen wegen des Klosters des heiligen Meinrad und des dort aufgerichteten Standbildes der schwarzen Muttergottes, den Ungläubigen als Geburtsort des bahnbrechenden Mediziners und mystischen Naturphilosophen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim ehrwürdig ist.

Erst nach Beendigung der Mahlzeit ward mitgeteilt, daß in dem neben dem Pfarrhaus gelegenen Kirchlein der Nachmittagsgottesdienst beginne und es in jedes freie Wahl gestellt sei hinüberzugehen. Ich entschloß mich, der Einladung zu folgen, da man bei mir als Landesfremden und Nichtkatholik nicht im Zweifel sein konnte, daß der Zweck des Besuches nur der war, einer Zeremonie als Gast beizuwohnen, indes: aliquid haerebat. Im Dorf am Berge mit seinen zerstreuten Häusern und einer Bevölkerung, für die geistige Anregung so gut wie nicht existierte, schien mir die Kirche weniger sinnwidrig als in der Hauptstadt mit ihrer Fülle von Möglichkeiten rationalistischer geistiger Erhebung und Kirchenbesuchern aus reinem Konventionalismus.

Kehren wir aber nach Casa in Valle zurück. Auch die von Karl Höchberg herausgegebene Halbmonatsschrift „Die Zukunft" war sehr bald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden, obwohl sie lediglich der Darlegung und Entwicklung der sozialistischen Doktrin gewidmet war, diese obendrein auf ethische Prinzipien zu begründen suchte und jede Behandlung von politischen Ereignissen und Fragen des Tages vermied. Mit dem Verschwinden dieser Zeitschrift wäre der größte Teil der Tätigkeit, für die mich Höchberg hatte kommen lassen, weggefallen, indes trat an die Stelle der Redaktionskorrespondenz nun die Korrespondenz mit Genossen in den Zentren der Bewegung über die Linderung der Wunden, welche das Gesetz Individuen und Geschäften geschlagen hatte und noch fortwährend schlug. Außerdem aber war Höchberg nicht gewillt, das Verbot der Zukunft unbeantwortet zu lassen. Von der als Berufungsinstanz gegen Verfügungen der Polizeibehörden auf Grund des Gesetzes eingesetzten sogenannten Reichskommission war eine Aufhebung

des Verbots freilich nicht zu erlangen. Die Mitglieder dieser Kommission aus dem höheren Richterstande schienen nur zu dem Zwecke da zu sein, für die polizeilichen Verbote die juristischen Argumente zu finden. Lediglich als ein übereifriger Polizeigewaltiger sogar des schwäbischen Professors und ehemaligen österreichischen Staatsministers A. E. Schäffle Schrift „Die Quintessenz des Sozialismus" verboten hatte, machte die Reichskommission diesen Geniestreich gut und hob das Verbot wieder auf.

Die Schäffle sche Schrift war eine im Jahr 1874 zum Gebrauch des gebildeten Publikums abgefaßte objektive, wenn auch nicht durchgängig zutreffende Darstellung der sozialistischen Lehre, wie sie damals verbreitet wurde. Keine Apologie oder Empfehlung, aber trotz einiger kritischen Zwischenbemerkungen auch keine feindselige Kritik. Höchberg, dem ganz besonders daran lag, in den Kreisen der akademisch Gebildeten Anhänger für den Sozialismus zu werben, beschloß nun, dies durch eine Massenverbreitung von Schäffles Abhandlung zu besorgen; Menschen mit entwickeltem Gerechtigkeitsgefühl brauchten nach seiner Überzeugung nur den Sozialismus näher zu kennen, um sich für ihn zu erwärmen. So bestellte er denn, nachdem er Schäffles Zustimmung eingeholt hatte, bei dessen Verleger nicht weniger als 10 000 Exemplare der „Quintessenz des Sozialismus", und die haben wir dann unter Benutzung von Adreßkalendern aller Art an angehende und amtierende Juristen, Mediziner, Lehrer usw. in ganz Deutschland versenden lassen. Allzu viele Konvertiten werden sie kaum gemacht haben, aber bei einem Teil der Empfänger dürfte das Samenkorn doch auf guten Boden gefallen sein, und jedenfalls war hier ein erster Schritt zur Wiederaufnahme der sozialistischen Propaganda unter dem

Ausnahmegesetz geschehen. Nicht zufrieden mit dieser Verbreitung des Schäffleschen Werkchens in Deutschland veranlaßte Höchberg auch Benoit Malon, auf seine, Höchbergs, Kosten mit Hilfe seiner Frau die „Quintessenz" ins Französische zu übersetzen.

Für das deutsche Publikum gründete er nun eine wissenschaftliche Zeitschrift, die er unter dem Titel „Jahrbuch der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik", herausgegeben von Dr. Ludwig Richter" in einem Züricher Verlag erscheinen ließ, und die, kaum daß der erste Halbband heraus war, auch sofort dem sozialistengesetzlichen Verbot verfiel. Hätten die Gewaltigen, die das Verbot erließen, das Buch etwas genauer und mit einigem Verständnis durchgelesen, so würden sie es sich sehr überlegt haben, ehe sie es auf den Index setzten. Denn es enthielt Zugeständnisse an die Kritiker der Sozialdemokratie, die gerade im sozialistischen Lager große Verstimmung hervorriefen.

Alles das war noch im Werden, als Höchberg Anfang Januar 1879 eine Reise nach Deutschland machte, um die neuen Zustände an Ort und Stelle zu studieren. Es sollte ihm eine Belehrung werden, auf die er nicht vorbereitet war. Er hielt sich einige Tage in Berlin auf. Am zweiten oder spätestens am dritten Tage erreichte ihn bereits eine Verfügung des Polizeipräsidiums, daß er auf Grund des § 28 des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesen sei und die Stadt binnen soundso viel Stunden zu verlassen habe. Der bezeichnete Paragraph unterstellte der Ausweisung

„Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen ist."

Der ruhige, völlig ethisch gerichtete Ideologe eine Gefahr der öffentlichen „Sicherheit oder Ordnung" der Hauptstadt!

Nun war Höchberg mit dem damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn von Madai, der vordem Polizeipräsident in Frankfurt am Main gewesen war und es nicht verschmäht hatte, Einladungen zu den Diners der Frankfurter Bankiers recht häufig Folge zu geben, auf solchen Gesellschaften bekannt geworden. Er suchte ihn also auf und verlangte zu wissen, wie man dazu gekommen sei, ihn auszuweisen, welche Handlungen gegen Gesetz und Ordnung er in Berlin begangen haben solle, um diese Maßregel herbeizuführen. „O," ward ihm zur Antwort, „direkt ordnungsfeindliche Handlungen haben Sie freilich nicht begangen. Aber Sie sind mit den Herren A, B und C zusammen gewesen, und das sind Leute, die wir als Sozialisten kennen, und die dem früheren Mohrenklub angehört haben und vielleicht noch angehören." „Mohrenklub" nannte sich eine Gruppe von Sozialisten, die Mehrzahl davon Studierte oder Studierende, die sich im Winter und Frühjahr 1877/78 wöchentlich in einem Lokal in der Mohrenstraße zu geselliger Unterhaltung und öfters auch Besprechung theoretischer Fragen zusammengefunden hatten, und von denen einige noch nach Verkündung des Gesetzes den in keiner Weise strafbaren Verkehr untereinander fortsetzten. Weil also Höchberg, der wiederholt Gast im Mohrenklub gewesen war, seinen Besuch auf einzelne dieser Leute ausgedehnt hatte, die selbst nicht für genügend gefährlich erachtet wurden, um der Ausweisung zu verfallen, ward er ohne Untersuchung und Urteilsspruch kurzerhand mit dieser Maßnahme bedacht und der Presse als aus der Hauptstadt Verwiesener bezeichnet. Ein Polizeistück, das wahrscheinlich von dem Gedanken eingegeben war, den wohlhabenden Sozialisten für die Unterstützungen zu strafen, die er der geächteten Partei zukommen ließ. Die Rapporte über Höch-

bergs Verkehr aber hatte zweifelsohne ein Student geliefert, der später als der Polizei verkauft entlarvt wurde.

Nach Höchbergs Rückkehr aus Deutschland stellte sich bald heraus, daß wir nicht mehr lange in Casa in Valle würden hausen können. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends, die Kräfte nahmen unter der Wirkung seiner Hungerkur immer mehr ab. Da kein Zureden half, ihn von ihr abzubringen, versuchte ich es schließlich mit einem Staatsstreich. Eines Tages kam Höchberg mit einem Telegramm in der Hand auf mich zu und sagte erregt: „Um Gotteswillen, mein Bruder kommt nach Lugano. Jetzt muß ich sehen, schnell mit allen Mitteln zu Kräften zu kommen, in diesem Zustand kann ich ihn nicht empfangen." Ich stellte mich nach Möglichkeit überrascht, hatte aber in Wirklichkeit nur das Gefühl der Genugtuung. Ein Brief von mir an Dr. Karl Flesch, worin ich diesem den Stand der Dinge auseinandergesetzt und Abhilfe für dringend notwendig erklärt hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Flesch hatte sich mit Höchbergs jüngerem Bruder in Verbindung gesetzt und dieser sofort den Entschluß gefaßt, unter einem schicklichen Vorwand — eine angeblich nötig gewordene Geschäftsreise nach Mailand — selbst nach Lugano zu kommen. Sein Besuch hatte denn auch zur Folge, daß Höchberg wenigstens zunächst die Lebensweise etwas änderte. Und dann fing er an, ernsthaft die Frage einer Ortsveränderung in Betracht zu ziehen. Das Klima Luganos hatte sich nicht als so milde herausgestellt, wie er vorausgesetzt hatte, die postalische Abgeschlossenheit aber sich als um so störender erwiesen. Eine Übersiedlung nach einem Ort in der Schweiz, der bessere Postverbindung mit Deutschland bot, sollte in Kürze vor sich gehen.

Mir kam das nicht sehr erwünscht. Ich hatte mich nach und

nach in die italienische Sprache so weit hineingearbeitet, daß einige Monate längeren Aufenthalts im italienischen Sprachgebiet ausgereicht hätten, mich zu einem leidlichen Gebrauch der Sprache zu befähigen. Jetzt plötzlich abbrechen hieß dagegen das wenige, was ich mir angeeignet hatte, auch noch gefährden, und diese Furcht hat sich als nur zu begründet erwiesen.

Außerdem rückte nun das Frühjahr heran, und die schöne Vegetation Luganos brach sich mit zunehmender Kraft Bahn. Schon gegen Ende März fingen die Kamelien im Freien an zu blühen, in dem terrassenförmig aufsteigenden Garten der Villa Riva standen Kamelienbüsche von einer fabelhaften Größe in Blütenpracht. Ebenso fingen die Obstbäume auf den unteren Abhängen des Monte Bré an, Blüten zu treiben, was den Reiz des Anblicks von Casa in Valle aus über Berg und See sehr erhöhte. Etwa 50 Meter unterhalb seiner ward mit dem Bau einer Villa begonnen, Lastkähne brachten Kalk und Steine dazu von anderen Ortschaften her ans Ufer, und Arbeiterinnen schleppten das Material in Kiepen auf Serpentinwegen den Berg hinauf. Beim Aufstieg schritten sie naturgemäß mit ihrer schweren Last Schritt für Schritt, still und geduckt. Ging es aber mit den leeren Kiepen abwärts, dann sangen sie meist Verse irgendeines der in langgezogenen Molltönen auslaufenden Volkslieder, und sie dabei leichten Trittes in Schlangenwindungen den Weg hinabwandern zu sehen, gewährte einen sehr fesselnden Anblick. So vereinigte sich vieles, mir den Abschied von Castagnola schwer zu machen.

Ein Trost war, daß es hieß, wir gingen nach Genf. Aber ich dachte dabei nicht an die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Genfs und erst in zweiter Linie an sein regeres

politisches Leben, sondern ganz grob utilitarisch vor allem an die Möglichkeit, mich wenigstens in einer anderen Fremdsprache, dem Französischen, vervollkommnen zu können. Indes auch das sollte nicht sein. Wohl reiste Höchberg eines Tages nach Genf, um dort Quartier zu suchen, während ich zu Hause Kisten und Kasten zur Übersiedlung bereit machte. Dann aber kam plötzlich ein Telegramm: „Wir gehen nach Zürich, kommen Sie sobald als möglich dorthin." Ich war wie niedergeschmettert. Gegen Zürich hatte sich mir als Folge einer beiläufigen Bemerkung eines Kenners ein lächerliches Vorurteil eingenistet, ich ahnte nicht, daß mir die freundliche Limmatstadt so sehr ans Herz wachsen sollte, so daß sie noch heute als die zweite Heimat in mir lebt. Es gab jedoch keine Wahl, und da der Gotthard wieder einmal für den Reiseverkehr — diesmal durch Frühlingsschneefall — gesperrt war, ging es über Mailand, Turin und Genf nach Limmat-Athen, das nun auf neun Jahre mein Wohnort werden sollte. Ich betrat es mit einem ähnlichen Gefühl, wie es der Erzvater Jakob empfunden haben mußte, als er die Rahel zum Weibe haben wollte und die Lea bekam.

IV.

In Zürich

Zürich war in dem Jahre, wo ich es zum erstenmal betrat — 1879 — fast ebenso vom heutigen Zürich verschieden, wie das damalige Lugano vom heutigen. Es zählte mit seinen acht oder neun noch selbständigen Vororten zusammen wenig mehr als die Hälfte der Einwohner, die heute das mit jenen vereinigte Groß-Zürich zählt, ermangelte noch eines erheblichen Teils der Prachtgebäude und Schmuckanlagen, die es heute zieren, und seine Wohn- und Geschäftshäuser trugen in ihrer großen Mehrheit noch lokale Farbe. Wohl hatte die Stadt in ihrem südlichen Teil schon die Bahnhofstraße und einige ihr architektonisch verwandte kleine Gassen mit eleganten Häusern moderneren und antikisierenden Stils. Auch fehlte es in den Vororten und auf den benachbarten Anhöhen nicht an Villen, von denen einige sogar sich schloßartig darboten. Aber die Masse der Geschäfts- und Wohnhäuser standen entweder in den engen und winkeligen Straßen der auf Hügeln gebauten alten Stadt und waren darum, so anfechtbar sie vom hygienischen Standpunkt aus sein mochten, interessante Kulturdenkmäler aus vergangenen Zeiten, oder sie gehörten nur erst teilweise bebauten Straßen an und waren dann meist Zwitterbildungen zwischen großstädtischem Wohn- und kleinstädtischem Landhaus. Zürich

vereinte überhaupt noch in ziemlichem Grade Dorf, Kleinstadt und Großstadt. Bis hart an die Grenze der alten Stadt Zürich ragten an einigen Stellen Weingärten und Wiesen in das Gebiet von Groß-Zürich hinein, und wer über den Vorort Fluntern hinaus das auf dem Germaniahügel am Zürichberg gelegene Grab des genialen Georg Büchner aufsuchen wollte, kam noch an richtigen Bauernhäusern im bekannten Schweizer Stil vorbei. Heute ist das Stück Berg um Büchners Grab, das damals eine Einöde war, von Villen besetzt, zwischen denen hindurch, an ihren schönen Gärten vorbei, ein im Sommer sehr reizvoller Weg führt. Aber tritt man aus diesem Villengewirr heraus und an das Grab heran, so wird es schwer, sich in die Stimmung zu versetzen, die das einsam gelegene Grab seinerzeit in dem Wanderer erweckte, der es von Fluntern oder Oberstraß her über Heideland erreichte. Für ihn war es ein Ruhepunkt, für den heutigen Spaziergänger ist es kaum ein Anlaß zu flüchtigem Anhalten, und von den vielen Tausenden, die es eines Blickes würdigen, wissen die wenigsten etwas Genaueres vom Dichter, der das Drama „Dantons Tod" sowie den revolutionären Hessischen Landboten geschrieben und dem Georg Herwegh das schwungvolle Gedicht gewidmet hat, das mit den Worten beginnt:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,
Hast eine Krone wieder uns geraubt,
Du schonst die Schlange zwischen deinen Füßen
Und trittst dem jungen Adler auf das Haupt —"

und dem auch die dem Denkstein einverleibten Verse entnommen sind:

„Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab."

Auch Herwegh fand in Zürich seine zweite Heimat, und das am oberen Rande eines grünbewachsenen Abhangs gegenüber der Kantonschule gelegene Haus, in dem er zuletzt gewohnt, stand zu meiner Zeit noch so frei da, wie zu Lebzeiten des „großen Kindes aus Schwaben". Heute ist es von Universitätsgebäuden und Privathäusern umgeben. Ein gleiches ist noch verschiedenen Häusern geschehen, die damals sogar auf dem Stadtgebiet von Gärten oder brachliegendem Land umgeben waren. Dafür haben aber auch Häuser und Häusergruppen im Interesse der Verbreiterung von Straßen oder Wegen verschwinden müssen, die damals noch standen, und allerhand interessante Winkel und Häuser mit einer Geschichte wurden in den Jahren, wo Zürich sich zu Groß-Zürich auswuchs, nach allen Himmelsrichtungen hin und unter den verschiedensten Gesichtspunkten gleichzeitig in höherem Grade Industrieort und Fremdenstadt ward, dadurch dem Reich der Vergangenheit zugewiesen.

In jeder Hinsicht war das Zürich von 1879 vom Zürich von heute unterschieden. Um beim äußeren Bild zu bleiben, so war noch keine Spur von dem prächtigen Kai vorhanden, der heute in so weiter Ausdehnung die Ufer des Zürichsees umrahmt. Diese Ufer boten vielmehr einen recht chaotischen Anblick dar: bald stieß das Auge auf Außenteile von Gärten, bald auf Brachland und hier und da auch auf Häuser, die unmittelbar am Rand des Sees erbaut waren. Unmittelbar an den See grenzte auch der Garten der alten Tonhalle, die, ein sehr viel einfacheres Gebäude als ihre Nachfolgerin am Alpenkai, dort stand, wo jetzt der Utokai vom Bellevueplatz sich abzweigt. Aber gute Musik wurde auch damals schon in ihr gemacht, und mit der Einfachheit ist mancher Reiz, den sie darbot, verschwunden. So sammelten

sich an Sommerabenden, wenn in ihrem Garten konzertiert wurde, stets eine Anzahl Vergnügungsboote vor ihr. Die Insassen genossen vom See aus die Musik und fuhren in den Pausen an die Balustrade des Gartens heran, um sich vom Kellner ein Getränk herunterreichen zu lassen, kommunizierten auch gelegentlich mit den Gästen, die nächst der Balustrade saßen. Es ging dabei sehr heiter zu. Als ich erst mit dem Zürichsee nähere Bekanntschaft geschlossen hatte — und ich bin mit ihm im Laufe der Jahre sehr intim geworden —, gehörten die Sommerabende auf ihm zu meinen liebsten Erholungen. Es waren herrliche Eindrücke. Bald fuhr man hinaus in den sich ausbreitenden See und gab sich dem Zauber der Nacht auf dem Wasser hin, der durch die aus der Ferne bruchstückweise klingende Musik nur noch erhöht wurde, bald fuhr man wieder zurück, hörte von der hierfür passenden Entfernung aus ein oder zwei Musikstücke vollständig mit an, um sich dann dem Garten so zu nähern, daß nun durch allerhand Vorgänge in der Umgebung die Aufmerksamkeit wieder von der Musik abgelenkt wurde. Die neue Tonhalle ist ein schöneres Gebäude als die alte und bietet zu den Alpen hinüber einen noch fesselnderen Ausblick als diese, aber die Traulichkeit ist mit der örtlichen Verlegung geopfert worden.

Ein gleiches könnte man noch von verschiedenen Veränderungen sagen, die das neue Zürich gegenüber dem alten aufweist. Schmerzlich empfindet es der die Natur liebende Spaziergänger, daß große Stücke der schönen Waldpartien des Zürichberges heute als „Privatbesitz" mit Drahtgittern umzogen sind, und gern würde gar mancher die eleganter ausgestatteten und größeren heutigen Wirtschaften auf dem Berge für die sehr viel einfacheren früheren Wirtschaften hin-

geben, wo man auf rohgezimmerten Bänken an ebensolchen Tischen saß und außer offenem Wein, Brot und Käse nur wenige Gerichte erhalten konnte, würde er dafür die besagten Gitter loswerden. Es gibt sogar Leute, die, wenn es nicht anders ginge, den Tausch auch ohne diese negative Zugabe machten. Was war das für ein stimmungsvolles Rastmachen auf dem Dolder, als noch keine Zahnradbahn hinauffuhr und man bei einem einfachen Glase Wein in Gedanken sich mit unseren Dichterfürsten unterhalten konnte, zu deren Zeiten es nicht wesentlich anders beschaffen war.

In der Tat hat in den ersten vier Jahrfünfteln des 19. Jahrhunderts das soziale Leben in dieser Hinsicht weniger Veränderungen erfahren, als in dem drittel Jahrhundert, das seitdem verflossen.

Andere Zeiten, andere Einrichtungen. Nun fährt man, außer mit der zum Dolder führenden Zahnradbahn, an einer anderen Stelle mit der Straßenbahn ein Stück auf den Zürichberg hinauf bis hart an die Gartenwirtschaft, die sich Beau Séjour schrieb und zu meiner Zeit von den Eingeborenen „Rinderknecht" ausgesprochen wurde — nicht aus Abneigung gegen das Französische, sondern im Hinblick auf den Eigentümer. Vielleicht geht die Bahn heute schon noch höher, und für Leute, denen das Steigen beschwerlich wird, ist das sicher eine große Wohltat. Auch kann keine bauliche Veränderung dem wundervollen Blick vom Zürichberg aus über den See hinweg auf die Häupter der Alpenkette der mittleren Schweiz und über die Albiskette zum Rigi, Pilatus und den Berner Riesen seine Schönheiten rauben. Aber die nähere Umgebung hat für unsereinen viel von ihren Reizen verloren.

Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast jeder Romantiker. Mag der Verstand



Karl Kautsky
(Jugendbild)

noch so sehr mit der Zeit Schritt halten, das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit. Aber eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen, die diese nicht kannte, und ihr fehlt nichts von dem, was den Alten ans Herz gewachsen war.

So wenig wie von Bahnen auf den Zürichberg, wußte das Zürich von 1879 von Straßenbahnen in der Stadt und den mehr oder weniger eben gelegenen Vororten. Der Mangel schien aber von der Bevölkerung nicht sehr empfunden zu werden. Der Verkehr zwischen Stadt und Vororten war ohnehin nicht sonderlich stark, der kommunalen Dezentralisation entsprach offenbar noch eine gewisse geschäftliche Dezentralisation. Auch machte es den geborenen Zürichern wenig aus, daß ein großer Teil ihrer Stadt auf hügeligem Boden erbaut war und es auf manchen Wegen mehrmals aufwärts und abwärts ging.

Anders die an ihre bequemen Verbindungen gewöhnten Berliner, wenn sie nach Zürich kamen. „Zürich wäre eine sehr hübsche Stadt," sagte einmal ein Landsmann aus Spree-Athen zu mir, den ich in Limmat-Athen spazieren führte, „wenn es nur nicht die vielen Buckel hätte." Ich aber war mittlerweile schon so an Zürich akklimatisiert, um meine Antwort mit einer leichten Variation in die Worte des Dichters kleiden zu können: „Was euch es widrig macht, macht mir es wert."

Ich war bei der Ankunft in Zürich im Gasthof zum Storch abgestiegen, dem am Weinplatz gelegenen Gegenüber des Hotels zum Schwert, das wir Deutsche aus den Biographien Goethes und Fichtes kennen. Mein Quartier im unberühmten „Storchen" sollte mir jedoch einen unerwarteten Vorteil zuspielen.

Als ich am Tage nach meiner Ankunft ausging, Wohnung zu suchen, fiel mir auf, daß, obwohl es ein Werktag war, überall geputzte Kinder sich auf den Straßen bewegten, einige davon in fremdartigen Kostümen und die Knaben oft mit Gesichtsmasken in der Hand. Offenbar mußte etwas Besonderes los sein. Um es zu erkunden, wandte ich mich an einen der geputzten Knaben und fragte ihn, warum sie alle in Putz seien. Ich mußte meine Frage mehrmals wiederholen, bis er überhaupt begriff, was ich wollte, und dann gab er mir eine Antwort, aus der wiederum ich nichts zu machen wußte: „'s isch Sachzelüte." Eine Erklärung, was das bedeute, vermochte er mir nicht zu geben. Unerschüttert blieb er bei seinem „'s isch Sachzelüte". Und an welches Kind ich mich auf meiner Wanderung mit der gleichen Frage wandte, immer erhielt ich die stereotype Antwort: „'s isch Sachzelüte." Ich kam mir fast vor wie der Mann in Hebels Erzählung vom „Kannitverstan". Endlich fragte ich in der Nähe meines Hotels einen Erwachsenen und erfuhr, daß „Sechseläuten" sei und daß abends auf der Limmat ein „Bög" abgebrannt werde. Das Sechseläuten oder vielmehr Sechsuhrläutenfest ist ein Freudenfest aus der Zunftzeit her, wo am Montag nach Frühlingsanfang damit begonnen wurde, um sechs Uhr abends durch Glockengeläut Schluß des Arbeitstages anzukündigen. Die Zunftgesellschaften, die Zürich noch hat, die aber längst jede wirtschaftspolitische Bedeutung verloren haben, feiern es jährlich am Abend des bezeichneten Tages durch Festessen und — zu meiner Zeit wenigstens — namentlich fest Trinken. Für die Kinder ist es ein schulfreier Tag, an dem sie sich putzen und maskieren, jeweilig auch Umzüge in Charakterkostümen machen, und alle vier bis fünf Jahre feiert es ganz Zürich durch einen kostü-

mierten Umzug von Groß und Klein, der jedesmal einer bestimmten Idee Ausdruck gibt und bei dem von wohlhabenderen Teilnehmern manchmal in der Ausstattung ein großer Luxus entfaltet wird. Den Abschluß des Festes für das Volk bildet die feierliche Verbrennung des „Bög", einer mit Brennmaterial und Feuerwerkskörpern ausgestopften Puppe, die irgendeine allgemein als unliebsam empfundene Erscheinung, Einrichtung oder Macht verkörpert. Diesmal nun galt die Verbrennung des Bög einer Kundgebung gegen das alte Theatergebäude Zürichs, das in der Tat von außen eher den Eindruck einer Stallung als eines Theaters machte und dessen Raumverhältnisse und innere Ausstattung den Ansprüchen der Züricher nicht mehr genügten. Ohne dieses Urteil anfechten zu wollen, muß ich indes gestehen, daß ich in diesem alten Gebäude noch mancher Vorstellung beigewohnt habe, die mich höchlichst befriedigte. Gerade weil das Theater nur mäßig groß war, konnte z. B. im Konversationsstück sich eine die Feinheit des Spiels unterstützende Intimität zwischen Bühne und Auditorium entfalten, und in der Oper wiederum kamen die Schönheiten mancher Stimmen im kleinen Raum viel vorteilhafter zur Geltung, als in den großen Opernhäusern. Überhaupt ward in der Oper Zürichs unter der Leitung Lothar Kempters von Orchester und Solisten oft Ausgezeichnetes geleistet. Die Chöre freilich entsprachen nicht selten etwas gar zu sehr den Regeln des seligen Aristoteles und erregten Furcht und Mitleid. Aber das hatte mit der räumlichen Größe des Theaters nichts zu tun.

Immerhin, das Theatergebäude sollte symbolisch vernichtet werden, und so hatte man dem „Bög" des Jahres 1879 die Gestalt des Winters gegeben, der, ein Greis mit weißem

Haupt- und Barthaar, auf einem flachen Lastboot saß und eine Nachbildung des Theaters im Schoße hielt. Das Boot war in der Limmat gegenüber dem Hotel zum Storchen verankert, und gegen Abend sammelte sich an beiden Ufern ein gewaltiges Publikum, um dem Autodafé beizuwohnen, das nach eingebrochener Dunkelheit programmgemäß vor sich ging. Da nun mein Zimmer im Hotel auf den Fluß hinausging, konnte ich das Schauspiel vom Fenster aus im vollsten Maße genießen. Man hatte mit Feuerwerk nicht gespart, und wie nun der alte Winter feuersprühend die zu Tausenden sich drängenden Massen am Ufer und die Gebäude hinter ihnen bald stärker und bald nur in Umrissen beleuchtete, gab das einen wirklich schönen Anblick, von dem ich nicht vermutet hätte, daß er mir sobald nach meiner Ankunft zuteil werden sollte.

Bei der Wohnungssuche ging es mir mit der Landessprache nicht viel anders, als bei der Erkundung des „Sachzelüte". Ich hatte noch keine Ahnung vom Züricher Deutsch, und da ich auf der Schule kein Mittelhochdeutsch getrieben hatte, fiel es mir manchmal schwer, die Züricher Vermieterinnen zu verstehen. „Ach, Sie verstahe kei Züritütsch, ich kann auch hochdütsch zu Ihne rede", antwortete mir eine solche, als ich sie bat, etwas langsamer sprechen zu wollen, da ich ihr nicht recht folgen könne. Und sie überflutete mich mit einer Auseinandersetzung in dem Sprachidiom, das sie „hochdütsch" nannte, das mir aber nicht viel verständlicher war als ihre Heimatsprache. Bei einer anderen hatte ich folgendes Erlebnis. Ich traf sie in der Haustür und fing an, mit ihr über den Monatspreis der drei Zimmer, wie Höchberg und ich sie brauchten, zu verhandeln. Sie nannte einen Betrag, den ich als achtzig Franken verstand und unter Vor-

behalt der Verständigung über andere in Betracht kommende Punkte für annehmbar erklärte. Kaum aber hatte ich die Zahl ausgesprochen, als ein gleichfalls in der Haustür stehender Mann anfing, mir, während ich mit der Frau über die anderen Punkte sprach, immer wieder abwinkende Zeichen zu machen. Sollte die Wohnung Ungeziefer oder sich einer in ihr erhängt haben? dachte ich, ließ mich aber durch die Zeichen nicht beirren, da ich merkte, daß die Wohnung ohnehin nicht das sei, was ich suchte. Ich sagte der Frau, ich müßte mir die Sache noch mit meinem Freund überlegen und ging meiner Wege. Ein Blick zurück belehrte mich bald, daß der Mann aus der Haustür mir nachging. Und als ich daraufhin meinen Schritt verlangsamte, faßte sich der Unbekannte ein Herz und sprach mich an: „Sie!“ „Was wünschen Sie von mir?“ fragte ich. „Sie,“ antwortete er, „sie hett ja nit gesagt, achtzig Franke, sie hett gesagt sachzig (d. h. sechzig) Franke.“ Den Guten hatte der Gedanke gequält, daß ich das Opfer eines Hörfehlers werden könne. Natürlich dankte ich ihm für seine wohlwollende Fürsorge.

Es wird dem Deutschen und insbesondere dem Norddeutschen, der ohne einen Begriff vom Wesen der Züricher Mundart nach Zürich kommt, nicht leicht, sich in diese hineinzufinden. Daß es sich, von einigen Eigenheiten der Aussprache abgesehen, bei ihr nicht um eine Art Jargon, sondern um eine geschichtlich gewordene Volkssprache mit regelmäßigen Abwandlungsformen handelt, will den wenigsten in den Kopf. Sie tönt ihnen häßlich und erscheint ihnen als die Sprache ungebildeter oder sprachlässiger Menschen. Nun hat zweifelsohne das Schweizerdeutsch, wie es in Zürich und anderen Kantonen der Schweiz gesprochen wird, manches Unschöne. Die Aussprache des „ch“ als Kehllaut, die Trübung

des Vokals i in ü und der Vokale e und ä in ö wird niemand als Verschönerung der deutschen Sprache empfinden. Aber wer sich durch diese und andere Äußerlichkeiten nicht davon abhalten läßt, in den Geist des Schweizerdeutsch einzudringen, wird in seinen Wortformen und seiner Syntax viel Schätzenswertes finden, eine Verbindung von Kraft und Innigkeit, die dem Schriftdeutsch abgeht, und die es begreiflich macht, warum nicht nur die breiten unteren Volksschichten, sondern auch die literarisch gebildeten Elemente der deutschen Schweiz im engeren Verkehr am Gebrauch des Schweizerdeutsch festhalten. Ich habe das Glück gehabt, in der Schweiz mit Leuten zu verkehren, die schriftstellerisch und, wenn es darauf ankam, auch rednerisch sich als wahre Meister der deutschen Sprache auszeichneten. Aber auch diese, wie z. B. der leider 1915 verstorbene einstige Redakteur und später Direktor der Frankfurter Zeitung, Theodor Curti, der als Prosaschriftsteller wie als Dichter in bezug auf Stil und Sprachreichtum es mit den besten Reichsdeutschen aufnehmen konnte, sprachen im Hause und im sonstigen Verkehr mit Landsleuten ihr Schwyzerdütsch, nach unseren Begriffen also „Platt". Umgekehrt wird es manchem Reichsdeutschen in der Schweiz so gegangen sein wie mir. Mir ist im Lande der Alpen erst das Verständnis und der Sinn für das Wesen der Mundarten zuteil geworden.

Erlaubte es meine Zeit, so würde ich u. a. gern einmal einen sprachtheoretischen Vergleich ziehen zwischen dem Verhältnis des Schweizerdeutsch zum Schriftdeutsch und des auch im Tessin gesprochenen dialetto milanese zur literarischen lingua toscana. Dem Laien fallen da viele Ähnlichkeiten auf. Hier wie dort die Umlautung von Vokalen in getrübte Doppellaute und die Tendenz, Worte durch Abstoßen von

Vokalen und Endsilben zusammenzuziehen. In Casa in Valle hörte ich einmal einen den Berg herabkommenden Burschen einem am Fenster unseres Nachbarhäuschens sitzenden Kameraden zurufen: „ndemm“. Ich grübelte lange darüber nach, was er wohl damit gemeint haben könne, bis ich durch Analogieschluß dahinter kam, daß ich ein zusammengezogenes „andiamo“ gehört hatte. Der Name Bernstein setzt mit dem Konzert der vier Konsonanten r n s t jeder italienischen Zunge unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Einige Leute halfen sich damit, daß sie zwischen r und n ein e einfügten, andere machten es einfacher und ließen das dem r folgende n einfach fort. Nicht wenig überrascht war ich aber, als ich eines Tages vor unserem Haus wiederholt „Besténg“ rufen hörte und es sich herausstellte, daß dieser Ruf mir galt. Eine Arbeiterin des Mr. d'Arcès, die mir etwas bestellen sollte, hatte mit meinem Namen im Geist der Volksetymologie des Mailänder Sprachgebiets kurzen Prozeß gemacht.

Wie bildet das Volk Fremdworte um, die es in seine Sprache aufnimmt? Wer diesen Prozeß, der trotz aller Sprachreinigungsbestrebungen immer wieder vor sich geht, aufmerksam verfolgt, wird, auch ohne Philologe zu sein, entdecken, daß es bei ihm überall nach bestimmten Regeln geht, die der einfache Mann aus dem Volke einhält, ohne sich dessen bewußt zu werden. Indem die brave Stefanina mit dem n in der Mitte meines Namens auch das r aus ihm entfernte und das ei e aussprach, hatte sie ihm erst die dem italienischen Sprachgeist angepaßte Form gegeben. Das n am Schluß wird aber im ganzen Gebiet des Mailänder Dialekts nasal ausgesprochen. So, daß also z. B., da der Dialekt das u in ü umlautet und den Endvokal abwirft, Lugano im Munde seiner Eingeborenen zu „Lügang“ wird. Und der Schweizer-

deutsche im Berner Sprachgebiet macht aus dem italienischen lazzoletto (Schnupftuch) ein „fazinettli", im Züricher Sprachgebiet aus dem französischen pois verts — „Bouverli".

Dem Eingeborenen Zürichs ist das Hochdeutsch eine Fremdsprache, die er erst erlernen muß. Als eine mir befreundete Deutsche im Hause einer Genferin, bei der sie Unterricht in der französischen Sprache nahm, ein achtjähriges Züricher Kind, das etwas bestellen kam, hochdeutsch ansprach, antwortete ihr dieses verlegen: „Ich verstah kei Französisch nüt."

*

Im politischen Leben Zürichs herrschte in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts starke Ebbe. Die demokratische Partei des Kantons, die bei der Verfassungsrevision von 1869 für Zürich die demokratischste Verfassung erkämpft hatte, die damals überhaupt denkbar war, und die, zur Regierung gelangt, unter der Führung einer Reihe von ausgezeichneten Männern, auch sonst eine wahrhaft erleuchtete Reformpolitik betrieben hatte, war um die Mitte der siebziger Jahre infolge einer Verkettung verschuldeter und unverschuldeter Nackenschläge einer Koalition von Gegnern erlegen und ihrer Spannkraft beraubt. Unverschuldet war die Rückwirkung der über Deutschland und Österreich hereingebrochenen Geschäftskrise auf das Züricher Geschäftsleben, verschuldet der Umstand, daß der durch diesen Geschäftsdruck verschärfte Zusammenbruch einer von Hause aus verfehlten Eisenbahngründung der demokratischen Partei auf die Rechnung gestellt werden konnte.

Auf kleinem Gebiet hatte sich in den siebziger Jahren in Zürich eine Verquickung von Eisenbahninteressen mit parteipolitischen Interessen vollzogen, die wir auch in verschiedenen

Großstaaten sich haben abspielen sehen. Um parteiischen Verfügungen der von Liberalkonservativen beherrschten Schweizerischen Nordostbahn entgegenwirken zu können, war ein Konkurrenzunternehmen, Nationalbahn genannt, ins Leben gerufen worden, deren Hauptlinie vom Bodensee aus über Winterthur und Baden im Aargau unter Umgehung der Stadt Zürich in die innere Schweiz und Westschweiz führen sollte. Unter Umgehung der Stadt Zürich: die Idee, die liberal-konservative Hauptstadt des Kantons zugunsten Winterthurs, das damals die Hochburg der demokratischen Partei war, ausschalten zu können, war die intellektuelle Hamartia dieser gewesen, die große Denkschuld, dank der der finanzielle Krach der Nationalbahn zu ihrem politischen Krach werden konnte. Denn der Gegensatz: hier Nationalbahn — hier Nordostbahn ward dadurch im Volk gleichbedeutend mit hier demokratische — hier liberal-konservative Partei. Und die Nordostbahn hatte sich als die kräftigere Unternehmung erwiesen, ihre Aktien hielten sich auf leidlicher Höhe, während an den Aktien der Nationalbahn Vermögen verlorengingen.

Fast gleichzeitig mit der demokratischen Partei war auch der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung des Kantons Zürich, die sich im politischen Kampf noch an die erstere anlehnte, der Atem stark ausgegangen. Auf ihr lastete zunächst, wie auf jener, der über ganz Europa sich ausbreitende Geschäftsdruck, dann aber von 1878 ab sehr erschwerend auch das deutsche Sozialistengesetz. Eine eigentliche sozialdemokratische Partei der Schweiz gab es zu jener Zeit überhaupt noch nicht. Eine spezifisch schweizerische politische Organisation, die ihre Mitglieder fast ausschließlich aus der Arbeiterschaft und kleinbürgerlichen Elementen rekrutierte, war der Grütliverein,

der indes ein sehr passives Dasein führte. In dem 1874 gegründeten Schweizerischen Arbeiterbund, der sich aus allen Sektionen der Arbeiterschaft — politischen Vereinen, Fachvereinen, Bildungs- und Unterstützungsvereinen — zusammensetzte und eine Kampfverbindung sein sollte, überwog dagegen das deutsche und das diesem sich noch völlig angliedernde deutsch-österreichische Element. Nicht daß diese Nationalitäten schon die Mehrheit der beschäftigten Arbeiter des Kantons gestellt hätten. Aber den meisten Arbeitern schweizerischer Nationalität fehlte aus verschiedenen Gründen, die u. a. mit den Unterstützungseinrichtungen ihrer Heimat im Zusammenhang standen, der Antrieb, sich den ausgesprochenen Kampforganisationen anzuschließen, und diejenigen, die es taten, fühlten sich dort in der Minderheit, selbst wenn sie es in der Wirklichkeit nicht waren.

Hierbei spielten die oben geschilderten Sprachdifferenzen eine verhängnisvolle Rolle. In allen nicht spezifisch nationalen Organisationen war das Schriftdeutsch die zwar nicht statutarisch vorgeschriebene, aber durch die Natur der Dinge gebotene Diskussionssprache, und dies hatte die Wirkung, daß die Schweizer, obwohl sie das Schriftdeutsch durchaus verstanden und sich auch ganz gut seiner bedienen konnten, nur ungern sich an den Diskussionen beteiligten. Ich habe das lange Zeit nicht recht begreifen können, bis mir eines Tages ein literarisch hochgebildeter und gänzlich vorurteilsloser Schweizer auseinandersetzte, er fühle sich sogar im Kreise von befreundeten Deutschen stets befangen, weil er den Gedanken nicht los werde, daß er, sobald er den Mund auftue, irgendwelchen Sprachfehler machen werde. Wenn das einem Manne geschah, der sich an den besten deutschen Stilisten gebildet hatte und ein vorzügliches Deutsch schrieb, wie mußte

es da erst Arbeitern zumute sein, denen die literarische Bildung abging. Manches bittere Wort von solchen über die „mundfertigen Deutschen" wurde mir nun erst in seiner richtigen Bedeutung klar. Mochte den schweizerischen Arbeitern, die sich den gemischt-nationalen Organisationen anschlossen, dort auch das größte Entgegenkommen erwiesen werden, so konnte das nichts daran ändern, daß sie sich — einzelne wenige ausgenommen — in dieser Umgebung nie recht heimisch, sondern eher bedrückt fühlten. Und solches Empfinden macht dann wieder das Urteil ungerecht.

Indes hätte die Sprachschwierigkeit allein kaum ausgereicht, jenes Gefühl zu erzeugen, wenn nicht das Volksempfinden ganz allgemein den Schweizer gegen den Reichsdeutschen scheu oder mißtrauisch gestimmt hätte. Im Schweizervolk waren Deutschland und die Deutschen überhaupt unbeliebt, vielen sogar verhaßt. Eine Abneigung, die in nicht geringem Grade ein geschichtliches Erbe und aus dem lange zwischen der Schweiz und dem Reich obwaltenden Verhältnis zu erklären ist. Die Schweizer haben sich abwechselnd immer wieder in ihrer Unabhängigkeit vom Reich bedroht oder bedrückt gefühlt, auf das Reich mit Furcht geblickt, die sich stets in ein Haßempfinden umsetzt, vom Reich wenig Gutes erfahren, das Reich als den Verbündeten ihrer heimischen Unterdrücker gesehen, während Frankreich ihnen unter den Bourbonen Erwerb bot und in der großen Revolution Befreierin wurde. So hat denn, worauf mich Theodor Curti einmal aufmerksam machte und was sich mir später oft bestätigt hat, dieses geschichtliche Verhältnis zu den beiden Nachbarländern auch in der Volkssprache Ausdruck gefunden. Wenn der junge Schweizer ins Ausland gehen will, so sagt er, wenn Frankreich sein Ziel ist: „Ich gang nach Frankrich

inne", wenn er aber Deutschland wählt, geht er „nach Dütschland uße", d. h. nach Frankreich hinein, nach Deutschland hinaus. Diese heute ganz unreflektierte Differenzierung verrät das differente Unterempfinden, das nur wenig braucht, um bewußte Gegensätzlichkeit zu werden. Elementar machte es sich zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges geltend. Als im Januar 1871 Reichsdeutsche in der Züricher Tonhalle die deutschen Siege über Frankreich feierten, gab es eine feindliche Demonstration der Bevölkerung, die beinahe zu einem veritablen Aufruhr geworden wäre.

Darüber waren noch keine zehn Jahre vergangen, als ich nach Zürich kam, und das Vorurteil gegen die „Schwaben", wie der Sammelname für die Deutschen lautete, war noch ziemlich stark. Aber es äußerte sich im praktischen Verhalten nicht unangenehmer, als etwa damals im „großen Kanton Württemberg" eine ähnliche Stimmung des Volkes den Norddeutschen gegenüber. Wahrhaft freiheitlich empfindende Deutsche fühlten sich trotzdem in der Schweiz wohl. Ein in Zürich lebender deutscher Aristokrat von liberaler Gesinnung, der in einem von ihm herausgegebenen Blatt unerbittliche Kritik an allem übte, was ihm an schweizerischen Sitten, Einrichtungen und Maßnahmen mißfiel, antwortete, als man ihn einmal fragte, was er täte, wenn er plötzlich nach Deutschland versetzt würde: „Ich kröche auf allen vieren in die Schweiz zurück." Der charaktervolle Mann hat denn auch sein Leben auf schweizerischem Boden beschlossen. Er war ein Sproß des schlesischen freiherrlichen Hauses von Rotkirch, nannte sich aber als Schriftsteller nach einem Nebentitel seiner Familie von Taur. Sein Blatt, die „Schweizerische Handelszeitung", hatte nur eine kleine Auflage und mäßigen Umfang, ward aber aufmerksam gelesen, da man die in Fach-

kreisen des Herausgebers sorgfältig gewonnenen Urteile schätzte und seine Unbestechlichkeit kannte. Es hat wohl kaum einen zweiten Herausgeber einer Handelszeitung gegeben, der für seine Klienten so unnahbar gewesen wäre, wie von Taur. Jeder Versuch, den Leiter von Bank- oder Handelsinstituten unternahmen, mit ihm in persönlichen Verkehr zu treten, ward von ihm als beleidigend empfunden und entschieden zurückgewiesen.

Im Blatte dieses eigenartigen Mannes hatte ein schweizerischer demokratischer Schriftsteller, den ich bald kennenlernen sollte und der mir noch heute ein lieber Freund ist, zuerst seine hervorragende Begabung als politischer Humorist an den Tag gelegt. Reinhold Rüegg war der Sohn eines Lehrers und selbst für den Lehrerberuf ausgebildet, hatte sich aber in den Tagen der Kämpfe um Zürichs demokratische Verfassung lebhaft an diesen beteiligt und sodann sich der politischen Journalistik zugewandt. Er hatte eine Zeitlang am Winterthurer Landboten mitgearbeitet, der damals das Hauptorgan der Züricher, man kann auch sagen der schweizerischen Demokratie war, und zu dessen redaktionellen Leitern der treffliche Friedrich Albert Lange gehörte, der Verfasser der „Arbeiterfrage" und der „Geschichte des Materialismus". Der Auffassung der Demokratie, wie sie zu jener Zeit im „Landboten" verfochten wurde und für die es keine scharfe Trennungslinie nach der Seite der Sozialdemokratie hin gab, ist Rüegg sein ganzes Leben treu geblieben. Sein warmes Empfinden für alle ehrlichen Befreiungsbewegungen verhindert es, daß der skeptizistische Zug, der durch seine humoristischen Plaudereien geht, jemals in den Zynismus der berufsmäßigen Spaßmacher ausartet.

Im Verein mit dem gleichgesinnten Theodor Curti hatte

Rüegg Anfang 1879 in Zürich ein Tageblatt, die „Züricher Post", ins Leben gerufen, welches die Demokratie in dem vorentwickelten Sinne vertrat und unter der Redaktion dieser zwei Persönlichkeiten bald eine geachtete Stellung in der schweizerischen Journalistik einnahm. Zwar war die „Züricher Post" zu sehr Gesinnungsblatt, um eine große Auflage zu erzielen, sie war aber zu eindrucksvoll gehalten, als daß man sie hätte ignorieren können. Der aktivere Politiker am Blatt war Curti, der auch ziemlich bald in den schweizerischen Nationalrat gewählt wurde. Ihn fesselte das parlamentarische Wirken, für das Rüegg nur mäßiges Interesse hatte. In der Gesinnung einig, waren die Herausgeber der „Züricher Post" im Temperament so grundverschieden, wie man es sich nur vorstellen kann.

Das kam auch gelegentlich in drolliger Gestalt im Blatt zum Ausdruck. Da rebellierte zuweilen in geistreicher Ironie das von Rüegg redigierte Feuilleton gegen die Überschätzung des parlamentarischen Kleinkrieges in den politischen Artikeln und Briefen Curtis, um dann von diesem eine etwas lehrhafte Zurückweisung zu erfahren, deren Ziel nur der Unterrichtete herausmerkte. Curti hatte die Anlagen zu einem Parlamentarier großen Stils, ihn drängte es, gesetzgeberisch schöpfend zu wirken, und er hatte sich durch Tätigkeit in diesem Sinne Anspruch darauf erworben, in den schweizerischen Bundesrat gewählt zu werden. Aber der liberal-radikalen Partei, die im Nationalrat über die Mehrheit verfügte, war er ein zu unruhiger Geist, als daß sie ihn auf ihre Wahlliste setzen mochte, und die Arbeiterpartei, die ihn gern gewählt hätte, obwohl er ihr nicht als Mitglied angehörte, war noch zu schwach, seine Wahl zu erzwingen.

Von all den Schweizern, mit denen ich in Zürich zusammen-

kam, sind nur wenige mir im gleichen Grade als Männer erschienen, die es lohnte näher zu kennen, wie die beiden Herausgeber der „Züricher Post". Es waren beides wahrhaft gebildete Männer mit weitem Horizont und jeder in seiner Weise dem Sozialisten ein willkommener Nachbar. Curti hat später auf den Wunsch Leopold Sonnemanns sein Mandat als Nationalrat und die Stelle als Mitglied der Regierung seines Heimatkantons St. Gallen niedergelegt, um als Direktor der Frankfurter Zeitung die Überlieferungen dieses Blattes aus seiner besten Zeit aufrechtzuerhalten. Am Vorabend des Weltkriegs ist er aus dieser Stellung ausgeschieden, — zur rechten Zeit, denn es wäre nun schwerlich ohne Konflikte zwischen ihm und den jetzigen Besitzern der Zeitung abgegangen. Er war als Schweizer von jeder Befangenheit mit Bezug auf Deutschland frei und oft ein scharfer Kritiker der Politik Frankreichs. Aber er war durch und durch Demokrat und hätte u. a. niemals über die Dinge hinweggekonnt, die Belgien geschehen sind. Überraschend schnell und zu früh für alle, die ihn gekannt haben, ist er im vorigen Jahr einer Herzschwäche erlegen.

*

Ich war erst kurze Zeit in Zürich, als ich Theodor Curti bei einer großen Volksdemonstration als Redner hörte. Es war eine Kundgebung gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe. Konservative hatten das Vorkommen einiger Mordtaten benutzt, um eine Volksinitiative ins Werk zu setzen zur Beseitigung des Artikels in der Bundesverfassung, der die einzelnen Kantone hinderte, die Todesstrafe bei sich einzuführen. Sie hatten auch genügend Unterschriften aufgebracht, um eine Volksabstimmung herbeizuführen, und dieser galt die erwähnte Kundgebung. Außer Curti, der mit großer

Kraft sprach, trat als Redner auch der Dichter Gottfried Kinkel auf, der damals in Zürich lebte und einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum innehatte. Der heutigen Generation ist Kinkel fast unbekannt. Damals aber hatte man noch nicht vergessen, daß er 1849 an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung teilgenommen hatte, gefangengenommen und vom Rastatter Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden war, die Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch Reskript in Zuchthausstrafe verwandelt hatte, und daß er nur durch einen kühnen Handstreich des Karl Schurz davor behütet worden war, bis zu einer etwaigen Amnestie Jahre im Spandauer Gefängnis als Zuchthäusler zubringen zu müssen. Allerdings wußte man in radikalen Kreisen auch allerhand über seine Schwächen, Karl Marx hatte ihn ob dieser mit der Lauge seines Spottes übergossen — im 1860 erschienenen „Herr Vogt" nennt er ihn die Passionsblume des deutschen Philistertums — und auch Freiligrath spricht in seinen Briefen ironisch genug von ihm. So war ich denn gespannt genug, den Dichter des „Otto der Schütz" als Volksredner zu hören.

Stimme und Erscheinung befähigten ihn zu einem solchen. Ein großer breitschulteriger Mann, stellte er auf der Tribüne etwas vor, und seine Stimme klang laut und vernehmlich. Aber ein geschwollen theatralisches Pathos verriet den Redner von 1848 und war weder nach dem Geschmack der schweizerischen Hörerschaft, noch konnte es dem Sozialdemokraten Lassalle-Marxscher Schule Gefallen abgewinnen. Auch eine Flugschrift gegen die Todesstrafe, die Kinkel damals schrieb, verfehlte infolge von Mißgriffen im Ton ihren wohlgemeinten Zweck. Die reaktionäre Initiative erzielte bei der Volks-

abstimmung die Mehrheit, weil die radikalen Kantone der Westschweiz, obwohl sie von der Todesstrafe nichts wissen wollten, aus Gegnerschaft gegen den Zentralismus der Bundesverfassung dafür stimmten.

Kurze Zeit nach der Versammlung lernte ich Kinkel persönlich kennen, und zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er sich gegenüber der verfolgten deutschen Sozialdemokratie durchaus anständig benahm. Aber seine Art im Verkehr machte doch jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf mich einen komischen Eindruck. Sie bestätigte, was ich später in einem Brief Freiligraths über Kinkel las: „Er kann nicht anders, er muß auf Stelzen gehn." Auch daß Kinkel, als er einmal im Züricher deutschen Arbeiterverein einen Vortrag zu halten hatte, sich den braven, aber für die Probleme unserer Zeit farblosen und als Dichter nicht gerade bedeutenden Theodor Körner zum Gegenstand wählte, kam mir etwas lächerlich vor.

Immerhin hatte sich Kinkel, nachdem er im Jahre 1866 etwas geschwankt hatte, wieder zur Demokratie zurückgefunden, während die Mehrzahl der seinerzeit in Zürich niedergelassenen deutschen Achtundvierziger nach den Siegen von 1866 und 1870 ins nationalliberale Lager abgeschwenkt waren. Als einen der Festgebliebenen lernte ich noch den weiland preußischen Artilleriehauptmann Fr. von Beust kennen, der 1848 an verschiedenen Volkserhebungen führend teilgenommen hatte und in contumaciam dreimal zum Tode verurteilt worden war. Er wirkte als Flüchtling in Zürich längere Zeit als Lehrer an einer von Fröbel gegründeten Schule, hatte diese dann nach Fröbels Tod übernommen und in ihr das System des Fröbelschen Anschauungsunterrichts weiter ausgebildet, so daß die Schule weithin im Auslande bekannt

und oft von Ausländern besucht wurde. Beust — er hatte den Adelstitel abgelegt — hatte als Mitarbeiterin an seiner Schule seine Frau, eine Kusine von Friedrich Engels, in Erscheinung und Wesen eine echte Rheinländerin nach den Versen Simrocks:

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär es ein adlig Geschlecht."

Ein charakteristisches Wort von ihr kennzeichnet ihre Denkart. Wiederholt hatten Beusts uns in Zürich lebenden deutschen Sozialisten sich dadurch gefällig erwiesen, daß sie gemaßregelte sozialistische Lehrer an ihrer Schule beschäftigten. Einer davon, für dessen Anstellung ich zum Teil verantwortlich zu machen war, hatte sich gegen die Leute nicht sehr schön benommen. Als Frau Beust mir von seiner Verabschiedung erzählte, setzte sie hinzu: „Er war ein ungeschliffener Mensch und das hatte mich eigentlich für ihn eingenommen. Ich habe aber erfahren müssen, daß man ein Flegel und dabei zugleich sehr hinterhältig sein kann."

Die Beustsche Schule wurde in Zürich fast ausschließlich von den Kindern dort lebender wohlhabender Deutschen besucht. In sehr vielen Fällen war jedoch bei den Eltern dieser Kinder weniger eine Bevorzugung der Beustschen Unterrichtsmethode für die Wahl dieser Schule bestimmend, als ein ziemlich starker Snobbismus. In Zürich besteht die Einheitsschule, und selbst sehr wohlhabende Schweizer schickten ihre Kinder unbedenklich von Anfang an in die allgemeine Volksschule. Den meisten deutschen Bourgeois paßte es aber nicht, ihre Kinder neben Proletarierkindern unterrichten zu lassen, und so zogen sie die Beustsche Schule vor. Ob diese noch besteht, weiß ich nicht. Das Ehepaar hat längst das Zeitliche gesegnet, und ein Sohn, der gleichfalls Lehrer an der Schule

war und sich als solcher ganz vorzüglich angelassen hatte, ist in jungen Jahren gestorben.

Noch zwei gewesene Hauptleute habe ich in Zürich kennengelernt. Von ihnen jedoch wird am besten im Zusammenhang mit der Schilderung des Treibens der sozialdemokratischen Kolonie zu sprechen sein, die von 1879 an Zürich unsicher machte und deren Zentrum der „Olymp" am oberen Wolfbach zu Hottingen wurde.

V.

Vom Leben und Treiben in Zürich

Als im Jahre 1877 in Berlin das Denkmal des Freiherrn vom Stein enthüllt wurde, hörte ich tags nach der Enthüllung beim Beschauen des Denkmals einen Lehrburschen einen anderen fragen: „Du, wen soll denn der da vorstellen?“ Worauf die Antwort erfolgte: „Det weeste nich? Det ist der Jeneral Stein.“

An diese Unterhaltung ward ich erinnert, als ich ungefähr acht Jahre später auf der Platzpromenade in Zürich vor der Denksäule stand, die ein Reliefbild des ob seiner Idyllen berühmten Dichters Geßner zeigt. Zwei Knaben im Alter von etwa 14 Jahren traten heran. „Du,“ forschte der eine, „wer isch jetzt auch der da?“ „O,“ kam es zurück, „das isch so e Sängervater gsi.“

Prägt sich nicht in diesen beiden Gesprächen ein Stück vergleichender Völkerpsychologie aus? In Berlin mußte es ein General sein, in Zürich war es „so e Sängervater“.

In der Tat fällt dem Norddeutschen, der nach Zürich kommt, auf, daß bei den Bildsäulen der Stadt Komponisten und Musikdirigenten am reichlichsten bedacht worden sind. Die Musik spielte eine große Rolle in Zürichs sozialem Leben. Die beiden großen Sängerchöre Zürichs — der gemischte Chor und die Harmonie — erfreuen sich eines weit über die Grenzen der Schweiz hinausreichenden Rufes, und Zürichs große Musik-

feste, die für die Stadt jedesmal ein Ereignis sind, an dem alle Welt Anteil nimmt, und das durch Aushängen von Fahnen, Veranstaltung von Umzügen usw. gefeiert wird, ziehen viele auswärtige Gäste von Bedeutung an. Ein zur Zeit meines Züricher Aufenthalts zu Anfang der achtziger Jahre abgehaltenes Sängerfest hatte unter anderen den greisen Franz Liszt an die Gestade des Zürichsees gelockt. Und bekannt ist, welche Rolle Zürich im Leben Richard Wagners gespielt hat.

Vom Militär dagegen merkte man damals wenig in Zürich, und was man davon sah, offenbarte auf Schritt und Tritt, daß man im Lande des Milizsystems sich befand. Außerhalb des aktiven Dienstes trug kein Mensch Uniform. Im Restaurant Kronenhalle fand sich zu einer Zeit regelmäßig gegen Abend ein kleiner Kreis geistig hochstehender Persönlichkeiten zusammen, an deren Tisch ich zuweilen eingeladen wurde. Zu ihnen gehörte unter anderen ein Dozent der Kriegswissenschaften, der zugleich Oberst der Armee war. In seinem Auftreten ließ der Mann nicht im geringsten den Militär durchblicken, so sehr ihn, was das Äußere betrifft, sein hoher Wuchs, und geistig sein großes Wissen auf militärischem Gebiet (er bekleidete später Generalsrang) dazu befähigt hätten. Heute scheint der Militarismus in der Schweiz stärkere Wurzeln geschlagen zu haben. Das kleine Land mit seiner friedliebenden Bevölkerung, die keinen sehnlicheren Wunsch hat, als aus den Welthändeln der großen Nachbarstaaten herausbleiben zu dürfen, ist gegen die Ansteckung durch seine Umgebung nicht völlig gefeit. Um sich dagegen wehren zu können, daß es in den Tanz hineingezogen wird, den der Militarismus der Großmächte zu entfesseln beliebt, zollt es ihm allerhand Tribute. Auch eine Illustration zum Dichterwort, daß der Frömmste nicht im Frieden leben könne, wenn usw.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte sich davon noch wenig, und so gab es denn auch in der Arbeiterbewegung der Schweiz noch keinen Antimilitarismus. Nur wenige Weiterblickende sahen die verräterischen Wolken am Horizont. Einer von ihnen war der schweizerische Sozialist Karl Bürkli, der überhaupt ziemlich viel von militärischen Dingen verstand — seine in das Gebiet der Militärwissenschaft gehörende Schrift „Der wahre Winkelried" ist seinerzeit von Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern sehr ernsthaft gewürdigt worden — und dessen Name selten ohne Beifügung seines militärischen Titels „Alt-Landwehrhauptmann" genannt wurde. In unseren Tagen, wo die Vereinigten Staaten von Amerika so nahe daran sind, in die Händel Europas ernsthaft hineingezogen zu werden, mag es interessieren, daß Bürkli damals wiederholt erklärte, es gäbe kein anderes Mittel, die Schweiz vor dem Hineinziehen in diese Händel zu schützen, als daß sie sich unter die Fittiche der großen transatlantischen Republik begäbe und sich für einen ihr zugehörenden Bundesstaat erkläre.

(Seitdem das Obige geschrieben wurde, hat der uneingeschränkte Tauchbootkrieg Deutschlands die Wirkung gehabt, daß die Vereinigten Staaten sich den mit Deutschland kriegführenden Mächten zugesellt haben. Das hätte der alte Bürkli sich allerdings nicht träumen lassen, womit indes nicht angedeutet sein soll, wie er es beurteilt hätte. Er war von nationalen Vorurteilen frei, aber seine politischen Sympathien gehörten den westlichen Ländern.)

Karl Bürkli war in vieler Hinsicht ein Original. Von Hause aus gelernter Handwerker, war er, wie so viele Schweizer, in jungen Jahren weit in der Welt herumgekommen. Er hatte, dem Sozialismus mit Leib und Seele ergeben, in Paris noch

die Vertreter des älteren französischen Sozialismus: Etienne Cabet, Victor Considérant und andere kennengelernt und sich an einer sozialistischen Kolonialexpedition im Texas beteiligt. Letzteres trug ihm, als er wieder nach Zürich zurückgekehrt war und sich in den politischen Parteikampf stürzte, von einem ihm feindselig gesinnten Pamphletisten eines Tages den Beinamen Alt-Räuberhauptmann ein, den aber seine Freunde willig als passenden Spitznamen für ihn übernahmen, weil dem so Benannten bei allem realistischen Denken doch noch ein Stück Romantik anhaftete. Er war als Sozialist im wesentlichen Schüler Charles Fouriers, teilte mit dem Meister die Eigenschaft, einen scharfen Blick für das Tatsächliche mit einer oft sehr kühnen Phantasie zu verbinden, und glich ihm auch darin, daß ihm die Fähigkeit einer geordneten Darstellung seiner Ideen abging. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek, las viel und verarbeitete das Gelesene oft sorgfältig. Aber wenn er entwickeln wollte, dann vollzog sich im Kopfe des Bekenners der Lehre von der Souveränität der Triebe so etwas wie Souveränität der Ideen, und er stolperte leicht über einander ins Gehege kommende Gedanken. Wie fast alle Sozialisten älterer Schule, gab er sich viel mit Theorien über Geld und Kredit ab, und eine Schrift zugunsten von zinstragendem, auf Grund und Boden fundiertem Papiergeld brachte ihn einst mit uns Sozialisten der Marxschen Schule in heftigen Konflikt. Aber man konnte dem ehrlichen Kauz nicht lange böse sein. Er hatte mindestens das eine für sich, daß er selbst die abstrusesten Gedanken durch drastische Bilder zu beleben wußte. Meldete unser Alt-Räuberhauptmann in der Züricher Sektion der Internationale sich zum Wort, so konnte man sicher sein, daß er Leben in die Debatte brachte.

*

Zürich hatte nämlich im Jahre 1879 noch eine Sektion der 1872 auf dem Haager Kongreß gesprengten und zwei Jahre darauf entschlafenen alten Internationalen Arbeiterassoziation. Sie pflanzte ihr Dasein als letzte Rose fort, weil ein gewisses Bedürfnis für sie fortbestand. Wo anders sollten sich sonst die Sozialisten verschiedener Nationalitäten, die Zürich beherbergte, zu gemeinsamen Diskussionen zusammenfinden, als in einem internationalen Verein? So überlebte die Züricher Sektion die Mutterorganisation noch Jahre nach deren Tode und hielt im jetzt verschwundenen „grünen Hüsli" beim untern Mühlensteg ihre Sitzungen; sie tagte, als ich nach Zürich kam, in einer Wirtschaft der Stüssi Hofstatt. Dort lernte ich die ersten deutschschweizerischen Sozialisten in ihrer Heimat kennen und hörte sie sich in einer Sprache ausdrücken, die eine mich fremdartig anmutende Mischung von Schriftdeutsch und schweizerischer Volksmundart war.

Im allgemeinen hörte ich ihnen nicht ungern zu. Die Sprache hatte etwas Kernhaftes, und die Schweizer unterschieden sich zumeist von den deutschen Sprechern durch größere Kürze und Prägnanz ihrer Ausführungen. Sie verlegten sich auf keine große Rhetorik; einer von ihnen, ein recht intelligenter Metallarbeiter, fiel mir dadurch auf, daß er seine Ausführungen, sobald er nach seiner Ansicht das Nötige gesagt hatte, unabänderlich fast rabiat mit den Worten abbrach: „Hab' g'schlosse'."

Stärker als das schweizerische war das slawische Element in der Züricher Internationale vertreten, voran selbstverständlich die Russen. Doch zählte Zürichs Russenkolonie zu Anfang der achtziger Jahre nur wenige Persönlichkeiten von internationalem Interesse. Die Tage, wo Peter Lawroff die in Zürich studierende sozialistische Jugend Rußlands um sich scharte,

waren vorüber. Der gelehrte Verfasser der Historischen Briefe lebte jetzt in Paris und gab dort in seiner bescheidenen Wohnung in der Rue St. Jacques Vorlesungen, zu denen viele studierte Russen in den Ferien pilgerten.

Da die Internationale Sektion irgendwelche praktische Aktion nicht ausüben konnte, war sie als Verein der reine Debattierklub. Man erörterte alle möglichen Fragen der Theorie und spekulierte über die sozialistische Praxis in abstracto. So beschäftigten wir uns an mehreren Abenden mit der von Karl Höchberg im Jahrbuch für Sozialwissenschaft aufgeworfenen Frage, was die Sozialdemokratie zu tun hätte, wenn sie beim gegebenen Stande der Entwicklung plötzlich an die Regierung käme. An einem dieser Abende war auch August Bebel anwesend, der damals noch für seine Türklinkenfabrik reiste und mit diesen Geschäftsreisen Besuche für politische Zwecke verband. Er hörte uns eine Weile zu, zeigte sich aber von dem Gehörten nicht sehr erbaut; namentlich einige Gedanken, die der von Höchberg nach Zürich eingeladene Karl Kautsky und meine Wenigkeit über das nach Lage der Dinge Mögliche entwickelten, hatten ganz und gar nicht seinen Beifall. Sie waren ihm viel zu gemäßigt und würden uns, meinte er, wenn wir in einer Revolution mit so zahmen Vorschlägen aufträten, leicht Bekanntschaft mit der Laterne machen lassen. Trotz Sozialistengesetz war Bebel damals überaus sanguinisch. Die hartnäckige Dauer des schlechten Geschäftsganges ließ ihn hoffen, daß die kapitalistische Gesellschaft sich von dem auf ihr lastenden Druck nicht mehr erheben werde und mit Windeseile dem Zusammenbruch entgegensteuere. Eine falsche Rechnung, die aber dem im schönsten Mannesalter stehenden Politiker die wunderbare Spannkraft verlieh, kraft deren er der Partei in Deutschland damals die unschätzbarsten Dienste leisten konnte.

Dem dahinsiechenden Schweizerischen Arbeiterbund, dem die Internationale Mitgliedschaft als Sektion zugehörte, konnte freilich auch er kein Leben einhauchen. Diese großgedachte Verbindung war in der überlieferten Form nicht mehr aufrechtzuerhalten. Mit ihr litt auch ihr Organ, die in Zürich veröffentlichte „Tagwacht", an Blutleere. Die Verhältnisse dieses Blattes waren so proletarisch wie nur möglich. Es ward am Zeltweg in Hottingen-Zürich in einem Häuschen von fast vorsündflutlicher Einfachheit auf einer altmodischen Presse hergestellt, die noch mit der Hand betrieben wurde. Ein mäßig großer Raum, zu dem man auf einer schmalen Treppe emporstieg, diente gleichzeitig als Setzersaal, Maschinensaal und Redaktionslokal — letzteres dadurch, daß in einer Ecke ein Stehpult aus einfachstem Holz und ein ebensolcher Schemel für den Redakteur aufgestellt waren. Im gleichen Raum hielten abends bei sehr bescheidener Beleuchtung der örtliche Ausschuß des Arbeiterbundes und andere Kommissionen ihre Sitzungen ab. Da ich mich sofort nach meiner Ankunft an der Arbeiterbewegung Zürichs beteiligte, habe ich noch an mancher der Ausschußsitzungen teilgenommen, die ob des ganzen Zuschnitts mich stets etwas urchristlich anmuteten. Sehr viel weniger Luxus als bei diesen Sitzungen wird es auch bei den Zusammenkünften der ersten Christengemeinden kaum gegeben haben.

Ein humoristisches Vorkommnis bei einer jener Sitzungen dürfte in seiner urwüchsigen Form nur wenige seinesgleichen zu verzeichnen haben. Ein Delegierter führte heftig Beschwerde über einen in der vorhergegangenen Sitzung gefaßten Beschluß. Es wurde ihm erwidert, er sei es ja gerade gewesen, der das Beschlossene beantragt habe. „Jawohl", antwortete der Gute unerschüttert, „ich habe den Antrag gestellt, das ist richtig. Aber ihr durftet ihn nicht annehmen."

Redakteur oder, wie man sich in der Schweiz ausdrückte, Redaktor der „Tagwacht" war Hermann Greulich, ein geborener Schlesier, der als Buchbindergeselle nach Zürich gekommen war und dort lange Zeit in durchaus proletarischen und selbst unterproletarischen Verhältnissen gelebt hatte. Denn er heiratete früh, und früh stellte sich auch Kindersegen ein. Und da obendrein auch ältere Anverwandte mitzuernähren waren, ging es im Haushalt des ungewöhnlich begabten Mannes sehr knapp zu, auch mußte Greulich, wenn die Arbeit im Beruf nicht ausreichte, Nebenerwerb suchen, bei dem es nicht wählerisch sein hieß. So hat er zeitweilig als Kaffeeröster auf Taglohn gearbeitet. Auch als er Redakteur der „Tagwacht" wurde, blieb sein Einkommen proletarisch. Denn das bloß zwei- oder dreimal in der Woche in kleinem Format erscheinende Blatt hatte eine geringe Auflage und konnte daher auch nur ein bescheidenes Gehalt zahlen. Um so größer waren die Anforderungen an den Redakteur, dem neben der Herstellung des Blattes noch allerhand Agitations- und Organisationsverpflichtungen oblagen. Noch fehlte der Arbeiterschaft jeder Maßstab für die Einschätzung schriftstellerischer Arbeit, hinsichtlich deren übrigens auch unter den sogenannten Gebildeten sehr irrige Meinungen verbreitet sind. Kurz, der Kampf ums Dasein wurde unserem Greulich nicht leicht gemacht. Aber er hat sich durchgekämpft, wobei ihm zeitweilig Karl Bürkli helfend zur Seite stand, der seine geistige Begabung voll zu würdigen wußte.

Als ein überaus klarer Kopf verfügte Greulich gerade über die Eigenschaft, die Karl Bürkli fehlte, die Gabe leichtflüssiger und geordneter Darstellung. Einige Broschüren, die er verfaßt hat, sind in dieser Hinsicht wahre Muster, und an manchen Abhandlungen Bürklis war er stiller Mitarbeiter, der ihnen die

Form gab. Auch einige der beliebtesten deutschen Arbeiterlieder haben ihn zum Verfasser, darunter das packende, nach der Weise der Wacht am Rhein gesungene: „Es tönt ein Ruf von Land zu Land“, das zum Kehrreim das Motto der streikenden Weber Lyons vom Jahre 1831 hat: „Arbeitend leben oder kämpfend den Tod“. („Vivre en travaillant ou mourir en combattant.“) Heute ist Greulich nach einem Leben voller Tätigkeit einer der Vertreter der Schweizerischen Sozialdemokratie im Nationalrat der Eidgenossenschaft und füllt trotz seines hohen Alters dieses Amt wirkungsvoll aus. Wie nur wenige der aus dem östlichen Deutschland Eingewanderten beherrscht er das schweizerische Idiom. Es bricht sogar nicht selten bei ihm durch, wenn er zu früheren Landsleuten „schriftdeutsch“ spricht.

Dieses völlige Hineinleben in eine fremde Sprache ist kein rein intellektueller Vorgang. Es ist zweifellos zugleich Ausfluß einer seelischen Eigenschaft — ich möchte sogar sagen, einer Charakteranlage. Nach meinen Beobachtungen findet man es zumeist bei Leuten mit einem starken Anlehnungsbedürfnis. Willenskräftige Menschen können sich selbstverständlich durch Studium gründliche Beherrschung fremder Sprachen aneignen, pflegen diesen aber trotzdem spröde gegenüberzustehen. Das Aufgehen in eine fremde Sprache, das keineswegs immer mit Eindringen in ihren Geist zusammenfällt, ist in vielen Fällen ein passiver Akt, der durch Einwirkungen des Umgangs herbeigeführt wird, eine Art unbewußter oder halbbewußter Nachahmung, aber kein wahres Erfassen. Daher die Erscheinung, daß wissenschaftlich gebildete Leute beim Gebrauch einer erlernten Sprache oft sich viel schwerfälliger zeigen, als Leute mit nur oberflächlicher Bildung. Solche Leute behalten aber dafür eine ganz andere Herrschaft über die eigene Sprache als Halbgebildete.

Einen Einblick in das Leben und Wesen des Schweizervolkes erhielt ich dadurch, daß ich in Zürich, so lange ich unverheiratet war, stets bei Schweizern wohnte.

Schon meine erste Wirtin überraschte mich eines Tages dadurch, daß sie, eine einfache Frau aus dem Volke, sich neben ihrem Zürichdeutsch auch französisch auszudrücken wußte. Ich wohnte aber zu kurze Zeit bei ihr, um herauszubekommen, wie und wo sie das Französisch erlernt hatte. Anzunehmen ist, daß sie als junges Mädchen längere Zeit in der französischen Schweiz in Stellung war. Ein sehr großer Prozentsatz der Deutschschweizer legt Wert darauf, eine Zeitlang in der welschen Schweiz gelebt zu haben, und ebenso gehen viele junge Leute aus der französischen Schweiz zeitweise in die deutsche Schweiz in Stellung, um des Deutschen mächtig zu werden. Und in bürgerlichen Familien ist es eine weit verbreitete Sitte, die Kinder in jungen Jahren mit Kindern der gleichen Gesellschaftsklasse aus dem andern Sprachgebiet auszutauschen, damit jedes die Sprache der anderen sich im praktischen Gebrauch aneigne. Kommt dann so ein Kind nach vier oder fünf Jahren Abwesenheit wieder nach Hause, so hat es nicht selten die eigene Sprache fast vollständig verlernt und will zuerst nur die andere Sprache sprechen. Aber es lernt die Muttersprache schnell zurück, und da es mittlerweile in ein reiferes Alter getreten ist, behält es jetzt neben dieser soviel von der anderen Sprache, um sich jederzeit in ihr verständigen zu können. Alles das wirkt zusammen dahin, daß sehr viele Schweizer faktisch zweisprachig sind.

Nach kurzem Logis bei der vorerwähnten Frau in einer der engen Straßen, die vom Limmatkai hinauf zur Niederdorfstraße führen, bezog ich ein Zimmer in dem massiven Gebäude der schönen Bahnhofstraße Zürichs, das den Namen Zentral-

hof trägt. Das Zimmer war im vierten Stock gelegen — ich habe beim Wohnen stets hoch hinausgewollt — aber geräumig und sehr gut ausgestattet. Die Zimmerdecke war so schön getäfelt, daß, als mir Gottfried Kinkel einmal einen Gegenbesuch machte, er beim Eintreten ins Zimmer eine ganze Weile stehenblieb, um die Decke zu bewundern. Meine Wirtin hatte den ganzen dritten und vierten Stock des Hauses gemietet und die Zimmer gut möbliert, um sie so weiter zu vermieten. Sie kam aber, wessen ich später inne wurde, sehr schlecht dabei auf die Rechnung.

Die Frau stammte aus einer Patrizierfamilie des Kantons Bern und war mit allerhand Vorurteilen ihrer Gesellschaftsklasse behaftet. Sie war erzkonservativ, sprach am liebsten zu mir von den Neuenburger Legitimisten, den Pourtalès, den Rougemont und ähnlichen Leuten, war sehr entrüstet über die Mobilisierung von sogenanntem Bürgergut in ihrem Heimatsort und nahm es mit Entsetzen auf, als ich ihr eines Tages auseinandersetzte, sie würde am vernünftigsten handeln, wenn sie die beiden großen Wohnungen aufgäbe, das Mobiliar veräußere, von dem Erlös ein Ladengeschäft einrichtete und dieses mit ihrer Tochter betriebe. „Wo denken Sie hin? Ein Ladengeschäft halten? Niemals", war ihre empörte Antwort.

Und diese selbe Frau verrichtete im Hause selbst die gröbsten und anstrengendsten Arbeiten, bis sie sich buchstäblich zu Tode gearbeitet hatte. Mit ihrer Tochter, einem harmlos munteren achtzehnjährigen Mädchen, aus dessen braunen Augen viel Schelmerei blickte, besorgte sie die ganze Doppelwohnung allein, nur an ein oder zwei Tagen in der Woche von einer Aufwartefrau bei den gröberen Arbeiten unterstützt. Daß sie sich und ihre Tochter im Hause geradezu zu Mägden der Mieter machte, verstieß in ihren Augen nicht gegen die soziale Ehre,

solange nur außerhalb des Hauses das Ansehen gewahrt blieb. Aber sie war grundehrlich und überteuerte ihre Mieter so wenig, daß sie, wie ich ihr einmal bei einer Unterhaltung über ihre Verhältnisse vorrechnete, selbst wenn alle Zimmer vermietet waren und kein Mieter die Miete schuldig blieb, bei dem Vermietungsgeschäft noch über 700 Franken jährlich zusetzte.

Indes gab es stets ein oder zwei unvermietete Zimmer und dazu immer Mieter, welche die Miete schuldig blieben. Dies manchmal in sehr beträchtlichem Umfange, da den Mietern sehr viel gestundet wurde. Überhaupt muß damals in Zürich die Borgerei noch sehr in Übung gewesen sein. Ich bin auf allerhand Fälle unglaublicher Kreditwirtschaft gestoßen. Und vielsagend mit Bezug auf diesen Punkt war der Satz auf einem Schild, das ein sehr angesehener demokratischer Gelehrter und Politiker, Professor Salomon Vögelin, an seiner Wohnungstür hatte anbringen lassen: „Hier werden keine Bürgschaften gegeben."

Wie oft mußte der Mann angegangen worden sein, für Darlehen zu bürgen, daß er sich entschloß, ein solches Schild vor seine Tür zu setzen. Vögelin war ursprünglich Pfarrer gewesen, hatte als solcher der radikalen Züricher Reformtheologie gehuldigt und später die Kanzel mit dem akademischen Lehrstuhl vertauscht, auf dem er kritische Religionsgeschichte vortrug. Ein glänzender Redner, der seine Vorträge mit Sarkasmus zu würzen verstand, war er ein geschätzter Mitkämpfer der Züricher Demokratie und stand mit der Arbeiterbewegung in enger Fühlung, auf deren Kongressen er treffliche Referate über Erweiterung der Fabrikgesetzgebung gehalten hat. Pfarrer und Expfarrer der reformtheologischen Richtung überhaupt spielten in der demokratischen Partei Zürichs keine

geringe Rolle. Das Hauptorgan der Partei, der „Winterthurer Landbote", wurde von drei gewesenen Pfarrern, oft als die drei gestrengen Pfarrherren vom Gemsberg bezeichnet, redigiert. Gemsberg hieß nämlich das Haus, in dessen Räumen der „Landbote" hergestellt wurde. Es fehlte auch nicht an ausübenden Pfarrern, die sich geradeheraus als Sozialdemokraten bezeichneten.

Wie war das anders geworden seit den Tagen von 1839, wo ein Petitionssturm der Konservativen und Religionsfanatiker es zu erwirken wußte, daß der an die Universität Zürich berufene David Friedrich Strauß sein Lehramt nicht antreten durfte. Der Verfasser des „Leben Jesu" hat die ihm damals zugefügte Unbill lange nicht verwinden können und sie der Republik auf Rechnung gesetzt. Als er aber in den sechziger Jahren eines Tages als Gast nach Zürich kam, wo ihn seine Verehrer gewaltig feierten, und er nach Tisch mit solchen die Künstlergasse hinauf zum Polytechnikum emporstieg, da packte es ihn doch, der Republik seinen Tribut abzustatten. In der Nähe des nach Sempers Entwürfen errichteten herrlichen Gebäudes blieb er plötzlich stehen und sagte zu seinen Begleitern: „Meine Herren, Sie wissen, ich bin ein strenger Monarchist und werde es bleiben. Aber wenn ich hier das Juwel von Zürich vor mir sehe, wie es von der Höhe herab Zürich beherrscht, dann muß ich doch sagen, wären wir in einer Monarchie, so stünde an dieser Stelle keine Hochschule, sondern entweder ein Schloß oder eine Kaserne."

An schönen Schulgebäuden hat es in Zürich und anderen Kantonen der Schweiz sicherlich keinen Mangel. Ich habe selbst in kleinen schweizerischen Dörfern prächtige Schulhäuser gesehen; die Säle der Schulen aber werden in der Schweiz viel häufiger als bei uns Vereinen aller Art für Kongreßsitzungen

zur Verfügung gestellt, und die sozialistischen Kongresse machen da keine Ausnahme. Indes sind den Sozialisten in der Schweiz auch schon Kirchenräume für Versammlungen überlassen worden, womit allerdings nur an den Gebrauch angeknüpft wurde, dem die Kirchenräume in früheren Zeitaltern dienten. Und nie ist wohl ein Kirchengebäude für einen würdigeren Zweck verwendet worden, als am 25. November 1912 das alte Münster der Stadt Basel, in dessen Räumen an jenem Tage die besten Redner der internationalen Sozialdemokratie ihre Stimme für den Völkerfrieden erheben durften. Mitte der achtziger Jahre durften wir in Zürich einen Arbeiterkongreß im Sitzungssaal des Schwurgerichtsgebäudes abhalten, und der Schreiber dieses, der zu den Vorsitzenden dieses Kongresses gehörte, konnte den Gedanken nicht los werden: „Wer weiß, ob du nicht bald einmal auf der anderen Seite des grünen Tisches zu stehen haben wirst." Denn ich war zu jener Zeit ein arger politischer Sünder.

*

Im Schulgebäude der Stadt Olten hatte im Jahre 1874 der Kongreß getagt, auf dem der Schweizerische Arbeiterbund geschaffen worden war. Kein Schulsaal war notwendig, als wir uns im Jahre 1880 in der gleichen Stadt Olten, wo die beiden Hauptbahnlinien der Schweiz sich kreuzen, zu einem Kongreß zusammenfanden, auf dem dieser Bund zu Grabe getragen wurde. Ein größeres Zimmer einer Gastwirtschaft genügte, die erschienenen Delegierten zu fassen. Zugleich mit dem Beschluß, den Bund aufzulösen und die Organisation der schweizerischen Arbeiterschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, fand auch der Beschluß Annahme, die „Tagwacht" eingehen zu lassen und durch ein Blatt zu ersetzen, für das der Name „Arbeiterstimme" gewählt wurde. Zum Redakteur ward der

schweizerische Sozialist Herter ernannt, ein ehrlicher und bescheidener Mann, der sich redliche Mühe gab, das Blatt in die Höhe zu bringen, der aber ebensowenig wie Greulich das Kunststück fertigbekam, die Ungunst der Verhältnisse zu besiegen. Wie schon früher erwähnt, waren dem Bund und seinem Organ die Rückschläge des deutschen Sozialistengesetzes verhängnisvoll geworden. Speziell der „Tagwacht" war in dem Auslandsorgan der deutschen Sozialdemokratie, das Ende September 1879 in Zürich unter dem Titel „Der Sozialdemokrat" ins Leben trat, eine Art Rivale erstanden, der ihr den geistig regsten Teil der in der Schweiz lebenden deutschen Arbeiter entzog.

Die mit allerhand interessanten Einzelheiten verquickte Geschichte der Gründung des Züricher „Sozialdemokrat" ist schon oft erzählt worden. August Bebel hat ihr im dritten Band seiner Lebenserinnerungen ein langes Kapitel gewidmet, und so will ich sie hier übergehen, so sehr ich selbst bei ihr beteiligt war. Es lag in der Natur der Sache, daß, nachdem dieses Blatt geschaffen war, der Ort seiner Herstellung und Versendung solange zu einem Zentrum der deutschen Sozialdemokratie wurde, als diese kein öffentliches Parteileben entfalten konnte. Um die Redaktion und die Expedition des „Sozialdemokrat" sammelte sich nun ein ganzer Kreis von Personen, und an den bedeutenderen Orten der Schweiz wurden auf Anregung von Zürich aus Mitgliedschaften der deutschen Sozialdemokratie gegründet, die sich speziell mit den Angelegenheiten der Partei befaßten.

Redakteur des „Sozialdemokrat" in Zürich war in der ersten Zeit Georg von Vollmar, über dessen hervorragende Persönlichkeit und Bedeutung kein Wort mehr zu verlieren ist. Ihn löste an der Jahreswende 1880/1881 meine Wenigkeit ab, und mir wie vorher Vollmar stand von Deutschland aus Wilhelm

Liebknecht als gleichberechtigter Mitarbeiter zur Seite. Die Administration des Blattes und seine Versendung übernahm bald nach dessen Gründung Julius Motteler, seinerzeit mit Bebel, Liebknecht und anderen einer der Mitbegründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms, ein eigener Kopf und beweglicher Geist, dazu durch seine Tätigkeit als kaufmännischer Leiter verschiedener genossenschaftlicher Unternehmungen ebenso geschäftlich erfahren, wie er sich unter allen Gesichtspunkten als ganz besonders vertrauenswürdig bewährt hatte. Da die Verbreitung des „Sozialdemokrat" in Deutschland alsbald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden war, mußte seine Beförderung ins Reich auf dem Schmuggelwege geschehen, und ein Stück Schmuggelarbeit war auch die Weiterbeförderung der verbotenen Ware von bestimmten Zentralstellen aus an die vielen Orte, wo der „Sozialdemokrat" bald Leser hatte.

In der Organisation und Leitung dieses Schmuggels hat Motteler, unterstützt durch fähige und hingebende Mitarbeiter, so Bedeutendes geleistet, daß dafür das Wort großartig keine Übertreibung umschließt. Ein Wochenblatt, mit bis auf über zehntausend steigender Auflage jahraus, jahrein so sicher über die Grenze und zur Weiterversendung zu bringen, daß es den Bestellern Woche für Woche mit annähernd der Regelmäßigkeit eines am Ort erscheinenden Blattes zuging, war eine Aufgabe, von deren Größe sich Uneingeweihte kaum eine rechte Vorstellung machen können. Aber sie wurde gelöst, und der Mann, der Motteler in der Praxis des Schmuggels vorgearbeitet hatte und bis zum Schluß sein energischster Mitarbeiter dabei blieb, Joseph Belli, hat die an Wechselfällen ernster und heiterer Art reiche Geschichte dieser Einschmuggelung des Züricher „Sozialdemokrat" ins Deutsche Reich mit

lebendiger Anschaulichkeit und viel Humor in einem Büchlein geschildert, das auch dem Fernstehenden ein Bild von den zu bewältigenden und bewältigten Schwierigkeiten geben wird. Das Buch ist unter dem Titel „Die rote Feldpost und anderes" im Jahre 1912 bei Dietz in Stuttgart erschienen. Den Namen „Feldpost" hatte Motteler dem Stab der vornehmlich unter Bellis Leitung arbeitenden eigentlichen Schmuggler zuerteilt, sie aber tauften Motteler ihren Postmeister, und daraus ist dann später der Beiname „Der rote Postmeister" geworden, unter dem Julius Motteler im Andenken seiner Mitstreiter und Jünger fortlebt. Mottelers im Erdgeschoß eines Eckhauses am oberen Wolfbach in Hottingen bei Zürich gelegene Wohnung aber und im besonderen das zu ihr gehörende Expeditionszimmer erhielten den Beinamen „Der Olymp". Denn hier liefen nun die Fäden desjenigen Stücks Leitung der deutschen Sozialdemokratie zusammen, das mit dem „Sozialdemokrat" zusammenhing. Hier auch stiegen zumeist Bebel und Liebknecht, sowie andere in Deutschland selbst wirkende Führer der Partei ab, wenn sie in Parteigeschäften nach Zürich kamen, was jetzt ziemlich häufig der Fall war. Und hier war ferner das Zentrum für die Überwachung und etwaige Entlarvung derjenigen Personen, die sich in den Verdacht der Spitzelei gebracht hatten oder sonst zweideutige Gesellen waren.

Im ersten Lebensjahr des „Sozialdemokrat" war von dieser Spezies noch wenig die Rede. Dafür war es die Blütezeit einer geselligen Zusammenkunft, die — ich weiß nicht, von wem — in Erinnerung an den Berliner Mohrenklub, von dem im dritten Kapitel dieser Erinnerungen die Rede war, den Namen Züricher Mohrenklub erhielt, und in der es oft sehr heiter zuging. In einem Vereinszimmer der Wirtschaft zum Thaleck

(Züricher Schreibart: Thalegg) in Hottingen fanden sich an einem bestimmten Abend in der Woche der Stab des „Sozialdemokrat", dem außer Motteler und Vollmar ein nur des Deutschen mächtiger, aber mit rührender Treue der Sache seines Ursprungslandes ergebener Sozialist polnischer Abstammung, Emil Schimanowski, angehörte, der alte Bürkli, Hermann Greulich, Karl Kautsky, meine Wenigkeit und noch einige vertrautere Gesinnungsgenossen deutscher, schweizerischer und slawischer Nationalität, sowie jeweilig anwesende Gäste zu zwangloser Unterhaltung zusammen, und da die meisten von uns noch diesseits des Schwabenalters waren, wurden gewöhnlich auch allerhand Lieder gesungen und ward viel Scherz getrieben. Motteler war ein sehr guter Gesellschafter, der es unter anderem trefflich verstand, den Dirigenten beim Absingen von Liedern zu machen, die so eingerichtet waren, daß, wer gewisse Vorschriften, wie Auslassung bestimmter Silben oder ähnliches, nicht innehielt, einer — stets gern erlegten — Geldbuße für die Zwecke unserer Partei verfiel. Vollmar, der musikalisch war, begleitete unseren „Gesang" auf dem Klavier oder trug Lieder mit eigener Begleitung auf der Zither vor. Karl Kautsky, gelenkig und überaus erfinderisch, erfreute uns, wenn die Stimmung sehr ausgelassen wurde, durch große Heiterkeit auslösende Imitation von Akrobaten oder als Phantasietänzer. Was meine Wenigkeit betrifft, so will ich August Bebel erzählen lassen. In der Beschreibung, wie lebhaft es im Mohrenklub zuging, wenn Liebknecht und er nach Zürich kamen, sagt er in seinen Erinnerungen:

„Alsdann wurde mit besonderer Andacht das berühmte ‚Lied vom Bürgermeister Tschech' gesungen, der in den vierziger Jahren ein Attentat auf Friedrich Wilhelm IV. mit ziemlich komischem Ausgang unternommen hatte. Eduard

Bernstein war alsdann der Vorsänger, den Refrain sang der Chor. Diesem Lied folgte das ebenso berühmte ‚Petroleumlied‘ und ähnliche Spottgesänge auf die Zustände in Deutschland. Oder Eduard Bernstein und Karl Kautsky — damals die beiden Unzertrennlichen — sangen ein Duett, das Steine erweichen, Herzen brechen machte."

Einen großen Genuß, den er uns immer wieder gewähren mußte, bereitete uns der alte Bürkli mit dem Vortrag einer selbst erlebten Szene aus dem kirchlichen Leben Zürichs. Sie spielt in der alten Kirche von St. Peter, an der noch Lavater gelehrt hatte. Dort amtierte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein alter Prediger, der dabei unentwegt sein Zürichdeutsch und obendrein im breitesten Züricher Tonfall sprach. Der bekam nun zum Helfer einen in Deutschland ausgebildeten und auf der Kanzel den salbungsvollen Ton der norddeutschen Theologen pflegenden jungen Geistlichen, und wenn die beiden am Schluß des Kirchenaktes, satzweise sich abwechselnd, das evangelische Glaubensbekenntnis verlasen, so gab das einen Zweiklang von großer Komik, was Bürkli meisterhaft wiederzugeben wußte. Dem Leser läßt sich das schwer übermitteln. Indes gibt ihm das Folgende vielleicht eine Idee davon:

Der alte Prediger (mit Kehllaut, breitgezogenen Vokalen und noch breiteren Doppelvokalen): Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden . . .

Der Helfer (salbungsvolles und hochtönendes Schriftdeutsch): Und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn . . .

In dieser Weise weiter bis zum Schluß:

Der alte Prediger (wie oben Zürichdeutsch): Ich glaube an den heiligen Gaischt . . .

Der Helfer (wie oben norddeutsch): Eine heilige christliche Gemeinde . . .

Der alte Prediger: Uuferstehig des Flaisches ...

Der Helfer: Und ein äwiges Leben. Amen —.

Zu den slawischen Gästen des Züricher Mohrenklubs gehörten auch einige in Zürich studierende serbische Sozialisten, und diese brachten gelegentlich zwei junge Landsleute mit, die noch der Prima des Gymnasiums angehörten. Unter der Hand erfuhren wir, daß sie die Söhne eines serbischen Fürsten seien, der seinerzeit als Hochverräter hingerichtet worden war. Es waren die Brüder Nenadowitsch, Vettern des damals im Exil lebenden Prinzen Peter Karageorgewitsch, und der eine von ihnen, der später in Wien als Arzt lebte, hat denn auch bei den Aktionen, die 1903 Peter auf den Thron von Serbien brachten, eine hervorragende Rolle als Mittler gespielt. Ob er auch mit dem Mordanschlag auf den König Alexander und dessen Frau zu tun hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Von dem Sohn eines Mannes, den der Vater Alexanders hatte enthaupten lassen, würde man es schließlich begreifen. Als ich ihn kannte, fielen er und sein Bruder mir nur durch ihr bescheiden zurückhaltendes Benehmen auf.

Es wird behauptet, daß eines Tages Peter Karageorgewitsch selbst im Mohrenklub erschienen sei. Möglich ist es angesichts des Vorangeschickten gewiß, doch ist mir damals nichts davon zur Kenntnis gekommen. Es hätte auch schwerlich irgendwelchen Eindruck auf mich gemacht. Als mir im Jahre 1883 der eine der Nenadowitsche beim Begegnen auf der Straße mit freudestrahlendem Gesicht von der Verlobung seines Vetters Karageorgewitsch mit einer Tochter des Nikolaus von Montenegro Mitteilung machte, entlockte mir dies nur eine konventionelle Bemerkung. Die Hoffnungen der Karageorgewitsche waren mir Hekuba. So sehr mir auf Grund der Schilderungen serbischer Sozialisten Milan Obrenowitsch,

der damals auf Serbiens Thron saß, zuwider war, so gleich- gültig wäre mir seine Entthronung gewesen, wenn sie ledig- lich zu einem Wechsel der Dynastien geführt hätte. Auch spielte Serbien damals für die große Weltpolitik eine wesent- lich andere Rolle, als sie die Geschichte ihm später zugeschoben hat. Den nationalen Befreiungsbewegungen der Serben, wie auch der Bulgaren, stand ich aber mit ungleich größerer Sym- pathie gegenüber, als zu seiner Zeit noch die Mehrzahl meiner deutschen Genossen.

*

Im ganzen zählte der Mohrenklub nur wenige Slawen zu seinen Besuchern. Anfang der achtziger Jahre, nachdem die Sektion der Internationale entschlafen war, schufen Studie- rende slawischer Zunge sich in Zürich einen Verein „Slavia", der, wie schon sein Name sagte, Slawen ohne Unterschied der besonderen Nationalität umfaßte, und dem, wenn er sich auch offiziell politisch farblos hielt, das demokratische und sozialisti- sche Element die Farbe gab. Ich habe seinen Gründungsver- sammlungen beigewohnt und, da die Vereinssprache deutsch war, auch später ihm gerne Besuche abgestattet. Es interessierte mich, das Verhalten der Slawen untereinander zu beob- achten, und ich muß sagen, daß es auf mich einen durchaus günstigen Eindruck machte. Namentlich vermieden es die Russen sehr taktvoll, von der Tatsache, daß sie die große Mehr- heit bildeten, irgendwelchen Gebrauch in der Gestalt von Über- stimmungen zu machen. Sie zeigten sich von allen Teil- nehmern am wenigsten „national". Aber auch die anderen Slawen stellten die Kameradschaft in die vorderste Reihe. Als im Herbst 1885 der von König Milan und dessen Hinter- männern angezettelte serbisch-bulgarische Krieg ausbrach, fra- ternisierten auf einem gerade veranstalteten Fest der Slavia

die einberufenen serbischen und bulgarischen Studenten in sehr ansprechender Form demonstrativ miteinander. Auf die Dauer war der Verein indes nicht aufrechtzuerhalten. Die russischen Sozialisten hielten eigene, sich endlos hinziehende Versammlungen zur Erörterung ihrer internen politischen Gegensätze ab, eine russische Bibliothek mit Lesezimmer ward gegründet, und so blieben immer mehr Russen von der Slavia fort. Die nichtrussischen Slawen waren jedoch noch zu schwach vertreten, um allein einem Verein die Lebenskraft zu sichern.

Vom Durchschnitt der damaligen deutschen Studentenschaft unterschieden sich die slawischen Studenten, die ich kennenlernte, durch ihre große Mäßigkeit im Genuß alkoholischer Getränke und ihr Interesse für alles, was Demokratie hieß. Allerdings mußte man sie als eine Art Auslese aus der Masse der Studierenden ihrer Heimatländer betrachten. Aber was sie mir von den Zuständen an den heimischen Hochschulen erzählten, ließ erkennen, daß ihre Lebensführung keine sehr wesentlich andere, als die dort übliche war. Unzweifelhaft hatte bei diesen Völkern die Ideologie einen stärkeren Einfluß auf die akademische Jugend als in dem Lande Kants und Schillers. Bei den deutschen Studenten Zürichs überwog in bezug auf fast alles, was über ihr Fach hinausging, jener Geist, wie er aus den jetzigen politischen Kundgebungen deutscher Gelehrter spricht, und den man nicht gerade Ideologie nennen kann.

So mäßig aber meine slawischen Bekannten beim Bier waren so unmäßig waren sie — oder wenigstens die Russen — im Genuß von Tee und Rauchen von Zigaretten. Nur tranken sie den Tee in recht dünnem Aufguß, und die Zigaretten pflegten sie sich selbst zu drehen. Aber der Menge nach war der Verbrauch des Aufgusses ein gewaltiger, und selten war ich mit

Russen zusammen, ohne daß sie, sei es drehend oder rauchend, mit „Papyrossi" sich beschäftigten.

Zu einer ernsthaften politischen Intimität kam es zwischen einigen Russen und uns. Besondere Freundschaft schlossen Kautsky und ich mit Paul Axelrod, der im Verein mit Georg Plechanow und Vera Sassulitsch Begründer der ausgesprochen marxistischen Fraktion der Sozialisten Rußlands war, und bei Axelrod lernte ich neben den Genannten auch dessen Landsmann Leo Deutsch, den Verfasser von „Sechzehn Jahre in Sibirien" (Dietz, Stuttgart) kennen, kurz bevor er infolge irgendeiner Denunziation auf einer Reise durch Deutschland in Freiburg im Breisgau verhaftet, von der badischen Polizei der preußischen und von dieser an Rußland ausgeliefert wurde. Deutsch war damals ein noch ziemlich junger Mann, der sich lebensfreudig und willenskräftig gab. Als ich ihn zwanzig Jahre später nach seiner Rückkehr aus Sibirien wiedersah, war er über seine Jahre gealtert und saß meistens still in sich gekehrt da. Wer ihn denunziert hatte, ist unermittelt geblieben, obwohl sich Julius Motteler alle Mühe gab, es herauszubekommen, und die Ausfindung von Polizeispionen war Mottelers besondere und eifrig betriebene Kunst, man könnte beinahe sagen, sein Sport. Noch vor Deutschs Verhaftung war unserer Genossenschaft auf diesem Gebiete ein großer Fang gelungen, dessen Bekanntgabe seinerzeit erhebliches Aufsehen erregte. Die Geschichte führt uns in das Lokal zurück, wo der Mohrenklub zusammenkam und an das sich eine besondere Erinnerung knüpft, die hier erwähnt werden mag, wenngleich August Bebel sie schon in der Geschichte seines Lebens mitgeteilt hat. In das Haus zum Thaleck an der Ecke des Zeltwegs und der Steinwiesgasse, wo in der unten gelegenen Wirtschaft der Mohrenklub sich versammelte, zog zur Zeit, von der hier die

Rede ist, Zürichs berühmter Dichter Gottfried Keller ein. Als nun eines Abends Paul Heyse bei Keller zu Besuch war und aus den Parterreräumen lauter „Gesang“ zu ihnen herauftönte, fragte Heyse, wer denn da unten so lärme. „Das sind de Sozialdemokrate“, antwortete Keller in halbem Zürichdeutsch. Worauf der Dichter der „Kinder der Welt“ sich hinstellte und sofort mit komischem Pathos deklamierte:

„Dort unter der Schwelle
Brodelt die Hölle.“

Obwohl ich leicht Gelegenheit dazu hätte haben können, Keller persönlich kennenzulernen, da der mir befreundete Reinhold Rüegg sehr freundschaftlich zu ihm stand, habe ich mir das entgehen lassen. Nicht aus mangelndem Interesse für ihn, sondern infolge einer Charakteranlage, die mir auch in anderer Hinsicht oft im Wege gewesen ist. Eine eigentümliche Scheu hielt mich davon ab, Personen von Bedeutung mich vorstellen zu lassen, wenn ich nicht politisch mit ihnen zu tun hatte. Ich konnte das Gefühl nicht loswerden, daß ich ihnen persönlich nicht genug brächte, um die Einführung zu rechtfertigen. Aus diesem Grunde habe ich unter anderem es damals geradezu vermieden, mit zwei Gelehrten von großem Ruf, die in Zürich lebten und die meiner Familie nahestanden, dem Physiologen Ludimar Hermann und dem Chemiker Victor Meyer, in Beziehung zu treten, obwohl ich, was letztgenannten betrifft, für sein Genie und seine geradezu bezaubernde Persönlichkeit die größte Bewunderung empfand. Vielleicht auch gerade deswegen.

Aber wenn ich den Dichter des „Grünen Heinrich“ nie gesprochen habe, so habe ich ihn wenigstens oft genug gesehen. Eine Zeitlang pflegte Gottfried Keller gelegentlich auf seinem Heimweg in der, an der Grenze von Zürich und Hottingen ge-

legenen Wirtschaft zum Pfauen einzukehren. Dort saß er dann mutterseelenallein und trank seinen Schoppen Bier oder Wein. Das gleiche tat in einiger Entfernung ich, da auch mir die Wirtschaft bequem am Nachhauseweg lag, und so hätten wir beide die berühmte Epopöe vom Bauer und der alten Eule aufführen können — „der Bauer sah die Eule an, und die Eule sah den Bauer an" —, wenn das Interesse ein gegenseitiges gewesen wäre.

„Seinen Schoppen" muß indes bei Keller nicht zu buchstäblich genommen werden, denn er war, wie die meisten Züricher, ein herzhafter Trinker. Wenn ich ihn aus der Wirtschaft heimwandeln sah, hatte ich nicht selten den Eindruck, als ob er stark geladen hätte. Es wird von ihm in Zürich eine Anekdote erzählt, die wohl auch irgendwo schon dem Druck übergeben worden ist. Keller wollte einmal spät abends aus dem Wirtshaus in seine eben erst bezogene Wohnung zurück und war des Weges nicht sicher. So rief er einen Vorübergehenden an: „Hö, chönnet Ihr mir nit sage, wo-n-ich wohn'?" Der Vorübergehende sah ihn erstaunt an: „Der Tuusig, Ihr seid ja der Gottfried Keller!" Keller aber wurde böse: „Dummer Chaib! Han ich Eu gefraget, wer ich bin? Ich han Eu gfragt, wo-n-ich wohn'."

Man hat das dem Dichter nicht zur Unehre nacherzählt. Denn Trinken und angetrunken sein galt in Zürich für etwas durchaus Rechtschaffenes. So riet mir einmal mein Züricher Arzt an, als Mittel gegen den mich gerade quälenden Schnupfen abends vor dem Einschlafen sechs Glas starken Grog zu mir zu nehmen, und fügte launig hinzu: „Ich tue das auch öfters — prophylaktisch." Starke Trinker waren übrigens auch mein Landsmann Beust und seine Söhne. Der Jüngere versuchte einmal, unseren Wilhelm Liebknecht unter den Tisch zu trinken.

Aber der Alte war wetterfest, und das Gefecht blieb unentschieden.

Mir selbst ist der Züricher Weindurst versagt geblieben, obwohl ich mehrere Jahre an der Quelle saß. Ich wohnte bei einem guten Gesinnungsfreunde, der für ein großes ungarisches Weinhaus reiste, und da mein Verhältnis zu ihm und seiner Familie ungemein freundschaftlich war, wurde mir Wein in Fülle geboten. Ich habe indes nur wenig Gebrauch davon gemacht.

Überhaupt lebten gerade die Matadore des Mohrenklubs äußerst mäßig, was nicht nur daran lag, daß wir, mit Ausnahme Höchbergs, der aber bloß Gastrollen bei uns gab, alle nur über schmale Mittel verfügten. Vollmar, der viel vertragen konnte, trank im Hause gar nicht und im Wirtshause wenig. Motteler rührte kejnen Tropfen Alkohol an, Kautsky tat es ihm am liebsten nach, ebenso Karl Höchberg, und wessen ich mich an nennenswerten Leistungen auf diesem Gebiete rühmen konnte, gehörte damals schon der Vergangenheit an. So daß, da Vollmar, Kautsky und ich obendrein auch nicht rauchten, Benoit Malon, der im Sommer und Herbst 1879 in Zürich wohnte, in der Vorstellung, die er sich als Franzose von der Besonderheit der Deutschen gemacht hatte, durch uns vollständig erschüttert wurde. Sein Bild von einem Deutschen war ein Mensch gewesen, der furchtbar rauchte und Unmassen Bier vertilgte.

*

Und nun zum Spitzelfang zurück. Eines Tages im Jahre 1884 erschien in der Wirtschaft zum Thaleck ein Kaufmann, Elias Schmidt, aus Dresden und stellte sich dort verkehrenden Sozialisten als Gesinnungsgenosse vor. Er habe, erzählte er, im Geschäft Bankerott gemacht und sich nun mit dem Rest des

Seinigen geflüchtet. Von Gesinnung sei er mit Leib und Seele Sozialist, was er durch sehr radikale Redewendungen zu bekräftigen suchte. Daneben machte er gute Zeche und war mit dem Traktieren recht freigebig. Wir älteren Parteigenossen merkten ohne weiteres, daß mit dem Sozialismus des Mannes nicht viel los war, so daß er an uns nicht heran konnte. Nur auf eine Anzahl jüngerer Sozialisten, darunter der ziemlich naive Wirt des Thaleck, der schweizerische Sozialist J. Obrist, machte er mit seinem Radikalismus und seiner anscheinenden Gutmütigkeit einigen Eindruck, so daß unsere Warnungen, sich nicht mit ihm einzulassen, bei ihnen auf unfruchtbaren Boden fielen und sogar von etlichen als ungehörige Bevormundung zurückgewiesen wurden. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, ist damals im Thaleck das Wort Olymp für unser Hauptquartier am Oberen Wolffbach geschmiedet worden. Jedenfalls ist es zuerst von Leuten gebraucht worden, die, ohne Titanen zu sein, Ursache hatten, dem Hauptquartier zu zürnen. Es gab recht böse Worte, und wir fingen an, das Lokal zu meiden.

Endlich schöpfte aus einem nicht weiter zu erwähnenden Grunde auch der gute Obrist Verdacht und rückte mit noch einem Genossen dem Schmidt auf den Leib. Willig ließ der Biedermann sein Zimmer durchsuchen, wo sich auch in der Tat nichts vorfand, das erlaubt hätte, auf Spitzelei zu schließen. Als man aber darauf bestand, auch den Inhalt seiner gefüllten Rocktaschen zu durchsuchen, ward er blaß und bekundete plötzlich einen unaufschiebbaren Drang nach einem unnennbaren Ort. Man ließ ihn gewähren, merkte aber, als er zurückkam, daß, was er dort erleichtert hatte, eben seine Taschen waren. Weitere Nachforschungen lieferten in wenig appetitlicher Umhüllung ein ganzes Bündel Briefe, darunter die nicht appetit-

lichere Korrespondenz des Schmidt, die dessen Spitzeltum außer jeden Zweifel stellte, in die Hände der Untersucher. Der edle Bankrotteur hatte mit dem Chef der Dresdener Kriminalpolizei in lebhaftem Briefwechsel gestanden, auch sich der Berliner und Stuttgarter Polizei angeboten und mit dem in Mülhausen im Elsaß stationierten und offenbar mit dem Geheimdienst im Schweizer Gebiet betrauten Polizeikommissar Kaltenbach Verbindung angeknüpft. Die Briefe der Genannten an Schmidt wurden, sorgfältig gereinigt, dem von Motteler angelegten Spitzelarchiv der Sozialdemokratie einverleibt, ihr Inhalt aber ward mit gebührenden Kommentaren in einer Broschüre veröffentlicht, die im Verlage der Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich unter dem Titel „Die deutsche Geheimpolizei im Kampfe mit der Sozialdemokratie" erschien. Sie ist längst vergriffen und nur noch hier und da in Bibliotheken zu haben, hat aber nicht jedes Interesse verloren. Man erhält durch die Briefe interessante Einblicke in den Verkehr der Geheimpolizei mit ihren Agenten. Im allgemeinen ist er durch das Sprichwort bezeichnet: „Man liebt den Verrat und verachtet den Verräter." Deutlich tritt die Tendenz hervor, die Spitzel möglichst kurz zu halten und gewissermaßen nach dem Stück zu bezahlen. Je mehr und je wichtigere Anzeigen, um so besser die Bezahlung und umgekehrt. Ein bequemes und, rein kommerziell betrachtet, auch rationelles System, das aber auf die Menschen, gegenüber denen es angewandt wird, die verderblichste Wirkung ausübt.

Es ist das beste Mittel, aus dem Spitzel einen Lockspitzel — oder wie man das Wort agent provocateur sonst übersetzen will — zu machen. Um seine Bezüge nicht zu verlieren, sondern sie womöglich noch zu steigern, geht der nach dem Stück bezahlte Spitzel, wenn ihm der Berichtstoff ausgeht, leicht

dazu über, sich solchen zu „machen", das heißt, die Leute, die er ausspioniert, nach Möglichkeit zu Handlungen zu veranlassen, welche sie sonst nicht begehen würden. Selbst Agenten der Polizei, denen eine feste Löhnung ausgesetzt ist, unterliegen dieser Versuchung. Denn da sie nicht in einem Beamtenverhältnis stehen, sondern jederzeit gewärtig sein müssen, daß ihnen ihr Dienst gekündigt wird, heißt es auch für sie, darauf Bedacht zu nehmen, daß sie „gute" Berichte liefern können.

Für diese depravierende Wirkung des Systems der politischen Geheimpolizei kamen im Laufe der Jahre Beispiele der verschiedensten Art zu unserer Kenntnis, darunter einige wahrhaft erschütternder Natur. Denn nicht immer war der Kundschafter der Polizei von vornherein ein Verräter. Mancher hatte sich ursprünglich zu anscheinend harmloser Berichterstattung oder mit inneren Vorbehalten anwerben lassen, die sein politisches Gewissen ihm vorschrieb, und ward sich erst später inne, daß er der Gefangene eines Systems geworden war, das für seine Werkzeuge keinen moralischen Aufstieg kennt. Erlahmte er unter dem Druck dieser Erkenntnis in seinem Eifer, so ließen seine Brotgeber ihn kühl fallen, und das nicht immer sehr sanft. Es kamen Beispiele vor, wo man sich schwer dem Verdacht verschließen konnte, daß Obere einen unbrauchbar gewordenen Agenten selbst der Gegenpartei in die Hände gespielt hatten.

Je mehr die Verbreitung des „Sozialdemokrat" wuchs, um so stärker mehrte sich auch das Personal der Polizisten und Polizeiagenten, deren Mission es war, den Schleichwegen des Schmuggels und den verschiedenen Verbreitern auf die Spur zu kommen. Im Reiche selbst ward in den Zentren der Bewegung nach Kräften gespitzelt, in den Grenzgebieten Deutschlands nach der Schweiz zu wurde die Überwachung verschärft,

und in Zürich suchten immer zweifelhaftere Gestalten sich an die Vertrauensmänner der Partei heranzudrängen. Selbstverständlich wäre nichts vorteilhafter gewesen, als in der Zentrale Einblicke in das System des Vertriebs und seine Hauptadern zu erhaschen, da man damit die Schlüssel zu allen weiteren Verbindungen in der Hand gehabt und die Möglichkeit gewonnen hätte, immer wieder den ganzen Organismus durch Schläge an bestimmten Stellen lahmzulegen. Indes trotz aller Bemühungen haben es die Sendboten und freiwilligen Zuträger der Polizei nie erreichen können, diese Aufgabe zu lösen. Der „Olymp" erwies sich ihnen allen als unzugänglich. Dagegen konnte der „Sozialdemokrat" immer wieder Entlarvung von Spitzeln zur Kenntnis bringen.

Und nicht nur Spitzel mußten abgewehrt werden. An jede radikale Opposition drängen sich, namentlich wo sie vom Ausland her wirkt, Leute heran, die irgendeinen persönlichen Groll zu befriedigen haben oder von Abenteurerdrang getrieben werden, es einmal mit dem politischen Umsturz zu versuchen. Sie werden dadurch gefährlich, daß sie meist einen unbändigen Tatendrang entfalten, der sich in allerhand tollen, die Bewegung nur bloßstellenden Projekten Luft macht. Der literarische Kampf kann ihnen nicht persönlich genug, der politische nicht wild genug geführt werden, bis — ihr Zorn verraucht ist oder ihrer Abenteurerlust sich ein anderes Feld der Betätigung darbietet und sie dann den Beruf in sich fühlen, aus Umstürzlern zu Rettern des Vaterlandes zu werden.

Ein mustergültiges Exemplar dieser Gattung war ein Hauptmann a. D. von Ehrenberg, der sich um die Mitte der achtziger Jahre bei uns in Zürich einfand. Der Mann war nicht unbegabt, aber von einem rasenden Ehrgeiz und Rachedurst besessen. Er behauptete, ein Sprößling aus dem Geschlecht der

Zähringer und in dieser Eigenschaft legitimer zu sein, als die regierende Familie des badischen Herrscherhauses. Als Militär hatte er sich im Deutsch-Französischen Krieg Auszeichnungen erworben, später aber sich durch eine Schrift gegen den Parade-drill und ähnliches mißliebig gemacht, sechs Monate Festungs-haft aufdiktiert bekommen, die er in Wesel absaß, und nach deren Verbüßung den Abschied erhalten. Nun brütete er Rache, die er jedoch in der süddeutschen Volkspartei, der er sich zuerst zuwandte, nicht nach Wunsch befriedigen konnte, und so sollte die Sozialdemokratie ihm dazu Vorspann leisten.

Er kam nach Zürich, und da er von einem vertrauenswürdigen Genossen eine Einführung erhalten hatte, fand er Zulaß am Oberen Wolffbach. Auch war der erste Eindruck kein ungünstiger. Der kleine, schlank aber kräftig gebaute Mann trat zunächst sehr bescheiden auf und ließ sich anscheinend ohne großen Widerspruch etwas sagen. Als ich ihm z. B. auf seine Bemerkung, er gedenke unseren Arbeitern in Zürich kriegswissenschaftliche Kurse zu geben, erwiderte, ich könne ihm nicht dazu raten, was für die Arbeiter davon in Betracht käme, würde ihnen ja doch beim Militär schon beigebracht, schwieg er sofort. Tatsächlich aber bedeutete sein Schweigen alles, nur nicht Zustimmung. Vielmehr hatte ich es mit dem Einwurf ein für allemal bei ihm verdorben. Was er plante, war, sozialistischen Arbeitern die Wissenschaft des Putsches beizubringen. Daraus ist in der Weise, wie er sich das wohl gedacht hatte, nichts geworden, wenn sich auch schließlich ein paar unruhige Geister fanden, denen ein Mentor seines Schlages gerade gefehlt hatte. Außerdem veröffentlichte er die Anweisungen für den Putsch, die er dem „Sozialdemokrat" zugedacht hatte, unter der Firma von „Ratschlägen für die Verteidigung Zürichs im Falle einer feindlichen Invasion" in der Züricher „Ar-

beiterstimme". Die Artikel verraten den sachkundigen Militär, sie verraten aber auch einen hämischen Geist, dessen Phantasie in Brutalitäten schwelgt. Und daß die Brutalität bei ihm nicht nur Phantasie war, hatte sich, wie wir später erfuhren, beim Militär in seinem Verhalten den ihm untergebenen Soldaten gegenüber kundgetan und zeigte sich nun in der rohen Art, wie er seine Frau, ein sehr hübsches und liebes Persönchen, terrorisierte. Dabei war er Vegetarier und glaubte als richtiger Phantast seine Hinneigung zum Proletariat dadurch bekunden zu müssen, daß er die Gärtnerei erlernte und in einem kleinen Anwesen, das er gepachtet hatte, mit Vorliebe grobe Erdarbeiten verrichtete. Indes dauerte diese Demonstration seiner Volksfreundlichkeit nicht allzu lange. Eines Tages erhielten wir von einem in Paris lebenden Sozialisten ungarischer Nationalität das Stück eines von Ehrenbergs Hand geschriebenen Flugblatts, worin heftig gegen den Züricher „Sozialdemokrat" losgezogen wurde, der durch seine unerhörte Mäßigung die Partei korrumpiere — dies zu einer Zeit, wo tatsächlich der „Sozialdemokrat" bei der Mehrheit der Führer der Partei in Deutschland als die Stimme der radikalen Opposition der Partei in höchster Ungnade war. Aber damit nicht genug, hatte der Hauptmann, während er auf der einen Seite mit den Anarchisten in Verbindung getreten war, gleichzeitig versucht, mit den um den General Boulanger gruppierten französischen Revancheleuten politische Geschäfte zu machen. Er hatte ihnen mitgeteilt, daß er den Plan der Festung Wesel in der Hand habe, durch seinen Einfluß auf die Sozialdemokratie in der Lage sei, eine Erhebung ins Werk zu setzen und im gegebenen Fall diese Festung zu nehmen, und hatte als Kosten für die Vorbereitungen, die er auf Wunsch treffen werde, eine fabelhafte Summe Geldes genannt. Indes scheint man in Paris

auf sein Angebot nicht eingegangen zu sein, zumal man durch Mittelspersonen in Erfahrung gebracht hatte, wie es in Wirklichkeit mit des Hauptmanns Einfluß auf unsere Partei stand. Auch hatten wir Personen, die an einzelne von uns mit der Frage herangetreten waren, wie sich die deutsche Sozialdemokratie in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich verhalten würde, in keinem Zweifel darüber gelassen, daß, wenn Frankreich Krieg anfinge, es trotz Sozialistengesetz und unbeschadet unserer Stellung zur elsaß-lothringischen Frage die deutsche Sozialdemokratie zu Gegnern haben würde. Ob Ehrenberg davon erfahren hat, weiß ich nicht, war es der Fall, so würden die Beschimpfungen, mit denen das erwähnte Flugblatt, insbesondere den Schreiber dieses bedachte, ihre guten Gründe gehabt haben.

Aus dem französischen Geschäft wurde nichts, statt dessen nahmen die Schweizer Behörden, die von der Sache Wind bekommen hatten, nun den Mann aufs Korn, da seine Treibereien nach ihrer Ansicht die Neutralität der Schweiz zu kompromittieren drohten. Ehrenberg wurde als der politischen Spionage verdächtig in Untersuchung genommen, und — siehe da — unter seinen beschlagnahmten Papieren fand sich unter anderem das Konzept eines Berichtes an die Deutsche Gesandtschaft in Bern, worin über die im Stabe des „Sozialdemokrat" tätigen Personen und deren Gepflogenheiten Angaben gemacht wurden und der Schreiber sich anbot, eines Sonntagnachmittags, wenn Motteler mit Frau den gewohnten Spaziergang in die Umgebung Zürichs mache, in dessen Wohnung einzubrechen und alle wichtigen Briefe und Adressenlisten zu stehlen. Der Idealist und Tyrannenhasser war vorsichtigerweise eine politische Rückversicherung eingegangen.

Beim Verhör zeigte er sich in Ausflüchten überaus gewandt,

gebrauchte aber wiederholt eine so obszöne Sprache, daß ihn der verhörende Polizeihauptmann Fischer ermahnen mußte, wenn nicht auf ihn, so doch wenigstens auf den Protokollführer Rücksicht zu nehmen. Als man ihm eines Tages gestattete, behufs Wechseln seiner Kleidung in Polizeibegleitung einen Besuch in seiner Häuslichkeit zu machen, nahm er diese Gelegenheit wahr, zu entwischen, floh nach Deutschland, schrieb dort ein giftiges Buch über die Demokratie in der Schweiz, wurde auch in Deutschland verhaftet, verstand es dort gleichfalls zu entfliehen und tauchte schließlich eines Tages im Transvaal auf, wo er zur Zeit des Burenkrieges wieder eine zweideutige Rolle gespielt zu haben scheint.

Wäre der Mann nicht so voller kleinlichen Bosheit gewesen, so würde er immerhin mit seinen vielen Streichen den Mittelpunkt eines Spionenromans haben abgeben können. Aber es fehlte ihm jede menschlich versöhnende Eigenschaft, ohne die wir uns nun einmal für niemand interessieren können. Außer seinen durchaus in persönlichem Ärger wurzelnden Rachegelüsten hatte Ehrenberg nichts von einer Leidenschaft an sich, war er Berechnung bis ins kleinste hinein. Ob er jemals ein Spitzel im genauen Sinne dieses Wortes war, ist zweifelhaft. Nicht aber zweifelhaft ist, daß er der Gattung der skrupellosesten Verräter angehörte.

Das gleiche kann man jedoch bei weitem nicht von all den Leuten sagen, die als Spitzel auf unsere schwarzen Listen gekommen sind. Es waren Persönlichkeiten darunter, von denen man Grund hat, anzunehmen, daß sie bewußt keinen Sozialisten ans Messer geliefert haben, andere, die unter dem Beruf, dem sie verfallen waren, wirklich seelisch gelitten haben. Das Kapitel der Spitzel und Spitzelentlarvung gehört zu den an Tragik reichsten Abschnitten der Geschichte des Züricher „Sozial-

demokrat". Unvermeidlich war es, daß bei der zunehmenden Intensität des Kampfes mit den Polizeiwerkzeugen gelegentlich Personenverwechslungen unterliefen und vor Leuten gewarnt wurde, die sich Unvorsichtigkeiten, aber keine absichtliche Angeberei hatten zuschulden kommen lassen. Eine Warnung im „Staatsanzeiger", wie der „Sozialdemokrat" von den Genossen im Reich genannt wurde, hieß aber unter Umständen Ächtung, und mancher Schmerzensschrei von Leuten, die uns heilig beteuerten, daß sie zu Unrecht in Verdacht gekommen, hat mir schlaflose Nächte verursacht. Diese Kehrseite unseres Kampfes vergessen nur zu leicht diejenigen, denen die Zeit des Sozialistengesetzes heute aus der Entfernung romantisch verklärt erscheint.

VI.

Geheime Kongresse und die Ausweisung aus der Schweiz

In die Zeit meines Aufenthalts in Zürich fallen die drei Kongresse, welche die unter das Ausnahmegesetz gestellte deutsche Sozialdemokratie im Auslande abhielt. Ihnen und meiner auf dem letzten dieser Kongresse erfolgten Ausweisung aus der Schweiz glaube ich einen Abschnitt dieser Erinnerungen widmen zu sollen. Zuvor aber einige Bemerkungen über die Persönlichkeit des bedeutenden Mannes, dessen Kollege ich durch Übernahme der Redaktion des „Sozialdemokrat" geworden war, und dessen Name in diesen Tagen durch seinen Sohn dem großen Publikum ins Gedächtnis zurückgerufen worden ist. Ich meine den Vater meines Reichstagskollegen und Gesinnungsgenossen Karl Liebknecht, den um die Begründung und Ausbildung der deutschen Sozialdemokratie hochverdienten Wilhelm Liebknecht.

Liebknecht war, wie früher erzählt wurde, deutscher Redakteur am „Sozialdemokrat". Als ich die Züricher Redaktion übernahm, saß er gerade eine vielmonatige Gefängnisstrafe ab. Bald nach seiner Freilassung kam er jedoch auf vier bis fünf Wochen nach Zürich, um sich mit mir über die Redaktion zu besprechen und zugleich sich von seiner Haft zu erholen. Dies letztere ist vielleicht nicht das richtige Wort. Denn von körperlicher Geschwächtheit war an diesem kerngesunden Mann nichts

zu merken. Aber er wollte eine Zeitlang freie Luft atmen und hatte die Ferien, die er zu diesem Zweck nahm, gewiß redlich verdient.

In diesen vier Wochen nun und bei den weiteren Besuchen, die Liebknecht uns in der Folge abstattete, sowie durch unseren Briefwechsel habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, ihn genauer kennenzulernen. Vor allem lernte ich seine Arbeitskraft bewundern. Der Mann war von einer erstaunlichen Elastizität des Geistes. Ich glaube nicht, daß er sonderlich viel und intensiv gelesen hat, und theoretisch war er schon damals nicht mehr mein Lehrer, da ich mich in den Marxismus vertiefte, zu dessen Exponenten er nicht gerechnet werden konnte. Nach seiner Geistesrichtung gehörte Liebknecht vielmehr eher zu den Sozialisten der französischen Schule, und an die Franzosen erinnerte auch sein glänzender, an kurzen, schlagenden Sätzen und zugespitzten Gegenüberstellungen reicher Stil. Er beherrschte die Form in ungleich höherem Grade als sein Mitkämpfer August Bebel, dessen Stärke dagegen die Substanz war, und ganz besonders zu Hause war er in der Geschichte der Revolutionskämpfe Frankreichs, in bezug auf ihre Behandlung u. a. von Jules Michelet beeinflußt. Bei Gelegenheit jenes Besuches fragte ich ihn einmal, ob er mir nicht zur Wiederkehr des 10. August einen Artikel über den Sturm auf die Tuilerien (1792) schreiben könne. „Gewiß," sagte er, „den sollst du haben." Sprach's, ging in sein Zimmer und brachte mir, ohne zu Büchern gegriffen zu haben, nach einer Stunde einen mit packender Kraft geschriebenen Artikel, der die ganze erste Seite des „Sozialdemokrat" vom 11. August 1881 füllte. Er konnte unter den schwierigsten Verhältnissen Artikel oder polemische Notizen schreiben, im Eisenbahnabteil, in einem mit laut schwatzenden Menschen gefüllten Zimmer — ja, einmal habe

ich ihn beobachtet, wie er als Leiter einer durchaus nicht ruhig sich verhaltenden Versammlung vor sich hin an einem Artikel arbeitete. Ebenso war er als Redner durchaus nicht auf Vorbereitung angewiesen. Die beste Rede, die ich von ihm gehört habe, war ganz und gar improvisiert.

Diese Leichtigkeit der geistigen Orientierung nun hat Wilhelm Liebknecht auf seinen Sohn vererbt. Und nicht nur sie. In seinem ganzen politischen Verhalten ist Karl Liebknecht durchaus der Sohn seines Vaters. Das zeigt sich mit verblüffender Deutlichkeit, wenn man ihn nicht mit dem unter festgelegten Parteiverhältnissen arbeitenden Parteiveteranen, sondern mit dem im gleichen Alter wie er stehenden und unter ähnlichen Verhältnissen wirkenden Wilhelm Liebknecht vergleicht. Karl Marx spricht einmal in einem Brief an Friedrich Engels von dem „grenzenlosen Optimismus unseres Liebknecht". Das Wort war berechtigt, aber es deckt die Geistesart nicht völlig, um die es sich da handelt. Mit dem Optimismus in innigster Verbindung stand zugleich, vielleicht als Uranlage, eine seltene Unbesorgtheit um alles, was die eigene Person betraf, und Gleichgültigkeit gegen formale Regeln. Auch Wilhelm Liebknecht folgte als Politiker nicht selten ohne langes Überlegen spontanen Eingebungen; auch er rief zu seiner Zeit durch rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ihm Wahrheit war, Stürme im Parlament hervor; auch er brachte sich nicht selten durch eigenmächtiges Handeln mit seinen politischen Freunden in Konflikte. Dieser Hang zur Eigenmächtigkeit war nicht auf berechnete Effekthascherei zurückzuführen, er war die Komplementäreigenschaft des Mutes, der Wilhelm Liebknecht befähigte, in Situationen, wo alles um ihn herum dem Taumel des Erfolgs huldigte oder vor letzterem die Segel strich, den Berauschten als Anwalt der Menschlichkeit und Ge-

rechtigkeit entgegenzutreten. Will man Karl Liebknecht gerecht beurteilen, so muß man Wesen und Verhalten seines Vaters studieren.

Als Privatmann war Wilhelm Liebknecht, soweit die eigene Person in Betracht kam, durchaus anspruchslos, ohne darum Asket zu sein. Er konnte beim Trinken viel vertragen, aber war für gewöhnlich ein durchaus mäßiger Trinker. Er war beim Gastmahl ein guter Esser, aber ebenso leicht mit sehr bescheidener Kost zufrieden. So beschrieb er mir damals, wo er gerade das Gefängnis verlassen hatte, seine Gefängniskost als ihm äußerst zuträglich, und wiederholt kam es vor, daß er uns beim Glase Bier ein nichts weniger als ausgezeichnetes Gebräu als „pompös" pries. Eine seiner Leidenschaften war Wandern in der freien Natur, und da er damit bei mir auf einen verwandten Hang stieß, haben wir viele Spaziergänge auf den Zürichberg und andere Anhöhen um Zürich miteinander gemacht. Meinerseits habe ich ihn in jenen Tagen veranlaßt, die edle Kunst des Schwimmens wieder aufzunehmen, die er, wie er mir erklärte, wohl gut zwei Jahrzehnte nicht mehr geübt hatte. Kräftig, wie er war, tummelte er sich sofort wieder im See, wie ein Fisch im Wasser, und eines Tages haben dann er, Freund Julius Motteler und ein klein wenig auch der Schreiber dieses einen im Ertrinken Begriffenen, der schon das Bewußtsein verloren hatte, mit vereinten Anstrengungen wieder ans Ufer gebracht.

Soviel vom Soldaten der Revolution, wie Wilhelm Liebknecht sich 1872 als Angeklagter im Leipziger Hochverratsprozeß selbst bezeichnet hat, und wonach er — ich glaube zuerst von mir — den Beinamen „der Soldat" erhielt. Und nun zu den Kongressen.

Mehr noch als für jede andere politische Partei sind für eine

demokratische Partei Delegiertentage oder Kongresse eine Lebensnotwendigkeit, da nur auf solchen oder durch solche die Fragen des inneren Lebens der Partei, ihrer Führung und ihrer Politik in befriedigender Weise zum Austrag gebracht werden können. Da nun das Ausnahmegesetz es der deutschen Sozialdemokratie zur Unmöglichkeit machte, im Reichsgebiet solche Kongresse abzuhalten, war sie genötigt, solange dieses Gesetz bestand, sie ins Ausland zu verlegen. Und selbst das mußte unter Beobachtung von Vorsichtsmaßregeln aller Art geschehen. Die Besucher der Kongresse mußten vor politischer Verfolgung und die Kongresse selbst vor unerwünschten Teilnehmern geschützt werden. Während die Anforderungen einer demokratischen Vertretung der Mitgliedschaften es nötig machten, die Tatsache, daß ein Kongreß bevorstehe, weithin bekanntzugeben, mußte zugleich über den Ort, das genaue Datum des Zusammentritts des Kongresses sowie über allerhand sonstige Einzelheiten strenges Stillschweigen beobachtet werden. Bei der starken Aufmerksamkeit, welche die Polizei nachgerade allen Vorgängen in der Sozialdemokratie widmete, war es keine leichte Aufgabe, beiden Anforderungen gerecht zu werden. Aber sie ist jedesmal insoweit gelöst worden, daß trotz ihres ausgebreiteten Überwachungsdienstes die Polizei stets erst nach Zusammentritt der Kongresse Näheres von ihnen erfuhr.

Die vielleicht größte Überraschung dieser Art bereitete der Polizei, und nicht nur ihr, gerade der erste dieser geheimen Kongresse. Er ward in den Tagen vom 20. bis 23. August 1880 auf Schweizer Gebiet abgehalten, und alles war dazu angetan, ihm ein romantisches Gepräge zu verleihen. Da die allgemein bekannten Führer der Partei auf ihm zu erscheinen hatten, war davon Abstand genommen worden, ihn in einer der größeren Städte der Schweiz zusammentreten zu lassen.

Das gleichzeitige Erscheinen der Bebel, Liebknecht, Hasenclever, Auer, Grillenberger, Fritzsche, Vahlteich u. a. hätte den dort herumlungernden Spitzeln die Auskundschaftung des Kongresses gar zu leicht gemacht. Ein abseits der großen internationalen Verkehrsstraßen, unweit des Fleckens Ossingen im Kanton Zürich gelegener, halbverfallener und zum Verkauf stehender Herrensitz — Schloß Wyden — wurde für geeignet erachtet, die Vertreter der geächteten Partei einige Tage zu beherbergen und zu diesem Zweck vom Inhaber mit der Angabe auf eine Woche gemietet, es wolle die Kranken- und Sterbekasse der deutschen Arbeitervereine in der Schweiz dort ihre Generalversammlung abhalten, woran der gute Mann nichts Verdächtiges fand. Man richtete den geräumigen Festsaal des „Schlosses" — einst der Rittersaal genannt — zum Versammlungssaal her, stattete die Küche genügend aus, um der Frau eines St.-Galler Parteigenossen nebst einer von ihr eingestellten Köchin die Speisung der Delegierten zu ermöglichen, und da kein anderes Zimmer im Schloß benutzbar war, ward eines der kleinen Nebengebäude, das sonst als Stallung oder Scheune dienen mochte, durch Aufschütten von Stroh in den Stand gesetzt, den Kongreßteilnehmern als nächtliche Lagerstätte zu dienen. Denn weder bot der Ort Ossingen genügend Gastzimmer, um die Delegierten aufzunehmen, noch ward es für ratsam erachtet, daß überhaupt Delegierte in nennenswerter Zahl dort Wohnung nähmen, da dies den Bauern leicht Veranlassung hätte geben können, sich etwas genauer um die Vorgänge im Schloß zu kümmern. Diese sollten so wenig als möglich von dem Kongreß merken. Die in Zürich oder bei den Parteileitern in Deutschland angemeldeten Delegierten aber wurden nicht direkt nach Ossingen entboten, sondern erhielten nur Weisung, sich am festgesetzten

Tage in Winterthur in einer bestimmten, nahe beim Bahnhof gelegenen Wirtschaft einzufinden. Dort wurden ihre Mandate einer ersten Prüfung unterzogen und ihnen dann erst gesagt, wohin die Reise wirklich ging. So kam man am Nachmittag des 20. August 1880 unbeachtet im Schloß Wyden zusammen und konnte auch zwei Tage Beratung pflegen, ohne daß irgendein Unbeteiligter sich einmischte. Zuverlässige Genossen sorgten als „Wachtposten" dafür, daß dem Kongreß jede Überraschung erspart blieb. Erst am vorletzten Sitzungstage meldete sich der Statthalter des Bezirks Andelfingen, zu dem Ossingen gehört, und ersuchte um Aufklärung, was man im Schloß triebe. Da der Zweck des Kongresses schon im wesentlichen erfüllt war, ward dem Mann, der der Demokratischen Partei Zürichs angehörte, klarer Wein eingeschenkt und ihm freigestellt, der Sitzung beizuwohnen, was er jedoch ablehnte. Die Bauern von Ossingen aber wollten, als der Kongreß zu Ende ging und sich nun eine größere Zahl Delegierter in den Wirtschaften Ossingens einfanden, nur darüber Auskunft haben, „ob die Herre auch einen Umzug machen wölle". Ein Kongreß ohne Umzug war ihnen offenbar eine Exekution ohne Delinquenten.

Die größere Öffentlichkeit ward über die Tagung des Kongresses erst durch eine Zeitungsnotiz unterrichtet, die von Vertretern der Partei selbst in die Presse lanciert wurde und entsprechend ausgeschmückt war. Indes war die Wirklichkeit viel eindrucksvoller gewesen, als es die Pikanterien der Notiz zu erkennen gaben. Gewiß waren die Veranstaltungen, unter denen der Kongreß tagte, noch immer romantisch genug, auch wenn es z. B. übertrieben war, was die Zeitungsnotiz dem Philister erzählte:

„Man bekam keinen der geheimnisvollen Schloßbewohner

außer der Tore zu sehen mit Ausnahme der Wachen, welche die Wege zum Schlosse absperrten und, von einem Posten auf dem Turm benachrichtigt, niemand nahe kommen ließen."

Der Turmwächter war natürlich ein Geschöpf der Phantasie, die Wachtposten konnten niemand den Weg verwehren, und die Kongreßbesucher ließen es sich nicht nehmen, in den Pausen das Gebäude zu verlassen und sich an den nahen Abhängen zu lagern, von denen man eine reizvolle Aussicht auf das umliegende Gelände hatte, oder sich in Spaziergängen durch die Felder und Wiesen zu ergehen. Was den Teilnehmern den Kongreß jedoch unvergeßlich machte, war der seine Verhandlungen und das ganze Zusammensein beseelende Geist.

Es war die erste größere Zusammenkunft der Partei seit fast drei Jahren. Die Schreckensmonate des Attentatssommers 1878 mit ihren schweren Strafverfügungen, die Verhängung des Ausnahmegesetzes über die Sozialdemokratie, Auflösung ihrer Organisationen, die Unterdrückung ihrer Organe hatten die Kraft der Partei nach außen hin zeitweilig geschwächt und mancherlei Wirrnis in ihren Reihen hervorgerufen. Aber nun zeigte sich deutlich, daß sie den Kern der Partei unberührt gelassen und unter den Festgebliebenen das Gefühl der Zusammengehörigkeit nur gestärkt hatten. Nur drei von den 56 Teilnehmern am Wydener Kongreß zeigten eine gewisse Hinneigung zu den beiden bisherigen Parteiführern Most und Hasselmann, die vom Ausland her als Sozialrevolutionäre der Partei Fehde angesagt hatten; aber auch sie mochten nicht so weit gehen, den Bruch mit der Partei gutzuheißen. Es wurde auf Wyden lebhaft debattiert und an verschiedenen Maßnahmen der Parteivertreter scharfe Kritik geübt. Der Grundton jedoch, in dem die Verhandlungen geführt wurden, war von jeder Gehässigkeit oder auch nur Gereiztheit frei. Es

überwog die immer wieder von neuem zum Ausdruck gelangende Freude darüber, daß man trotz der Zeitläufe in so großer Zahl versammelt war und in vollem gegenseitigem Vertrauen sich über alles aussprechen konnte, was die Seelen bedrückt hatte. Die Verfolgungen hatten die Verfolgten zusammengeschweißt, und die Gewißheit, daß man den Kampf mit ungebrochener Entschlossenheit fortführen werde, ließ auch den Humor zu seinem vollen Recht kommen. Mit guter Laune wurde allen Unbequemlichkeiten, die man sich hatte auferlegen müssen, die scherzhafte Seite abgewonnen, und wer in seinen Reden sich gar zu kühne Bilder leistete oder sich in falsche Konstruktionen verwickelte, konnte sicher sein, seine Leistung in improvisierten Beiträgen für eine satirische „Kongreßzeitung" verewigt zu sehen, die nicht fehlen durfte, und um deren Illustrierung sich namentlich Karl Kautsky und der leider verstorbene Karl Grillenberger verdient machten. Die maßlosen Angriffe, mit denen Johann Most in der Londoner „Freiheit" seine bisherigen Kampfgenossen zu überschütten liebte, fanden hier in Wort und Bild ihre ironisierende Gegenkritik. Ob es unbedingt nötig war, Most und Hasselmann noch durch Kongreßbeschluß als außerhalb der Partei stehend zu erklären, nachdem sie sich schon durch die Tat von ihr getrennt hatten, mag bestritten werden können; solche Beschlüsse haben, wo es sich um politische Differenzen handelt, stets einen unangenehmen Beigeschmack. Aber wohlverdient waren die Spottverse, mit denen die Kongreßzeitung Johann Most bedachte, der von London aus einen Revolutionarismus predigte, von dem er wissen mußte, daß er im damaligen Deutschland unanwendbar war. Den Geist, der auf dem Kongreß herrschte, kennzeichnet die einmütige Annahme des Antrags, aus dem Satz im damaligen Programm der Partei — dem sogenannten Gothaer

Programm —, wo es hieß, daß die Partei für ihre Forderungen und Ziele „mit allen gesetzlichen Mitteln" eintrete, das Wort „gesetzlich" zu streichen. Selbstverständlich konnte die Partei, nachdem sie außerhalb des Gesetzes gestellt war, sich für ihre propagandistische Betätigung und politische Aktion nicht auf gesetzliche Mittel beschränken. Aber die Streichung des Wortes gesetzlich veränderte den Satz in: „mit allen Mitteln", und das ließ eine viel weitergehende Auslegung zu. Daß sie nicht gescheut wurde, war die trotzige Antwort auf die Gewaltpolitik, der die Partei unterworfen worden war. Und so wird man die Genugtuung über folgendes, der besagten Kongreßzeitung einverleibte Poem zu würdigen wissen:

Mit allen Mitteln.

Es steht ein Schloß im Schweizerlande,
Da wird an den Staaten gerüttelt,
Da wird der Umsturz zu Recht erkannt,
Da wird nicht gesetzlich „gemittelt".

Der helle Kommunismus blüht,
Man ißt und trinkt gemeinsam,
Des Nachts das Volk zum Schlafhaus zieht,
Um nicht zu ruhen einsam.

Der tolle Hans, der Fehde blies,
Hier wird er abgeschlachtet,
Und in der Verachtung Burgverlies,
Da wird er eingeschachtet.

Die rote Republik, sie wacht
An unsres Schlosses Pforte.
Wer hätt' in London das gedacht
Von der — Bedientenhorde!



Robert Engels

Von den festgehaltenen Redeblüten aber hat sich mir eine ganz besonders eingeprägt und mag auch hier eine Stätte finden. Sie entstammte dem Munde eines jugendlich feurigen Delegierten aus dem Schwabenländle und lautete: „Genossen, wir dürfen uns nicht von der Geduld hinreißen lassen."

Auf verschiedenen Wegen kehrten die aus Deutschland gekommenen Delegierten nach beendetem Kongreß in das Reich zurück, nicht einer von ihnen wurde an der Grenze abgefaßt, verschiedene aber brachten verbotene Druckware ins Vaterland, die ihnen der in diesen Dingen sehr geschickte Motteler panzerartig um den Leib gebunden hatte.

Weniger glatt lief der zweite geheime Kongreß der Partei ab. Er fand im März 1883 zu Kopenhagen statt. Allerdings ward auch er von der deutschen Polizei selbst nicht ausgefunden, so sehr diese inzwischen ihren gegen unsere Partei gerichteten Spionendienst erweitert hatte. Wir waren schon mehrere Tage im schönen Versammlungssaal des Vereinshauses der dänischen Sozialdemokratie beim Kongreßwerk, als die Agenten der politischen Polizei des Herrn von Puttkamer, der der Spezialminister für das Ausnahmegesetz geworden war, noch an der Grenze und in Ortschaften der Schweiz den Versammlungsort des durch Bekanntmachung im „Sozialdemokrat" einberufenen Kongresses aufzuspüren suchten. Aber die Verhandlungen dauerten diesmal fast eine Woche, und so lange ließ sich in Dänemarks Hauptstadt die Tagung, an der so bekannte Persönlichkeiten teilnahmen, nicht geheimhalten. Am Morgen nach dem vierten Kongreßtage erhielten die meisten von uns in unseren Quartieren den Besuch der dänischen Polizei, die von dem Kongreß Wind erhalten hatte.

Dabei ward mir eine sehr unverdiente Ehrung zuteil, durch

deren Mitteilung an dieser Stelle ich nunmehr mein schlechtes Gewissen erleichtern möchte.

Ich hatte, um ohne allzu großen Umweg von Zürich nach Kopenhagen zu gelangen, Deutschland von Süden nach Norden durchqueren müssen. Da ich mittlerweile Redakteur des „Sozialdemokrat" geworden war, konnte meine Verhaftung auf deutschem Boden nicht bloß mir selbst, sondern auch der Partei arge Unannehmlichkeiten bereiten, und so hatte ich neben anderen Vorsichtsmaßregeln auch die getroffen, mich mit einem falschen Paß zu versehen. In Kopenhagen nun wohnte ich mit Auer, Grillenberger und noch vier anderen Genossen in einem bescheidenen Gasthaus in der Vesterbro Gade, dessen Wirt der Sozialdemokratie angehörte. Wir schliefen unser sieben in zwei ineinandergehenden Zimmern, vier in dem ersten und drei, darunter ich, im zweiten Zimmer. Am Morgen des verhängnisvollen Tages nun ward ich durch Pochen an der Haupttür aus dem Schlaf geweckt und war bald darauf Ohrenzeuge folgenden Gesprächs:

Polizeikommissar (am ersten Bett): „Wie heiße Sie?" Auer: „Ignaz Auer." Polizeikommissar: „Habe Sie sich in diese Liste eingesźriebe?" Auer: „Ja." Polizeikommissar: „Aber hier steht kein Auer. Welchen Name habe Sie gesźriebe?" Auer: „Johannes Sörensen." Polizeikommissar: „Warum habe Sie eine falsche Name gesźriebe?" Auer: „Weil nicht jeder wissen soll, daß ich hier bin." Polizeikommissar: „Sie habe hier eine Kongreß?" Auer: „Ich bin mit Freunden hier." Polizeikommissar: „Ja, Sie halten aber eine Kongreß ab." Auer: „Nennen Sie es, wie Sie wollen." — (Der Polizeikommissar schrieb verschiedenes in sein Buch ein, trat dann an das zweite Bett heran, in dem Karl Grillenberger lag, und stellte die gleichen Fragen.)

Polizeikommissar (am zweiten Bett): „Wie heiße Sie?" Grillenberger: „Karl Grillenberger." Polizeikommissar: „Mit welche Name stehe Sie in diese Liste?" Grillenberger: „Olaf Petersen."

Und so ging es weiter. Alle von uns, die aus Deutschland gekommen waren, hatten sich mit dänischen Namen in die Liste des Gasthauses eingetragen. Und so gab es an sechs unserer Betten jedesmal die gleiche Unterhaltung. Zuletzt trat der Kommissar an mein Bett, da aber erfuhr er ein anderes.

„Wie heiße Sie?" Ich: „Conrad Conzett." Kommissar: „Mit welche Name stehe Sie hier eingeszriebe?" Ich: „Mit meinem Namen." Kommissar (überrascht): „Mit Ihre Name?" Ich (sehr würdig): „Jawohl, mit meinem Namen." Kommissar (sieht nach der Liste und findet den Namen. Immer noch mißtrauisch): „Habe Sie Papier szur Legitimassion?" Ich (noch würdiger): „O ja. Bitte, hier." Der Kommissar besichtigte den auf den Namen meines schweizerischen Parteigenossen Conzett lautenden Paß, verglich das Signalement, fand, daß es stimmte — und auf wen stimmen Paßangaben nicht? — und entfernte sich dann mit einer tiefen Verbeugung. Er schien zu denken: „Wenigstens ein ordentlicher Mensch unter der Gesellschaft." Und dabei hatte gerade ich ihn hinters Licht geführt.

Zum Glück habe ich in bezug auf Paßschwindel illustre Vorgänger. Als in den Reaktionsjahren nach 1848/49 Preußens Minister Manteuffel eines Tages von Hamburg nach London fuhr, stieß er beim Promenieren an Deck des Schiffs auf den als Steuerverweigerer damals im Exil lebenden Lothar Bucher. Es war unmöglich, eine kurze Unterhaltung zu umgehen. „Wie kommen Sie denn hierher?" fragte der Allmächtige Preußens den landesflüchtigen Staatsverbrecher. „Ich war

auf etliche Tage zum Besuch in der Heimat", erhielt er zur Antwort. „Was? in Preußen?" „Gewiß, in Preußen", gab Bucher zurück. „Wie sind Sie denn da hineingekommen, wo Sie doch keinen Paß haben?" Denn in Preußen galt damals noch die Paßpflicht. „Ich keinen Paß? Selbstverständlich hatte ich einen Paß. Sie haben ja selbst dafür gesorgt, daß ich einen Paß bekam." „Wieso?" „Das will ich Ihnen sagen. Dank Ihren weisen Paßvorschriften kann ich in London für eine englische Krone (5 Schillinge) jeden preußischen Paß kaufen, wie ich ihn brauche." In der Tat ward die ganze Zeit über, wo jeder aus dem Lande heraus oder ins Land hinein Reisende einen Paß haben mußte, von Deutschen in London ein schwunghafter Handel mit Pässen betrieben. Die Vorschrift war eine Belästigung für das harmlose Publikum, hat aber schwerlich auch nur einen einzigen politischen oder gemeinen Verbrecher verhindert, die Landesgrenzen zu überschreiten. Das Geheimnis, Signalemente so auszustellen, daß sie nur auf eine bestimmte Person paßten, hat noch kein Mensch ausgefunden. Conrad Conzett war größer und breiter als ich und hatte auch ganz andere Gesichtszüge, und doch schien dem dänischen Polizeikommissar seine Personalbeschreibung auf mich zu passen.

Die dänische Polizeibehörde benahm sich im übrigen unserem Kongreß gegenüber ziemlich anständig. Sie erbat sich nur die Zusicherung, daß wir von jeder Agitation in Dänemark Abstand nehmen würden, und ließ uns sonst unbehelligt bis zu Ende tagen. Indes drang nun die Kunde vom Kongreß in Kopenhagen doch nach Berlin, und der dortige Polizeirat Krüger, in dessen Händen die Fäden der Spitzelei ganz Deutschlands zusammenliefen, reiste jetzt spornstreichs selbst nach Kopenhagen, jedoch vergeblich. Als er kam, war das Nest schon leer. Erreicht wurde nur, daß sechs der heimreisenden Kongreß-

teilnehmer, darunter die Reichstagsabgeordneten Georg von Vollmar, Louis Viereck, Karl Ulrich und Karl Frohme in Kiel, und tags darauf noch Ignaz Auer, August Bebel und Heinrich Dietz in Neumünster angehalten und polizeilich verhört wurden, um dann später, als sich nach langem Suchen endlich eine hierzu bereite Strafkammer fand, unter der Anklage des Geheimbunds prozessiert zu werden, was sechs von ihnen auf neun und drei auf sechs Monate ins Gefängnis brachte.

Mir ging es besser. Mit Auer, Bebel, Dietz und Richard Fischer war ich zwei Tage nach Kongreßschluß nach Korsör an der Westküste der Insel Seeland gefahren, wo wir dem Kongreßprotokoll die für die Veröffentlichung geeignete Form geben wollten. Wir waren in einem passablen Hotel abgestiegen und hatten eben an einem größeren Tisch Platz genommen, als ein Kellner mit einem Telegramm in der Hand an uns herantrat und uns fragte, ob es an einen von uns gerichtet sei. Es war nämlich sehr lakonisch adressiert: „Eduard Bernstein, Korsör." Ich hatte mich in die Hotelliste als Conzett eingeschrieben; aber ohne mich zu besinnen, erklärte ich, das Telegramm sei für mich bestimmt, griff zu und eröffnete es. Es war auch in die richtigen Hände geraten. Kiel war sein Aufgabeort, und im übrigen enthielt es nur die drei Worte, die vielsagend genug waren: „Vorsicht, nichts mitnehmen." Natürlich wußten wir sofort Bescheid. In Kiel war irgend etwas passiert, was erkennen ließ, daß die Grenze nicht sauber war. Es durfte somit auf keinen Fall das Protokoll und sonstiges Schriftliche vom Kongreß in der Tasche jemandes von uns mit über die Grenze genommen werden. Weiter aber erklärte Bebel, und wir anderen stimmten ohne Einwand zu, daß ich nun unter keinen Umständen über Deutschland reisen dürfe, sondern auf dem Umwege über England und Frank-

reich in die Schweiz zurückkehren müsse. Es war mir das nicht gerade unangenehm, da der Umweg über London mir ermöglicht hätte, dort Friedrich Engels aufzusuchen, der damals eine ziemlich lebhafte Korrespondenz mit mir unterhielt. Indes sollte es anders kommen.

Noch am gleichen Abend fuhr ich wieder nach Kopenhagen zurück und fand dort in einer Abendzeitung die Meldung, daß die Reichstagsabgeordneten Vollmar und Frohme mit einigen anderen Sozialdemokraten auf der Heimreise von einem sozialistischen Kongreß in Kiel verhaftet worden seien. So suchte ich denn am nächsten Morgen sofort meine dänischen Parteigenossen auf, befragte sie über den schnellsten Weg nach England und fuhr auf den Rat eines von ihnen am übernächsten Tag quer durch ganz Dänemark an die Westküste Jütlands, um von dem neugebildeten Hafenort Esbjerg aus nach Harwich zu gelangen. Mein Ratgeber hatte sich aber in der Liste versehen. Ich fand in Esbjerg kein Schiff vor, das Passagiere für England nahm, und hätte fünf Tage warten müssen, um auf dem angegebenen Weg reisen zu können. Dazu konnte ich mich jedoch um so weniger entschließen, als in dem Gasthaus, wo ich abgestiegen war, kein Mensch eine der mir geläufigen Sprachen sprach. So durchquerte ich tags darauf Jütland noch einmal, hielt mich in Fridericia am Kleinen Belt zwölf Stunden auf und bin dann doch über Deutschland heimgekehrt, da, wie ich im letzten Augenblick richtig kalkulierte, inzwischen die Grenze für mich wieder passierbar geworden war. Kein Polizist, wohl aber Freund August Bebel hat mich auf dieser Rückfahrt „überrascht". Er klopfte mir, als ich in Hamburg auf den Zug wartete, mit den Worten auf die Schulter: „Im Namen des Gesetzes".

In bezug auf „Völker zu Hause" war meine Reise ziemlich

unfruchtbar geblieben. Immerhin hatte ich Gelegenheit gehabt, Dänemarks schöne Hauptstadt einigermaßen kennen zu lernen, und habe, wie bemerkt, einen halben Tag in der befestigten Kleinstadt Friedericia zugebracht. Kopenhagen gefiel mir recht gut, doch fehlte mir die seelische Ruhe, seinen schönen Museen und Gebäuden völlig gerecht zu werden. Mein ganzes Sinnen und Trachten ging damals in der politischen Bewegung auf, und es lag mir mehr daran, mit den verschiedenen Gesinnungsgenossen aus Deutschland, die ich sonst nicht zu sehen bekam, in Gesprächen über die heimischen Verhältnisse mich zu ergehen, als mich in das Studium von Werken der bildenden Künste zu vertiefen, die Kopenhagen in so großer Zahl aufweist. Am Tage nach Schluß des Kongresses führten uns dänische Freunde im Schloß Rosenberg herum, seine Säle und Kostbarkeiten machten aber auf mich mehr den Eindruck von Kuriositäten, als daß sie mich hätten für einen geplanten Besuch des Thorwaldsen-Museums entschädigen können, zu dem ich nun nicht mehr die Zeit fand. Ebenso lernte ich die Bewohner Kopenhagens zu oberflächlich kennen, um über sie mehr als allgemein Bekanntes sagen zu können. An einem der Tage war ich bei dem Mann zu Gast, den meine dänischen Gesinnungsgenossen damals als ihren ersten Führer betrachteten und mir als „unsern Bebel" bezeichneten. Es war dies der sozialistische Schneidermeister P. Holm, ein freundlicher Mann mit intelligentem Gesichtsausdruck, der aber in der Unterhaltung wenig von der Schärfe Bebels merken ließ, mehr klug als überragend begabt zu sein schien. Kaum mittelgroß und von etwas rundlicher Statur hatte er wenig vom Skandinavier an sich. Indes fehlte es unter den dänischen Sozialisten, mit denen wir in Beziehung traten, auch nicht an echten Nordlandsgestalten.

*

Der Prozeß gegen die neun abgefaßten deutschen Teilnehmer am Kopenhagener Kongreß fand am 4. August 1886 vor dem Landgericht Freiberg mit der Verurteilung der Angeklagten zu den schon erwähnten Strafen seinen Abschluß. Nur mit Mühe und unter Mitwirkung des Reichsgerichts war es gelungen, Rechtserklärungen zu konstruieren, auf die sich eine Verurteilung begründen ließ. Daß eine Zusammenkunft im Ausland allein noch nicht das Delikt des strafbaren Geheimbunds bilde, hatte auch das Reichsgericht anerkennen müssen. Es könnten jedoch, hatte es ausgeführt, konkludente Handlungen, die nicht in der bloßen Zusammenkunft lägen, die Strafbarkeit begründen, und eine konkludente Handlung solcher Art ward darin gefunden, daß ein Vertreter des in Deutschland verbotenen „Sozialdemokrat" über dessen Verbreitung und Finanzen dem Kongreß Bericht erstattet hatte. War aber auf diese Weise eine Verurteilung zustande gebracht worden, so hatte man mit ihrer Begründung zugleich, ohne es zu wissen, der Sozialdemokratie eine Anweisung gegeben, wie sie es in Zukunft anzustellen habe, um einen Kongreß im Auslande abzuhalten, ohne sich damit Strafverfolgungen auszusetzen. Als das verurteilende Erkenntnis rechtskräftig geworden war, wurde zunächst die offizielle Verbindung der Partei mit dem Züricher „Sozialdemokrat" gelöst, und nachdem die verurteilten Parteiführer ihre Gefängnisstrafe abgebüßt hatten, ward im August 1887 in deutschen Blättern ein von der Reichstagsfraktion der Partei unterzeichneter Aufruf veröffentlicht, der ohne Umschweife die Parteigenossen im Lande zur Beschickung eines Kongresses einlud, über dessen genauen Zeitpunkt und Versammlungsort bis zu einem bestimmten Tage — den 15. September — den angemeldeten Delegierten rechtzeitig Mitteilung zugeben werde.

Dieser Kongreß, von dem sogar die Tagesordnung und die Namen der Referenten im Einladungsaufruf bekannt gegeben wurden, fand wiederum in der Schweiz statt. Er trat am 3. Oktober 1887 im Saal der Brauerei Schönenwegen bei St. Gallen zusammen. Obwohl er erheblich stärker beschickt war als die vorhergegangenen zwei Kongresse, erfuhr auch diesmal die deutsche Polizei den Ort des Zusammentritts erst, nachdem der Kongreß schon seine Tagung begonnen hatte. Und auch das zuerst durch die sozialdemokratische Berichterstattung selbst. Denn nun wurden von Kongreß wegen der Presse laufende Berichte über den Gang der Verhandlungen übermittelt. Ferner wohnten Mitglieder der schweizerischen Sozialdemokratie, die angesehene Stellen bekleideten, den Verhandlungen bei, so daß sich eine Anklage, er habe als Geheimbund getagt, nicht hätte begründen lassen. Vom Züricher „Sozialdemokrat" ward auf ihm kein Wort gesprochen. Er beschäftigte sich nur mit allgemeinen Fragen der Politik und Sozialpolitik, dies allerdings unter erneuter Betonung der scharfen, unbeugsamen Kampfstellung gegen Regierung und herrschende Klassen. Insbesondere kündigte eine von Ignaz Auer begründete Resolution der Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck mit ihrer Pflege der indirekten Steuern sowie aller zu finanziellen Zwecken betriebenen Monopolisierung wichtiger Verbrauchsartikel der großen Masse unerbittliche Gegnerschaft an.

Der wohlgelungene Verlauf des Kongresses machte in der Öffentlichkeit großes Aufsehen. Er war ein Schlag ins Gesicht des Polizeisystems Bismarck-Puttkamer; nicht nur in der Arbeiterschaft, auch bei der Jugend der Intellektuellen gewann die Sozialdemokratie zusehens an moralischem Gewicht. Um den Schlag zu erwidern, ließ Bismarck dem Reichstag die Vorlage eines neuen Strafgesetzes zugehen, die alle bisherigen

Ausnahmegesetze an Verfolgungswut noch übertraf. Nach ihr sollte die Teilnahme an Kongressen im Auslande, welche sozialdemokratischen Bestrebungen dienten, die Teilnahme an geheimen Verbindungen und die „geschäftsmäßige" Verbreitung verbotener Schriften außer mit Gefängnis auch noch mit der mittelalterlichen Maßregel der Landesächtung — der Expatriierung — bestraft werden.

Und diese ungeheuerliche Vorlage, deren Begründung und Strafbestimmungen allen modernen Rechtsbegriffen zuwiderliefen, hatte anscheinend gute Aussicht, Gesetz zu werden. Im Februar 1887 hatten, nachdem der Reichstag wegen der Frage eines neuen Militärseptennats aufgelöst worden war, Neuwahlen stattgefunden, bei denen die angeblich drohende Franzosengefahr mit Aufgebot einer Flut von beispiellos auftragenden Flugblättern ausgespielt worden war. Ein Kartell von Konservativen, Reichsparteilern und Nationalliberalen hatte die Mehrheit erhalten, und diese Kartellparteien standen Bismarck in den meisten Fällen auch für seine politische Gesetzgebung willig zur Verfügung. Es sah einen Augenblick so aus, als sollte sich wirklich für die Expatriierungs-Vorlage eine Mehrheit finden.

Da half der Sozialdemokratie ein Glücksfall einen Gegenschlag führen, der sie vor diesem Ächtungsgesetz bewahrte. Jemand, der Gelegenheit hatte, in die Akten der Berliner Geheimpolizei hineinzublicken, spielte dem Abgeordneten Singer eine Liste von Agenten der politischen Polizei in die Hand. Die Liste wanderte nach Zürich, sie wurde zur Überrumpelung einiger der auf ihr bezeichneten Personen benutzt, die Betreffenden bekannten in der Verblüffung mehr, als sie sonst wohl gestanden hätten, und Paul Singer konnte bei der ersten Lesung der Vorlage dem Reichstag ein Aktenstück überreichen, welches ein-

wandfrei Beweise dafür erbrachte, daß Agenten der Berliner Polizei in Zürich und Genf, von ihren Auftraggebern förmlich dazu gedrängt, das unsaubere Geschäft der Lockspitzelei betrieben hatten. Das heißt, die Leute hatten selbst zu Gewalttätigkeiten aufgehetzt und Attentate planenden Gewalt-Anarchisten bei ihren Unternehmungen Vorschub geleistet. Bei einem dieser im Solde der Berliner Polizei stehenden Agenten, namens Schröder, hatte die Haussuchung haltende Züricher Polizei eine Kiste Dynamit gefunden, und es war festgestellt worden, daß Schröder einer Konferenz von Anarchisten präsidiert hatte, auf der Attentate beraten wurden, von denen einige tatsächlich zur Ausführung gelangten. Der Eindruck dieser Enthüllungen war so niederschmetternd, sie machten im Publikum so großes Aufsehen, daß der Reichstag sich begnügte, das zu neuer Beratung stehende Sozialistengesetz einfach zu verlängern, indes die Expatriierungsparagraphen gegen eine verschwindende Minderheit abgelehnt wurden. Das geschah im Februar 1888. Der Minister des Ausnahmegesetzes, Puttkamer, der jene Vorlage befürwortet hatte, erlitt eine böse Niederlage. Aber, wie bei einer früheren Gelegenheit, verschaffte er sich und seinen bloßgestellten Polizeiagenten, um mich des von ihm gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, eine „eklatante Genugtuung". Bei jenem Anlaß war Paul Singer, nachdem er einen in Berlin wirkenden Lockspitzel entlarvt hatte, aus Berlin ausgewiesen und dadurch genötigt worden, aus seiner von ihm begründeten Firma auszutreten. Jetzt verfügte, zwei Monate nach der geschilderten Bloßlegung der Puttkamerschen Spitzelwirtschaft, im April 1888 der Bundesrat der Eidgenossenschaft die Ausweisung des Redakteurs (meiner Wenigkeit), des Geschäftsführers und Expedienten (Julius Motteler), des Verlagsleiters (Hermann Schlüter) und des Druckereileiters (Leonhard Tauscher) des

Züricher „Sozialdemokrat" aus der Schweiz. Gegenüber der sofort von Schweizer Bürgern erhobenen Beschuldigung, er habe einem von Berlin ausgeübten Druck nachgegeben, legte der Bundesrat feierliche Verwahrung ein und erklärte, nur seiner eigenen, wohlüberlegten Eingebung gefolgt zu sein, und soweit das offizielle Verfahren in Betracht kommt, wird das wohl stimmen. Es gibt viele Wege, eine gewünschte Handlung zu suggerieren. Der „Sozialdemokrat", der nun wöchentlich in einer Auflage von nahezu 12000 Exemplaren ins Reich wanderte, hatte sich dem System Bismarck-Puttkamer sehr unbequem gemacht und indirekt wohl auch dem Bundesrat der Schweiz manche Unannehmlichkeit bereitet. Da war es für Mittelspersonen nicht allzuschwer, durch Andeutungen hinsichtlich des Mißvergnügens darüber, daß die Schweiz sich zum „Brutnest reichsfeindlicher Umtriebe" hergebe, in Bundesratskreisen jene Stimmung zu erzeugen, in der es keiner bestimmten Drohung bedurfte, um jene Maßregel herbeizuführen. So plump, wie Bismarck es einige Jahre früher Belgien gegenüber gemacht hatte, als er dieses zur Einführung eines neuen Strafgesetzparagraphen — des sogenannten Kesselflickergesetzes — veranlaßte, war man diesmals jedenfalls nicht vorgegangen. Und so mag es dahingestellt bleiben, welche Erwägungen den damaligen Schweizer Bundesrat leiteten, als er den besten Überlieferungen der Schweiz entgegen uns den Laufpaß erteilte. Verschiedentlich ward davon gesprochen, daß Befürchtungen hinsichtlich etwaiger Schwierigkeiten beim Verhandeln über einen nötig gewordenen neuen deutsch-schweizerischen Handelsvertrag nicht ohne Einfluß auf den Entschluß des Bundesrats gewesen seien.

Wie dem aber auch sei, bemerkenswert ist, daß gerade dasjenige Mitglied des Bundesrates, dem das Dezernat über die

eidgenössische Polizei unterstand, der gut demokratische Waadtländer Louis Ruchonnet, aus Anlaß des Ausweisungsbeschlusses ziemlich demonstrativ dies Dezernat abgab. Ebenso legte das Mitglied des Züricher Regierungsrats, dem das Dezernat der Polizei des Kantons Zürich unterstand, der feingebildete, als Sozialpolitiker der Schule Friedrich Albert Langes zugehörende Regierungsrat Stößel unmittelbar nach unserer Ausweisung dies Dezernat nieder und ließ sich dafür das Erziehungswesen übertragen. Und schließlich hatte auch der Chef der Polizei der Stadt Zürich, der Polizeihauptmann Fischer, uns unzweideutige Beweise geliefert, daß er nicht dem deutschen Spitzelwesen, wohl aber unserem Kampf gegen dasselbe seine volle Sympathie schenkte. Wir waren also in der gewiß eigentümlichen Lage, gegen den bestimmten Willen der Polizeihäupter von Bund, Kanton und Stadt aus der Schweiz ausgewiesen zu sein.

Überhaupt empörte sich das demokratische Empfinden des Schweizervolkes stark gegen unsere Ausweisung. Im Nationalrat griff unter anderen Theodor Curti sie in einer trefflichen politischen Rede an, die viel Eindruck machte und dann als Flugschrift veröffentlicht wurde. In einer in Zürich veranstalteten großen Protestversammlung zog neben bekannten Wortführern der schweizerischen Sozialdemokratie der Professor der Naturgeschichte Arnold Dodel-Port in leidenschaftlicher Erregung gegen den Bundesrat zu Felde. Auch an Bezeugungen persönlicher Sympathie fehlte es uns nicht. Selbst der Bundesrat tat das Seinige, uns die Maßregel möglichst erträglich zu machen. Er bewilligte uns aus freien Stücken eine Frist von vier Wochen zur Regelung unserer geschäftlichen Angelegenheiten und ließ durch Zwischenpersonen bei uns anfragen, ob wir für unsere Übersiedelung finanzielle Hilfe

brauchten, was wir selbstverständlich dankend ablehnten. Wir veröffentlichten im „Sozialdemokrat" einen längeren Aufruf, worin wir uns dagegen verwahrten, der Schweiz wissentlich Schwierigkeiten bereitet zu haben, sowie ausführten, daß wir die wahren Urheber unserer Ausweisung nicht in Bern, sondern in Berlin suchten und von der Schweiz, in der wir solange ein Asyl gefunden, ohne Bitterkeit Abschied nähmen.

Gewiß hatten wir uns, von der Herausgabe und Hinüberschmuggelung des „Sozialdemokrat" abgesehen, die ja in das Gebiet der Ausübung freier Presse entfallen, keine Handlung zu schulden kommen lassen, die man als irgendwie kompromittierlich hätte bezeichnen können. Die Sprache des „Sozialdemokrat" war allerdings zuweilen sehr frei gewesen, aber sie ging nicht über das hinaus, was sich zu ihrer Zeit die bürgerliche Demokratie im Exil geleistet hatte. Ich wies das, als Vorboten der drohenden Ausweisung an mich gelangt waren, mit möglichst unverfänglicher Einleitung im Feuilleton des „Sozialdemokrat" an der Hand von Auszügen aus der vor- und nachachtundvierziger Literatur des bürgerlichen Radikalismus nach, die aber, scheint es, in Bern als Verhöhnung aufgefaßt wurden. Was jedoch ganz besonders gegen uns verschnupft hatte, war ein Kampfblatt, das wir zur Zeit der Wahlen von 1887 als Gegenwaffe gegen die mit dem Franzosenschrecken arbeitende Literatur des Bismarck-Kartells unter dem Titel „Der rote Teufel" herausgegeben hatten. Auf tief rotem Papier gedruckt, ließ dieses Blatt, dessen Titel der seinerzeit von den Gegnern des zweiten Kaiserreichs in Frankreich, Edouard Lockroy und Genossen, herausgegebene „Diable à Quatre" angeregt hatte, und zu dem uns dichterisch begabte Genossen im Reich pointierte Beiträge in poetischer Form geliefert hatten, es an bissigen Ausfällen auf die Spitzen der Reichsregierung

nicht fehlen, und daß einige davon des Guten — oder Bösen — darin etwas zu viel taten, soll nicht bestritten werden. Nur darf man nicht vergessen, daß der „Sozialdemokrat" und fast alles, was der Verlag sonst noch herausgab, notgedrungen in konzentrierter Form Ausdruck der Entrüstung war, die sich der Anhänger einer unter Ausnahmebestimmungen gehaltenen Partei immer wieder von neuem bemächtigte.

Die Ausweisung stellte uns vor die Frage, ob der „Sozialdemokrat" unter Leitung von Schweizer Bürgern in Zürich weitererscheinen oder mit uns Ausgewiesenen nach London übersiedeln solle, wohin wir uns zunächst wenden wollten. Nach eingehender Beratung ward das letzte beschlossen.

So nahte der Tag der Abreise, der 12. Mai 1888 heran. Die Züricher Arbeiterschaft ließ es sich nicht nehmen, den Ausgewiesenen zum Schluß noch demonstrativ ihre Sympathie zu bekunden. Der weite Bahnhofplatz war zur angegebenen Stunde mit Menschen übersät, ebenso waren die Wege entlang der Bahn und die Übergänge über den Bahnkörper dicht mit Menschen besetzt. Den Ausgewiesenen wurden große Kränze mit roten Schleifen und sinngemäßen Inschriften sowie geschmackvolle Blumensträuße überreicht, und wo sie erschienen, wurden ihnen laute Hochs und immer von neuem „Auf Wiedersehen!" zugerufen. War dies schon geeignet, uns hartgesottene Sünder wehmütig zu stimmen, so tat auch der Himmel das seinige, uns den Abschied von Zürich schwer zu machen. Es war ein wundervoller Maitag, in herrlichster Beleuchtung erglänzte der mir so vertraut gewordene Zürichsee, die Berge der Umgebung lagen klar mit ihrem vielfach abgetönten Grün und ihren abwechslungsreichen Umrissen vor uns, hinten leuchteten die schneebedeckten Spitzen der Alpen der inneren Schweiz, die üppigen Wiesen prangten in frischen Farben —

alles, Menschen wie Natur, zeigte sich uns von der freundlichsten Seite. Und das sollten wir nun — wer wußte, auf wie lange? — verlassen. Mir hat die Natur die Gabe des Weinenkönnens versagt, aber als der Zug aus dem Bahnhof Zürich herausfuhr, standen mir doch Tränen in den Augen. Zürich war mir eine zweite Heimat geworden, meine Vizeheimat, wie ich gern sagte. Alles, was es darbot, seine geistigen Anregungen, sein interessantes, von alten und neuen Zeiten erzählendes Straßenbild, seine vielen Naturreize, die Nähe der Alpen und die Genüsse des Sees hatte ich — ich darf es sagen — immer wieder mit dem Gefühl großer Erkenntlichkeit genossen, ich hatte viele liebe Freunde dort gewonnen und die Eigenart seiner Bevölkerung verstehen und schätzen gelernt. Man schilt die Schweizer als erwerbsüchtig und dem Kultus des Geldes ergeben. Ich habe sie in dieser Hinsicht von nicht wesentlich anderer Gesinnungsart gefunden, als die Menschen in allen Ländern kapitalistischer Entwicklung, sie geben sich nur manchmal darin etwas urwüchsiger oder, wenn man will, ungeschickter. In Karl Marxs „Herr Vogt" wird irgendwo von einem Schweizer Bauern erzählt, daß er bei der Kunde von dem unglücklichen Ausgang der badisch-pfälzischen Erhebung in die Worte ausgebrochen sei: „Da wollt' ich doch lieber, daß unserm Herrgott sein bestes paar Kühe verreckte", und der Erzähler bemerkt dazu wohlwollend, die eigenen Kühe mochte der gute Landmann nicht gerne opfern, aber es sei doch recht hübsch von ihm gewesen, wenigstens des Herrgotts Kühe für die Revolution preiszugeben. Ganz im Geiste dieser Erzählung wollte mein Züricher Hauswirt, ein ehrsamer Handwerksmeister, als ich durch „höhere Gewalt" verhindert wurde, meinen mit ihm abgeschlossenen Mietsvertrag zu Ende abzuwohnen, von der noch nicht abgelaufenen Miete nichts ab-

lassen. Als ich aber dann am Tage der Abreise sein Haus verließ, da schüttelte auch er in der Haustür mir gerührt die Hand und brach in Schluchzen aus. Honni soit qui mal y pense. Man muß nicht viel von den Menschen verlangen, wenn man sie lieben will, sagt Diderot, und ich habe es in diesem Punkt mein Leben lang mit dem Verfasser von „Rameaus Neffe" gehalten.

Auf der Station Baden im Aargau nahm der Polizeihauptmann Fischer von Zürich in unserem Wagenabteil Platz. Er hatte vom Bundesrat die Weisung erhalten, uns bis an die Schweizer Grenze zu geleiten, und es für taktvoll gehalten, nicht gleich in Zürich, wo ein jeder ihn kannte, sich zu uns zu gesellen. Auch war er in Zivil. Wir erkannten diese Rücksichtnahme gebührend an und gingen mit ihm eine zwanglose Unterhaltung ein. Unsere Fahrt führte, da wir deutsches Gebiet meiden mußten, über Olten, Delémont, Delle nach Frankreich „hinein". Zwei bis drei Tage gedachten wir in Paris zuzubringen, wo wir politische Freunde aufsuchen wollten, und dann sollte es heißen: Auf nach der Themsestadt! Sie war mir nicht völlig unbekannt, aber sie hatte mir noch wenig Anheimelndes offenbart, dagegen hatte ich allerhand Ungünstiges über Land und Leute vernommen. So überschlich mich denn jedesmal ein leises Grauen, wenn ich an den bevorstehenden Wechsel vom traulich heiteren Zürich in das unheimlich große, düstere London dachte. Undenkbar vor allem war mir, daß ich mich noch einmal an einem Ort würde wohlfühlen können, der dem Bewohner kein fließendes Wasser bot, sich auf und in ihm zu tummeln. Und trotzdem ist es so gekommen.

VII.

In London

Als ich im Frühjahr 1888 durch meine Ausweisung aus der Schweiz genötigt wurde, mit meinen Kollegen vom Stabe des „Sozialdemokrat" nach London zu übersiedeln, war mir dieses, wie im vorigen Abschnitt bemerkt, nicht völlig unbekannt. Dreimal hatte ich schon vorher die Riesenstadt an der Themse besucht. Indes war mein Aufenthalt jedesmal nur ein kurzer gewesen und von mir zu ganz anderen Zwecken ausgenutzt worden, als den Ort und seine Bewohner zu studieren. Von beiden hatte ich nur erst flüchtige Eindrücke erhalten. Um so stärker war der Eindruck, den ich von den bedeutenden Menschen empfing, mit denen diese früheren Reisen mich zusammengeführt hatten.

Zum ersten Male suchte ich London Ende November 1880 im Verein mit meinem Parteigenossen und Freunde August Bebel auf. Es war dies die Reise zu Karl Marx und Friedrich Engels, die Bebel im dritten Band seiner Lebenserinnerungen unter dem Titel „Der Kanossagang nach London" schildert. Auch ich habe irgendwo schon einiges über sie geschrieben, laufe also Gefahr, im nachfolgenden mich hier und dort zu wiederholen.

Der Zweck der Reise war, eine Verständigung mit den beiden geistigen Vätern der deutschen Sozialdemokratie zu suchen, die über bestimmte, mit der im Sommer 1879 erfolgten Gründung des Zürcher „Sozialdemokrat" verbundene

Vorkommnisse erbittert waren und gegen die Zürcher Gruppe des „Sozialdemokrat", der auch ich angehörte, großes Mißtrauen empfanden. Gegen mich war der Mißmut der beiden Alten besonders stark; kein Mitglied der Gruppe hatte aber so sehr das Bedürfnis, mit den Verfassern des „Kommunistischen Manifestes" sich auf guten Fuß zu stellen, als gerade ich. Um so größer meine Freude, als unser Freund Karl Höchberg sich bereit erklärte, die finanziellen Kosten eines erneuten Versuchs der Aussöhnung mit den Londonern auf sich zu nehmen.

Bebel und ich trafen uns in Calais. Er kam von Deutschland über Brüssel, ich aus der Schweiz über Lyon, wo ich im Auftrage Höchbergs dem französischen Sozialisten Benoît Malon einen eintägigen Besuch abgestattet hatte. Keiner von uns beiden hatte bis dahin eine Seefahrt gemacht, und unsere Unterhaltung drehte sich zunächst darum, wie wir die Fahrt über den Kanal bestehen würden. „Ich denke, ich werde ohne die Seekrankheit davonkommen", meinte der stets zum Optimismus geneigte Bebel. „Ich kriege sie sicher", antwortete ich, denn ich hatte eine schlaflose Nacht in einem nicht zu bequemen Eisenbahnwagen hinter mir. Es kam jedoch umgekehrt. Mit dem Gefühle eines Delinquenten, dessen der Strick des Henkers wartet, betrat ich das Dampfboot, das uns von Calais nach Dover bringen sollte. Da ich gehört oder gelesen hatte, daß man der Seekrankheit am ehesten entgehe, wenn man auf Deck des Schiffes bleibt, suchte ich mir ziemlich vorn auf dem Deck eine Ecke aus, stellte mich dort hin und harrte nun mit einer guten Dosis Fatalismus meines Schicksals.

Das Wetter war sehr stürmisch, und das nur mäßig große Boot wurde vom Wind hin und her geworfen. Aufschäumende

Wellen setzten immer wieder das Vorderteil des Decks unter Wasser und bespritzten mich von Kopf bis zu Fuß. Sehr bald verschwand Bebel, der sich in meiner Nähe aufgehalten, mit den Worten: „Mir wird schlecht", ebenso verschwanden andere Passagiere, und schließlich zog sich selbst der auf Deck bedienende Matrose mit den verräterischen Anzeichen der Seekrankheit zurück. Auch mir war nichts weniger als wohl zumute, aber ich verlegte mich dem Unheil gegenüber auf den passiven Widerstand und bewegte mich nicht von der Stelle, entschlossen, nur dem äußersten Zwang nachzugeben. Ein paarmal glaubte ich wirklich, der verhängnisvolle Zeitpunkt sei gekommen, es ging aber jedesmal wieder vorüber, und als die Krise den Höhepunkt erreicht zu haben schien, ließ plötzlich das heftige Werfen nach, das Schiff fuhr ruhiger seinen Kurs, und der Ruf „Dover" drang an mein Ohr. Nun kamen auch die Passagiere einer nach dem anderen zum Vorschein, zuletzt Bebel, dem es sehr arg ergangen war und der eine ziemliche Stunde brauchte, bis er sich völlig von der Strapaze erholte. Er war so matt ans Ufer gekommen, daß er sogar die Tasse Kaffee zurückwies, die ich ihm zur Stärkung anbot, und verhielt sich im Eisenbahnwagen zunächst ganz apathisch. Erst als wir Canterbury schon hinter uns hatten, deutete er mir mit einem Blick an, daß zwei junge Damen, die unsere Coupégenossinnen waren — halbflügge Engländerinnen, die von einer Pensionsschule in Frankreich zurückkehrten —, doch sehr hübsch seien. „Na," dachte ich, „wenn du schon dafür Augen hast, dann ist es überwunden", und zehn Minuten später waren wir auch richtig wieder in lebhaftem Gespräche.

In London wurden wir von einem Parteifreund, der mich von der Bahn abholte, in ein kleines Hotel im Soho-Viertel

gebracht, das viele Deutsche beherbergte, und am folgenden Morgen machten wir uns nach Regents Park Road 122, der Wohnung von Friedrich Engels, auf. Mit Hilfe eines Baedeker und des bißchen Englisch, das ich mir durch Selbstunterricht angeeignet hatte, glaubte ich mir ohne Cab helfen zu können. Aber ganz einfach war die Sache nicht. Meine erste Entdeckung war, daß die Engländer ihre Sprache nicht richtig aussprachen. Will sagen nicht so, wie ich sie mir einstudiert hatte. Ich verstand keinen der Schutzleute, an die ich mich mit Fragen ob des Weges wandte. Zu meiner Entschuldigung kann ich bemerken, daß die Leute wahrscheinlich die Vokale nach der Weise der unteren Volksschichten Londons, der Cockney, aussprachen, was dem Neuling das Verstehen allerdings sehr erschwert. Zum Glück war ich wenigstens der Richtung meines Weges sicher, und nach Überwindung etlicher Schwierigkeiten brachte ich Bebel vor das Engelssche Haus und wollte zunächst wieder umkehren, da wohl Bebel, nicht aber ich zu Engels eingeladen war, und ich daher abzuwarten gedachte, bis die Einladung auf mich ausgedehnt werden würde. Aber Engels trat gerade aus dem Haus, als ich mich von Bebel verabschieden wollte, und nötigte nun auch mich sofort zu sich herauf.

Oben ging sehr bald die politische Unterhaltung los und nahm wiederholt einen sehr lebhaften Charakter an. Das stürmische Engelssche Temperament, hinter dem sich ein so wahrhaft edles Gemüt und viel Güte barg, offenbarte sich uns ebenso rückhaltlos wie des geborenen Rheinländers fröhliche Lebensauffassung. „Trinken Sie, junger Mann", mit diesen Worten füllte er mitten im heftigsten Disput mein Glas immer wieder mit Bordeauxwein an, den er stets im Hause hatte.

Engels hatte in jenen Tagen gerade das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt und überraschte uns durch seine große geistige und körperliche Frische. Der hochgeschossene und schlanke Mann lief rascheren Schrittes als selbst der Jüngste von uns durch die langgezogenen Straßen Londons. Mit ihm bei unseren gemeinsamen Gängen Schritt zu halten, war keine ganz leichte Aufgabe. Sie ist mir indes leichter geworden als das Schritthalten beim Glase Wein.

Den Gegenstand unseres Streites bildeten Fragen der politischen Haltung der deutschen Sozialdemokratie unter dem zwei Jahre vorher verkündeten Bismarckischen Ausnahmegesetz und der theoretischen wie politischen Haltung des Zürcher „Sozialdemokrat". Es fiel Bebel nicht schwer, Engels zu überzeugen, daß dieses Blatt, das damals noch Georg von Vollmar zum Redakteur hatte, jedenfalls eine sehr viel entschiedenere und grundsätzlichere Haltung beobachtete als viele Führer der Partei in Deutschland, und daß die innere Verfassung dieser bei weitem nicht so günstig beschaffen war, als andere sie den beiden „Alten" geschildert hatten.

Wir mochten wohl eine gute Stunde disputiert haben, als Engels plötzlich erklärte: „Jetzt ist es Zeit, zu Marx zu gehen." Wir zogen unsere Röcke an und verließen mit ihm das Haus. Ich wollte mich verabschieden, da rief mir Engels zu: „Nein, nein, kommen Sie nur gleich mit zum Mohr." „Zum Mohr?" sagte ich, „wer ist denn das?" „Nun, der Marx", gab Engels in einem Ton zurück, als verstünde es sich von selbst, daß wir das wüßten. Mohr war der Spitzname, den Marxens Kinder ihrem Vater einst in Hinblick auf dessen pechschwarzes — mittlerweile aber schon weiß gewordenes — Haar und gelbliche Hautfarbe beigelegt hatten. Der „Mohr" wohnte in nächster Nähe von Engels, nämlich

in Maitland Park Road, einer Nebenstraße der nach dem schönen Vorort Hampstead zu aufsteigenden Straße Haverstock Hill.

Engels wie Marx wohnten jeder in einem der Einfamilienhäuser, die den Normaltypus der Wohnhäuser Londons bildeten und in etwas anderer Bauart noch heute bilden. Für eine bürgerliche Familie, die 40 Pfund und darüber jährlich für Miete ausgeben konnte, gab es damals, von den eigentlichen Villen abgesehen, Wohnhäuser, die aus vier bis fünf Stockwerken bestanden: dem Keller oder Halbkeller — Basement genannt —, der die Küche, ein Zimmer und kleinere wirtschaftliche Nebenräume umfaßte, dem Erdgeschoß mit Eintrittsflur und zwei Zimmern, Vorder- und Hinterparlour genannt, dem ersten Stock mit dem größten Zimmer des Hauses, das in der Regel als das Gesellschaftszimmer dient, von Engels aber als Bibliotheks- und Arbeitszimmer benutzt wurde, nebst kleinerem Nebenraum, und den je zwei oder drei Schlafzimmer und kleinere Rumpelkammern enthaltenden oberen Stockwerken.

Diese Häuser sind sehr viel höher als breit, die billigeren von ihnen schmal emporstrebende Gebäude, die gewöhnlich in Gruppen von acht, zehn oder zwölf von einem Baumeister nach einem und demselben Schema erbaut wurden, so daß die zu einer solchen Gruppe gehörenden Häuser sich oft äußerlich in nichts voneinander unterschieden. Der sehr kurzsichtige Marx war bei der Rückkehr von einem Ausgang immer in Zweifel, ob er vor seinem Haus oder dem irgendeines Nachbarn stehe, und oft genug merkte er erst am Versagen des Hausschlüssels, daß er sich geirrt hatte. Natürlich verbilligt diese Herstellung nach dem Dutzend die Baukosten sehr und ist einer der Gründe, weshalb man in London Häuser mit

acht bis zehn größeren und kleineren Räumen und einem Gärtchen für einen bedeutend geringeren Mietzins haben kann als in den festländischen Weltstädten.

Wer bisher nur in Etagenhäusern gewohnt hat, empfindet es zunächst als eine arge Belästigung, von Zimmer zu Zimmer über Treppen gehen zu müssen, während es dem Engländer als die selbstverständlichste Sache von der Welt erscheint. Auch hat diese Trennung der Zimmer durch Treppen neben ihren offenbaren Unbequemlichkeiten mancherlei Vorteile. Sehr beliebt ist beim Engländer des unteren Bürgerstandes das Wohnzimmer im Keller oder Halbkeller, meist Frühstückszimmer — „Breakfastroom" — genannt. Von der Küche bequem zu erreichen, im Winter leicht zu erwärmen und im Sommer nicht zu warm, wird es in vielen Familien für alle Mahlzeiten benutzt und ist abends der gemeinsame Aufenthalt aller Familienmitglieder. Es wird auch oft sehr wohnlich ausgestattet, und so macht es auf den an festländische Wohnverhältnisse Gewohnten einen seltsamen Eindruck, wenn er von Leuten, die ein schön eingerichtetes Haus bewohnen, im Keller empfangen und bewirtet wird.

Das Marxsche Haus war kleiner als das Engelssche, und die Räume im Kellergeschoß waren entsprechend einfacher. Trotzdem nahm die Marxsche Familie die Mahlzeiten im Breakfastroom ein, während bei Engels, dessen Kellergeschoß recht weitläufig gebaut war, in einem der Parlours gespeist wurde. Im Kellerzimmer des Marxschen Hauses wurden Bebel und ich an einem der Tage unseres Besuchs an ziemlich umfangreicher und wohlbesetzter Tafel bewirtet.

Marxs Arbeitszimmer lag im ersten Stock des Hauses nach hinten hinaus. Dort wurden wir am ersten Tage unseres Besuches von Marx empfangen. Er begrüßte Bebel überaus

herzlich und trug ihm, wie dies vorher Engels getan, sofort die Brüderschaft an. Auch zu mir verhielt er sich freundlich, und da die Unterhaltung sich zunächst um außerhalb unseres Streits liegende Fragen drehte, verlief sie auch sehr viel gelassener als bei Engels. Obwohl Marx nur zwei Jahre älter war als dieser, machte er doch einen viel älteren Eindruck. Er sprach in dem ruhig abgeklärten Ton eines Patriarchen, ganz entgegengesetzt der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Nach Schilderungen, die allerdings meist von Gegnern herrührten, hatte ich erwartet, einen ziemlich verbissenen und sehr reizbaren alten Herrn kennen zu lernen, und sah mich nun einem Manne mit weißem Haar gegenüber, aus dessen dunklen Augen Freundlichkeit lächelte, und in dessen Worten viel Milde lag. Als ich ein paar Tage später Engels meine Überraschung aussprach, Marx so ganz anders gefunden zu haben, als ich ihn mir gedacht hatte, meinte er: „Nun, der Mohr kann auch jetzt noch ganz gehörig wettern." Was ich bald zu beobachten Gelegenheit haben sollte. Um indes zu keinen irrigen Schlußfolgerungen Anlaß zu geben, will ich hinzusetzen, daß das Objekt des Unwillens das Buch eines Dritten war, auf das wir zu sprechen gekommen waren, und das ich zu verteidigen gesucht hatte.

Die Mission, um derentwillen Bebel und ich nach London gekommen waren, wurde in jeder Hinsicht nach Wunsch erledigt. Bebel, der damals in der vollen Blüte seiner geistigen Kraft stand, entzückte die beiden Alten durch seinen Freimut und die erschöpfende Aufklärung, die er ihnen über die politische Lage in Deutschland und die Verhältnisse der Partei gab, und was mich anbetrifft, so scheinen sie von mir das Bild eines anmaßenden Stubensozialisten gehabt und es daher angenehm empfunden zu haben, daß ihnen statt dessen

ein Mensch zugeführt wurde, der mit Leib und Seele in der praktischen Bewegung steckte, und zu dessen letzten Tugenden Selbstbewußtsein in literarischen Dingen gehörte. In der Tat fiel mir Friedrich Engels eines Tages beinahe um den Hals, als ich mit etwas Scham ihm gestand, obwohl schon dreißig Jahre alt, noch kein Buch geschrieben zu haben. „Was, Sie haben noch kein Buch geschrieben," rief er aus, „das ist ja sehr gut", und er zog vehement über die Art los, wie Leute, die noch nichts Ordentliches gelernt, jetzt in Deutschland Bücher über alles mögliche schrieben. Daß man, wenn man etwas taugt, mit 24 Jahren ein so epochemachendes Buch wie „Die Lage der arbeitenden Klassen Englands" schreiben kann, unterließ ich, dem Verfasser dieses Buches ins Gedächtnis zu rufen.

Unser Aufenthalt in London währte damals eine Woche, eine Zeitspanne, in der man schon mancherlei vom Ort und seinen Bewohnern sehen und beobachten kann. Aber ich ging so vollständig in der sozialistischen Bewegung auf, hing auf unseren Spaziergängen so sehr an den Lippen von Engels, mein Denken und Sinnen war so sehr bei einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Menschen, daß ich von der Riesenstadt selbst und ihren einheimischen Bewohnern nur sehr unbestimmte Eindrücke zurückbehielt. Fast alles, was ich sah, berührte mich fremdartig, aber ich hatte weder die Zeit, noch reichte mein Englisch aus, den Dingen und Menschen näher zu treten. Da Engels sofort Bebel als Gast in sein Haus aufnahm, ich aber in dem kleinen Hotel im Soho-Viertel wohnen blieb, ging mir viel Zeit durch die langen Wege verloren. Denn mir Cabs zu leisten, wäre über den Etat gegangen, den ich mir gesetzt hatte.

Natürlich statteten wir an einem der Tage dem Britischen

Museum einen Besuch ab. Engels zeigte uns den berühmten Stein von Rosette, der so viel dazu geholfen hat, der Entzifferung der Hieroglyphen beizukommen, und erzählte uns dabei als bezeichnend für das hochgradige Selbstgefühl Ferdinand Lassalles, daß dieser, als Marx ihm 1862 den Stein zeigte, in die Worte ausgebrochen sei: „Was meinst du, wenn ich einmal Hieroglyphen studierte, um den Ägyptologen zu imponieren?" Aus den Erinnerungen von Brugsch-Pascha wissen wir jetzt, daß Lassalle sich in der Tat ernsthaft mit dem Gedanken getragen hat, an dieses Studium zu gehen.

Im Marxschen Kreise war man auf Lassalle nicht gut zu sprechen, namentlich auf den weiblichen Teil der Familie Marx scheint er bei seinem Besuch im Sommer 1862 durch sein dandymäßiges Auftreten einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht zu haben, so daß Marx, der ihn sonst scharf genug kritisierte, wiederholt Frau und Töchtern gegenüber seine Verteidigung führte.

Marxs Frau war zur Zeit unseres Besuches schon schwer leidend. Trotzdem verließ sie an dem Tage, wo wir bei ihnen zu Mittag geladen waren, das Krankenlager, um bei Tisch uns die Ehre zu erweisen. Sie brachte in freundlichen Worten, die sich auf unsere Tätigkeit bezogen und dabei Bebels Verdienste gebührend würdigten, Bebels und meine Gesundheit aus, mußte sich aber nach Tisch bald wieder in ihr Krankenzimmer zurückziehen. In ihrem Benehmen verriet sie die feingebildete Frau, ihre Rede war bei aller Wärme frei von Überschwenglichkeiten. Von den Marxschen Töchtern habe ich, obwohl alle drei am Mittagsmahl teilnahmen, damals nur die jüngste, Eleanor, etwas näher kennen gelernt, und später sind meine Frau und ich in ein herzliches Freundschafts-

verhältnis zu ihr getreten. Ihre interessante Persönlichkeit und ihr tragisches Ende mögen es rechtfertigen, wenn ich hierüber gleich hier einiges einflechte.

Eleanor Marx war im Jahre 1880 ein blühendes, junges Mädchen von 24 Jahren, mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Augen des Vaters, einer äußerst wohlklingenden Stimme, ungemein lebhaft und nahm in sehr temperamentvoller Weise an unseren Unterhaltungen über Parteiangelegenheiten teil. Mit viel größerer Hingabe als ihre beiden älteren Schwestern hat denn auch Tussy, wie Eleanor in der Familie und ihrem Freundeskreise gerufen wurde, sich der sozialistischen Bewegung gewidmet. Aber noch eine andere Macht hatte ihre Seele ergriffen und ist ihr in ihrem späteren Leben verhängnisvoll genug geworden: das Theater. Eleanor Marx war eine begeisterte Anbeterin der dramatischen Muse und wäre am liebsten selbst zum Theater gegangen. Einige Briefe im Briefwechsel von Marx und Engels lassen durchblicken, welche inneren Kämpfe diese Leidenschaft ihr verursacht haben muß. Zur Zeit, von der ich schreibe, hatten wir natürlich noch keine Ahnung davon, doch bekamen wir Gelegenheit, Eleanor Marx bei einer Abendunterhaltung rezitieren zu hören.

Diese Unterhaltung fand zum Besten der Witwe eines Kommunarden in einem mäßig großen und auch nur mäßig erleuchteten Saal statt, der ebensogut der Klassenraum einer der vielen Sektenschulen, über die London verfügt, wie der Saal eines Arbeiterklubs hätte sein können. Bebel und ich wurden an einem der sehr dunklen Abende von Engels durch ein ganzes Straßengewirr in den Saal geführt, nach meiner Schätzung muß es im Stadtbezirk St. Pancras gewesen sein. Der Raum war nur zu zwei Dritteln gefüllt, aber das Publikum interessant genug. Außer Marx mit Töchtern,

Friedrich Engels und August Bebel allerhand politische Flüchtlinge von mehr oder minder erheblicher Bedeutung für die sozialistisch-revolutionäre Bewegung ihres Landes, darunter der russische Sozialist Leo Hartmann, der an einem Attentat gegen Alexander II. beteiligt gewesen war. Aber, bezeichnend für englische Verhältnisse: auf der Rückseite des überaus bescheiden ausgestatteten Programms war eine Liste von Zeichnungen für den Zweck des Abends verzeichnet und darüber die Worte: Her Majesty the queen has headed the list with 10 £'s.

Das Gedicht, das Eleanor Marx vortrug, war die Ballade vom Rattenfänger von Hameln. Da mein Englisch noch sehr schwach war, konnte ich den Worten nur ungenügend folgen. Ich bemerkte lediglich, daß Eleanor sehr lebendig und mit reicher Modulation sprach und großen Beifall erntete. Später entwickelte sie sich zu einer wahren Redekünstlerin. Ich habe sie in Arbeiterklubs bei Vorträgen politischer Natur mit sehr poetischem Schwung und hinreißendem Tonfall sprechen hören, und ihre Aussprache des Englischen war vollendet. Als sie in den neunziger Jahren einmal im Londoner Klub der Theaterfreunde (Playgoers Club) über den Naturalismus im modernen Drama sprach und ihre Ausführungen bei einem Teil ihrer Hörer auf starken Widerspruch stießen, konnte einer ihrer Opponenten sich nicht enthalten, am Schlusse seiner Gegenrede zu erklären: „Eines muß ich jedoch bemerken. Ich habe bis zum heutigen Abend, wo ich Frau Aveling sprechen hörte, nie gewußt, welch hoher Schönheit die englische Sprache fähig ist."

Etwa ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters war Eleanor Marx eine freie Ehe mit dem Schriftsteller Dr. Edward B. Aveling eingegangen, die ihr Verhängnis werden sollte.

Gleichheit der Weltauffassung, der politischen Parteistellung und der Liebe zum Drama hatte sie der Werbung dieses unzweifelhaft begabten, aber wenig disziplinierten Mannes Folge geben lassen.

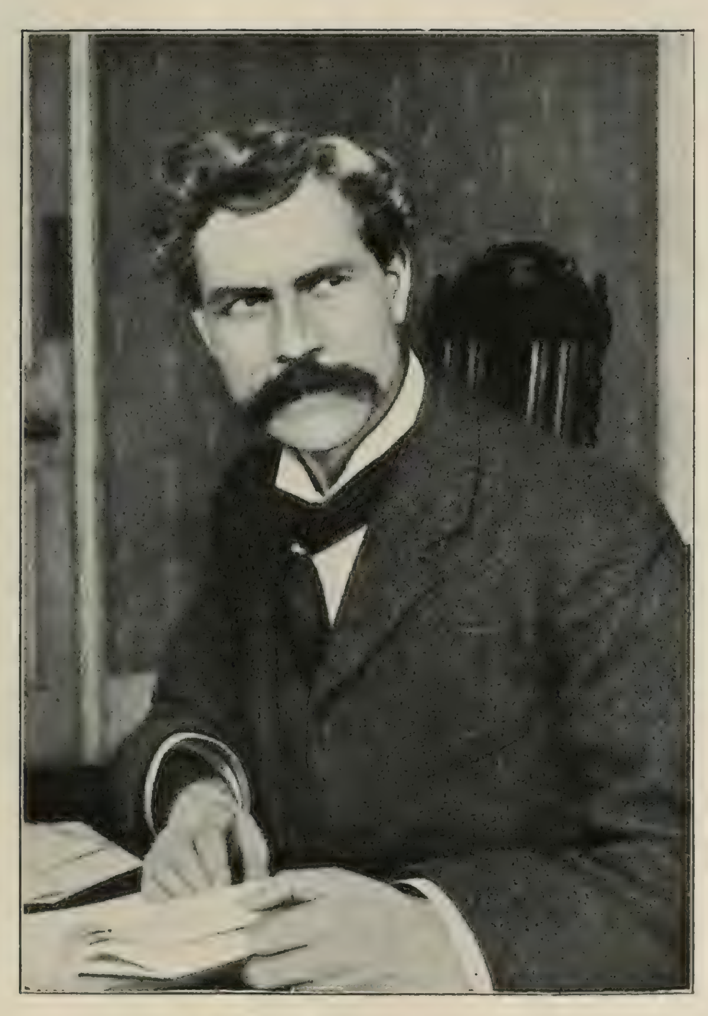
Es war die Zeit, wo der seit dem Zusammenbruch des Chartismus und der Internationale in England in Mißkredit geratene Sozialismus in neuem Gewande dort wieder seinen Einzug hielt, zunächst vornehmlich gepredigt von Intellektuellen, von denen ein Teil, darunter Aveling, vom Freidenkertum her zur neuen Bewegung gekommen waren. Der Sohn eines protestantischen irischen Geistlichen, hatte Aveling im freisinnig geleiteten Londoner University College seine Gymnasialbildung empfangen, hierauf Naturwissenschaft studiert und den Doktorgrad erlangt, war aber dann dem Hang zum Theater gefolgt, hatte sich als Leiter einer wandernden Schauspielertruppe versucht, die jedoch einen Zusammenbruch erlitt, und sich hierauf dem Beruf eines Vortragenden bei den Freidenkern zugewandt, wo seine Besonderheit Vorträge über die Lehre Darwins waren, den er noch persönlich gekannt hatte. Diese Vorträge machten ihn in radikalen Kreisen zeitweise ungemein populär, und als er sich der sozialistischen Bewegung anschloß, galt sein Beitritt vielen als ein wertvoller Gewinn. Von Hause aus eine enthusiastische Natur, war Eleanor Marx ob dieses neuen Kampfgenossen begeistert, und so wurde es ihm leicht, ihr Herz zu erobern. Da er schon verheiratet war und nur von seiner Frau getrennt lebte, aber eine Scheidung nicht erlangen konnte, mußte der Bund mit Eleanor entweder geheim bleiben oder aber vor aller Welt als wilde Ehe kundgegeben werden. Eleanor zog das letztere vor. Jede junge Bewegung trägt sektiererische Züge und liebt es, den Bruch mit dem Alten auf allen möglichen

Gebieten demonstrativ zu betonen. Eleanor hatte, als sie den Bund mit Aveling einging, eine gut bezahlte Stelle an einer besseren Pensionatsschule inne. Da man sie dort sehr schätzte, hätte man, wenn sie über ihr Verhältnis zu Aveling still geblieben wäre, gern ein Auge zugedrückt. Sie aber machte der Vorsteherin in aller Form brieflich Mitteilung davon, und nun mußte ihr „mit Rücksicht auf die Allgemeinheit" gekündigt werden. Ebenso verschlossen sich ihr andere Türen. Allerdings nicht so viele, wie man nach der Überlieferung hätte gewärtigen müssen. „Mein London ist ein klein Paris", schrieb mir Friedrich Engels, als er mir von der Verbindung Eleanors mit Ed. Aveling und dem Verhalten des Bekanntenkreises dazu Mitteilung machte. Eine etwas freiere Auffassung hatte sich in bestimmten Kreisen Londons doch durchgesetzt.

Mancher Widerstand gegen Eleanor rührte übrigens nicht so sehr daher, daß sie eine freie Ehe eingegangen war, als daß der männliche Teil eben Edward Aveling war. Dessen Ruf war gerade in der radikaldemokratischen Welt Londons schon sehr schlecht und verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Wer Bernard Shaws „The Doctor's Dilemma" — deutsch unter dem wenig sinngemäßen Titel „Der Arzt am Scheidewege" erschienen — gelesen oder gesehen hat, dem ist in dem Maler Dubedat ein etwas retuschierter Aveling begegnet. Shaw, der beide Avelings sehr gut kannte, hat dem Dubedat so ziemlich alle charakteristischen Eigenschaften Edward Avelings beigelegt: die Sucht, alles vom Besten haben zu wollen, die gewissen- und schamlose Art, für seine Genüsse selbst den Ärmsten ihre karge Barschaft abzuborgen, die Gabe, durch lyrisch-ästhetisches Schöntun naive Gemüter und insbesondere Frauen zu faszinieren, um sie dann mit jener Ungeniertheit

auszubeuten, wie ein verzogenes Kind seine Pfleger ausbeutet, das sind Charakterzüge des Mannes, für den sich Eleanor Marx im Leben so aufopferte, wie im Stück die Frau Dubedat für ihren Mann. Und die gewollte Blindheit und Taubheit der Frau Dubedat für alles, was an Nachteiligem über ihren Mann umlief, ist genau das Widerspiel der Hartnäckigkeit, mit der Eleanor Aveling trotz aller üblen Erfahrungen, die sie mit ihrem Erwählten machte, an ihn zu glauben fortfuhr, bis er ihr das Schändliche antat, das die Katastrophe herbeiführte. Denn die Wirklichkeit war in diesem Falle tragisch, wo das Shawsche Stück tragikomisch bleibt. Wohl starb Edward Aveling „in Schönheit" wie Dubedat — einen Tod, um den jeder ihn beneiden möchte: auf dem Lehnsessel im Sonnenschein ist er beim Lesen eines Buches für ewig eingeschlafen. Aber er hinterließ nicht eine Frau, die ihn lange Jahre mit Hingebung gepflegt hatte, damit sie „bald wieder heirate", sondern eine frisch angetraute Frau, mit der er, durch den einige Zeit vorher erfolgten Tod der ersten Frau gesetzlich Witwer geworden, hinter dem Rücken der Eleanor eine gesetzliche Ehe eingegangen war — eine Handlungsweise, die die Tochter von Karl Marx zum Selbstmord trieb.

„Wie traurig war unser Leben doch diese ganzen Jahre über" — how sad has life been all these years —, so lautete das Billett, das Eleanor, ehe sie das Gift nahm, im verschlossenen Briefumschlag für Aveling zurückließ, und das von diesem, als man es ihm übergab, gleichmütig zerrissen worden wäre, hätte nicht der anwesende Beamte des Leichenarztes ihn daran verhindert. Ein trauriges Leben — von dessen Enttäuschungen die tapfere Tochter des tapferen Vaters die Außenwelt aber nichts hatte wissen lassen.



J. Ramsay Macdonald
(1906)

Es ist kennzeichnend für Shaw als Dichter, daß er die so tragisch ausgegangene Ehe der Avelings zum Mittelpunkt für ein Lustspiel nahm. Ich habe ihn einst einen lachenden Ibsen genannt — wie weit das Wort zutrifft, mögen andere entscheiden. Indes hat Shaw für seine Behandlung des Stoffs eine Art Rechtfertigung von Eleanor selbst erhalten. In ihren Briefen an Frederic Demuth, den Sohn des um die Familie Marx so hochverdienten Lenchen Demuth, schreibt sie am 5. Februar 1898 im Hinblick auf Edward Aveling, der wenige Monate vordem sie durch plötzliches Verschwinden und den Verkauf ihrer Sachen über ihren Kopf hinweg in die größte Verzweiflung und Angst versetzt hatte, nun aber Patient war, der ihrer bedurfte:

„Lieber Freddy, ich weiß, wie freundschaftlich Du für mich fühlst und wie aufrichtig Du um mich besorgt bist. Aber ich glaube nicht, daß Du völlig verstehst — ich selbst fange erst an zu verstehen. Ich sehe jedoch mehr und mehr ein, daß unrecht handeln einfach eine moralische Krankheit ist, und daß die moralisch Gesunden (wie Du) nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurteilen, ebenso wie der physisch Gesunde sich den Zustand des physisch Kranken kaum vorstellen kann.

Es gibt Leute, denen genau so ein gewisser moralischer Sinn fehlt, wie andere taub sind oder schlecht sehen können oder in anderer Weise nicht gesund sind. Und ich fange an zu begreifen, daß man ebensowenig berechtigt ist, die eine Krankheit zu tadeln, wie die andere. Wir müssen uns bemühen, sie zu kurieren, und wenn keine Heilung möglich ist, unser Bestes tun. Ich habe dies durch langes Leiden einsehen gelernt — Leiden, dessen Einzelheiten ich selbst Dir nicht erzählen würde — aber ich habe es gelernt, und

so versuche ich es denn, alle diese Prüfungen so gut es geht zu ertragen."

Und zwei Tage später, am 7. Februar 1898:

„Mein lieber, lieber Freddy!

Ich muß sagen, daß es mich wirklich quält, mich nicht ganz klar ausgedrückt zu haben. Aber Du hast mich ganz und gar nicht verstanden. Und ich bin in zu großer Unruhe, um Dir's auseinanderzusetzen. Edward geht morgen ins Krankenhaus, und die Operation soll Mittwoch erfolgen. Es gibt ein französisches Sprichwort, Verstehen bedeute Vergeben. Vieles Leiden hat mich verstehen gelehrt — und so brauch ich nicht erst zu vergeben. Ich kann nur lieben."

Dann in ihrem letzten Brief an Fred. Demuth am 1. März 1898:

„Nimm mein Nichtschreiben nicht für Nachlässigkeit. Die Sache ist, daß ich abgespannt bin und oft nicht den Mut zum Schreiben habe. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Du mich nicht zu sehr tadelst, denn ich halte Dich für einen der größten und besten Menschen, die ich je kennen gelernt habe.

Es ist eine schlimme Zeit für mich. Ich fürchte, es ist wenig Hoffnung vorhanden, und die Schmerzen und Leiden sind groß. Warum wir so fortmachen, ist mir unverständlich. Ich bin bereit zu gehen und würde es mit Freuden tun. Aber solange er Hilfe braucht, bin ich verpflichtet zu bleiben."

Vier Wochen nachdem F. Demuth diesen Brief empfangen hatte, am 31. März 1898, machte Eleanor Marx ihrem Leben ein Ende. Ein Brief, den sie am Morgen jenes Tages erhielt

und den Edward Aveling vernichtet hat, ehe noch Dritte ihn gelesen, muß sie zu der Tat veranlaßt haben. Denn Avelings Befinden hatte sich gebessert, und Anordnungen, die sie abends zuvor getroffen hatte, waren solcher Natur, daß sie an einen baldigen Selbstmord nicht gedacht haben konnte. So muß der Brief sie davon unterrichtet haben, daß Aveling damals, als er plötzlich verschwunden war, sich mit einer blutjungen Schauspielerin gesetzlich verbunden hatte, sie also in der Tat „nicht mehr brauchte".

Sie hatte an ihn, an seine Begabung geglaubt und große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Er hatte auch einige Einakter geschrieben, die Erfolg hatten. Aber für ein größeres dramatisches Werk reichte sein Talent nicht aus, weil es rein rezeptiv war.

In einem Avelingschen Einakter „An der See" habe ich ihn und Eleanor spielen sehen. Gemeinsam mit dem damals noch jugendlichen William Sanders — jetzt Alderman im Londoner Grafschaftsrat und Sekretär der Fabian-Gesellschaft — haben sie diese dramatische Szene, der Tennysons „Enoch Arden" zugrunde liegt, öfters in Arbeiterklubs aufgeführt. Eleanor spielte die jugendliche Frau, die zwischen Liebe und Treue sich für die letztere entscheidet, mit großer Wärme; aber das Stück war zu sehr auf einen einzigen Ton gestimmt, um ihr Gelegenheit zu schöpferischer Gestaltung zu geben. Welche anderen Möglichkeiten bietet etwa Bernard Shaws „Candida", die eine ähnliche Entscheidung zu treffen hat einer dramatischen Künstlerin. Aber Shaw bringt eigene Menschen auf die Bühne und nicht nur romantische Figuren.

Ihren ersten Versuch als Schauspielerin hat Eleanor Marx schon zu Lebzeiten ihres Vaters gemacht. In einem Brief an Marx vom 7. Juli 1881 schreibt Friedrich Engels darüber:

„Tussy war sehr gut in den leidenschaftlichen Szenen, nur merkte man etwas, daß sie sich Ellen Terry zum Vorbild genommen, wie Radford den Irving, doch das wird sie sich bald abgewöhnen; will sie öffentlich Effekt machen, muß sie unbedingt strike out a line of her own, und das wird sie schon."

Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß Marx nicht unbedingt dagegen war, daß Eleanor die Laufbahn der Schauspielerin wählte. Ein halbes Jahr später, am 12. Januar 1882, schreibt der schon sehr leidende Marx von Ventnor auf der Isle of Wight, wohin er mit Eleanor um seiner Gesundheit willen gefahren war, an Engels, daß für seine weiteren Reisepläne Eleanor als Begleiterin ganz außer Betracht kommen müsse.

„Das Kind ist unter einer seelischen Verstimmung, die seine Gesundheit ganz untergräbt. Weder Reisen noch change of climate, noch physicians can do anything in this case. Das einzige, was man für sie tun kann, ist, ihr den Willen zu tun und sie ihre theatralischen lessons bei Madame Jung durchmachen zu lassen. Sie brennt vor Begierde, sich, wie sie glaubt, so eine selbständige Artistenlaufbahn zu eröffnen, und dies einmal zugegeben, hat sie jedenfalls recht, in ihrem Alter keine weitere Zeit zu verlieren. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß das Kind sich einbilde, in Form der „Pflegerin" eines alten Mannes auf dem Familienaltar geopfert zu werden. In der Tat, ich bin überzeugt, daß Madame Jung pro nunc ihr einziger Arzt sein kann. Sie ist nicht offen; was ich sage, ist auf Beobachtung gegründet, nicht auf ihre eigenen Aussagen."

Diese wenigen Zeilen gewähren einen guten Einblick in das Verhältnis von Marx zu seinen Töchtern. Er hing mit

der größten Liebe an ihnen und nahm mehr als väterliche Rücksicht auf sie. In seinen Briefen an Engels braucht er nur die zärtlichsten Ausdrücke, wenn er von ihnen spricht. Eleanor war schon im 26. Lebensjahr, als sie hier immer nur „das Kind" genannt wurde. Aber auch von der 13 Jahre älteren Jenny spricht Marx nur noch als von dem Kind oder braucht das Diminutiv Jennychen. Diese seine älteste Tochter war ihm besonders ans Herz gewachsen. Sie hatte die schlimmste Zeit in Marx' Leben in einem Alter mit durchlebt, wo Kinder schon Verständnis für die Nöte der Eltern haben, und war die eigentliche Vertraute des Vaters. Doch war auch das Verhältnis zwischen Marx und Eleanor ein sehr inniges. Vom Vater, der in vielen Dingen ihr Lehrer war, hatte diese unter anderem die große Verehrung für Shakespeare übernommen, der ihr fast ein Abgott war. Überhaupt hatte sie die Begeisterung für die dramatische Muse im elterlichen Hause eingesogen. Mutter und Vater waren große Theaterfreunde, und oft war die ganze Familie den weiten Weg von Haverstock Hill nach dem Sadlers Well Theater zu Fuß gepilgert, um vom Stehplatz aus — zu mehr reichte es nicht — den Shakespeare-Darsteller Phelps spielen zu sehen.

Von alledem erfuhr ich bei meinem ersten Besuch noch nichts, dagegen merkte ich am Benehmen von Eleanor, daß die Vierundzwanzigjährige im Familienkreis noch immer etwas als das Nesthäkchen behandelt wurde.

*

Mein zweiter Besuch in England fand im Jahre 1884 statt. Ich hatte für das schweizerische sozialdemokratische Aktionskomitee an einer Versammlung in Lyon als Delegierter der schweizerischen Arbeiterbewegung teilgenommen, dann auf Einladung des sozialistischen deutschen Leseklubs in Paris

dort einen Vortrag gehalten und war von Friedrich Engels, der erfahren hatte, daß ich in Paris war, eingeladen worden, auf einige Tage nach London herüberzukommen und bei ihm als Gast zu weilen. So interessant diese Reise unter anderen Gesichtspunkten war, so wenig hat sie dazu beigetragen, meine Kenntnisse von Land und Leuten in England zu erweitern. Marx war im März 1883 gestorben, und sein ganzer literarischer Nachlaß war in die Hände von Engels übergegangen, der ihn mit größter Hingebung sichtete und ordnete, um soviel als möglich von des Freundes Arbeiten der Öffentlichkeit zugängig zu machen. Nun las er mir, als ich hinübergekommen war, aus diesen Manuskripten und dem Entwurf eines Buches, dem er Marxs Auszüge aus des Amerikaners Lewis Morgan „Ancient Society" zugrunde legte, Abend für Abend bis in die tiefe Nacht hinein vor. Dafür ward um so später aufgestanden. Nach eingenommenem Frühstück wurde etwas Zeitung gelesen, Korrespondenz erledigt und gearbeitet, dann geluncht, nach dem Lunch ein gemeinsamer Spaziergang über Primrose Hill durch Regents Park gemacht, dann wieder zu Hause etwas gearbeitet, um 7 Uhr das eigentliche Diner genossen, worauf Engels zunächst etwas schlief, um mir schließlich am Kamin von Marxs Arbeiten zu erzählen und aus den Manuskripten vorzulesen. Das war die ganzen Tage über unsere Lebensweise, die ich nur zweimal zur Zeit, wo Engels arbeitete, unterbrach, um im Londoner Exil lebende deutsche Parteifreunde zu besuchen. Einige Male stellten sich auch Eleanor Marx sowie Ellen Rosher, die in Engels' Haus wie ein eigenes Kind aufgewachsene Nichte von Engels' verstorbener Frau, auf ein halbes Stündchen ein; aber mit Engländern hatte ich damals noch weniger Berührung als bei meiner ersten Reise. Dagegen lernte ich nun das treue

Lenchen Demuth kennen. Friedrich Engels hatte die treffliche Person, die vom ersten Tage an, wo Marx und Frau ihren Hausstand begründeten, bis zu Marxs Tode der Familie gedient hatte, zu sich als Haushälterin aufgenommen und behandelte sie wie ein Familienmitglied mit rührender Liebe und Aufmerksamkeit. Nimmy, wie die Marxschen Kinder, oder Nimmche, wie Engels gern Helene Demuth nannte, war in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und hatte über die Personen, die bei Marx verkehrten, ihr eigenes Urteil, das sie zuweilen recht derb zum besten gab.

Wenn aber nicht Engländer, hatte ich auf jener zweiten Reise Franzosen „zu Hause" kennengelernt. In Lyon, wo ich zu sprechen hatte, holte mich ein der Marxistischen Partei zugehörender Arbeiter, Möbeltischler von Beruf, von der Bahn ab, brachte mich in ein kleines Gasthaus und ging dann, nachdem wir etwas gegessen hatten, den Abend mit mir an den Ufern der Rhone und Saone spazieren. Das war nun ein Südfranzose, aber wie sehr erinnerte mich sein Gebaren und seine Art, zu schildern und zu urteilen, an unsere deutschen Arbeiter! Hinter der sozialen Verwandtschaft trat der nationale Unterschied vollständig in den Hintergrund. Spät abends kam noch Jules Guesde von Paris an, der eigentliche Redner für die geplante Versammlung. Am anderen Mittag gaben uns die Lyoner Sozialisten, nachdem sie uns wieder spazieren geführt hatten, hoch oben im Viertel Croix Rousse ein Frühstück. Da merkte man nun eher eine nationale Besonderheit. Es war unglaublich, welche Mengen Brot bei dieser Mahlzeit verzehrt wurden, bei der es an Fleisch verschiedener Art durchaus nicht mangelte. In die Brühsuppe, in die schon gehörig Brot eingeschnitten war, brockten sich die Franzosen von dem Brot, das in großen

Schüsseln aufgetürmt auf dem Tisch stand, so lange ein, bis die Suppe fast zum Brei wurde. Natürlich war es Weißbrot und sehr schön locker gebacken.

Die Versammlung fand in einem Zirkus statt, war aber, da es Sonntag nachmittag und entzückend schönes Frühjahrswetter war, nicht übermäßig stark besucht. Der weite Saal hätte gut um die Hälfte mehr Personen fassen können, als erschienen waren. Obwohl aber eine Versammlung, die Lücken aufweist, gewöhnlich eine kritische Versammlung ist, erntete Guesde — mein Lyoner Arbeiter sprach das s im Namen mit aus — wahre Beifallsstürme. Er behandelte sehr sarkastisch das Konzessionsunwesen des Staates gewissen Eisenbahngesellschaften gegenüber. Als er einmal nach einer Beifallssalve der Versammlung zurief: „Klatscht doch nicht, ich halte ja keine Rede, ich plaudere ja nur", rief ihm ein vorn stehender Arbeiter zu: „Mais nos cœurs vous applaudissent."

Das wäre nun freilich einem deutschen Arbeiter kaum eingefallen.

Außer in Lyon sprachen Guesde und ich damals noch in Roanne, einer Fabrikstadt der Textilindustrie Südfrankreichs. Dort machten die Arbeiter wie der Zuschnitt und Ton der außerordentlich gut besuchten Versammlung auf mich ganz und gar den Eindruck, an den ich von Deutschland her gewohnt war. Und als ich auf der Rednerbühne an einem Nebentisch zwei Polizisten sitzen sah, von denen der eine eifrig Notizen machte, da ward mir fast wieder das Auge feucht, so heimatlich mutete der Anblick mich an. Fünf Jahre Leben und Tätigkeit in der Schweiz hatten mich seiner ganz entwöhnt.

*

Meine dritte Reise nach London ging wieder in Gesellschaft mit August Bebel vor sich. Sie fand im November 1887

statt und galt Verhandlungen mit englischen Sozialisten wegen eines im folgenden Jahr zu veranstaltenden internationalen Sozialisten- und Gewerkschaftskongresses. Daraus ergab sich schon, daß sie mich mit Engländern in Verbindung brachte. Wir lernten Edward Aveling kennen und hatten mit H. M. Hyndman, dem Führer der Sozialdemokratischen Föderation, und William Morris, dem geistigen Haupt der von dieser abgesplitterten Sozialistischen Liga, je eine Zusammenkunft, an denen noch etliche Trabanten dieser Zentralsonnen teilnahmen. Dagegen trafen wir den Sekretär des Parlamentarischen Gewerkschaftskomitees, den damals noch sehr einflußreichen Henry Broadhurst, nicht in London an, und sein Schreiber, ein wohlgenährter rotwangiger Jüngling, war von den Engländern, auf die ich gestoßen bin, einer der wenigen, die dem Typus John Bull entsprachen, wie man ihn sich bei uns vorstellt. Daß es auf dem Festland auch eine Arbeiterbewegung gab, schien ihm völlig neu zu sein, aber wenig Kopfzerbrechen zu verursachen. Ganz anders Hyndman und der prächtige William Morris. Von ihnen wird indes besser zu reden sein, wenn ich meinen zwölfjährigen Aufenthalt in der Themsestadt schildere, den im Mai 1888 meine vierte Englandreise einleitete.

Bei unserem Aufenthalt im November 1887 sahen Bebel und ich auch eine der Arbeitslosendemonstrationen, die seit Anfang 1886 fast ständig am Fuße der Nelsonsäule auf Trafalgar Square stattfanden, und bei denen von sozialistischen Agitatoren ungemein revolutionäre Reden gehalten wurden. Die Jahre 1886 und 1887 waren in England die Zeit eines großen Geschäftsdrucks, die Arbeitslosigkeit war so groß, daß selbst die bestgestellten englischen Gewerkschaften mit der Möglichkeit zu rechnen hatten, ihren Mitgliedern die diesen

zukommenden Unterstützungen nicht mehr ausbezahlen zu können. Man kann sich denken, auf welch fruchtbaren Boden da die bitteren Anklagereden gegen die kapitalistische Gesellschaft fielen, die vom Sockel der Nelsonsäule herab an die Versammelten gehalten wurden, an Arbeiter, die zumeist aus dem Eastend kamen, und denen vielfach der Hunger auf dem Gesicht geschrieben stand. Solange es beim bloßen Reden blieb, mischte die Polizei sich nicht ein, mochten die Ansprachen auch noch so aufrührerisch lauten. Erst, als sich Ende Oktober 1887 Vorgänge wiederholten, wie sie schon im Vorjahr zu Verhaftungen geführt hatten, als Arbeitslose Läden in der Umgebung des Square zu plündern versuchten, schritt die Polizeiverwaltung von Groß-London ein und erließ eine Verordnung, die Versammlungen auf dem berühmten Square verbot. Nun wandten sich die Sozialisten an die radikaldemokratischen Elemente, insbesondere die linksliberalen Arbeiterklubs Londons, und riefen sie auf, ihnen im Kampf für das Palladium der englischen Freiheit, das freie Versammlungsrecht, beizustehen. Die Liberalen waren gerade in der Opposition und wollten wegen eines Redeverbots gegen den irischen Nationalisten O'Brien gleichfalls mit der Regierung Abrechnung halten. Um so schneller kamen sie dem Aufruf nach.

Es ward dem Verbot zum Trotz auf Sonntag, den 13. November, eine große Protestversammlung auf Trafalgar Square einberufen, deren Beschickung außer von den Sozialisten auch von den meisten linksliberalen Londoner Klubs beschlossen war. Von allen Seiten marschierten zur festgesetzten Stunde Züge, gefolgt von Massen Publikums, die die Straße füllten, nach dem großen Platz im Zentrum Londons. Selbst die wohlvorbereitete und in Massen postierte Polizei konnte nur an

bestimmten Zugangsstraßen die Menge zurückhalten. An anderen brach diese durch, und bald war der Platz ziemlich dicht gefüllt. Da kam für die Polizei Sukkurs, ganze Trupps drangen vor und schlugen mit ihren Knütteln auf die Gekommenen ein. Wie immer, siegte die organisierte Macht über die unorganisierte und größtenteils unbewaffnete Menge und trieb sie in die Flucht. In der Verwirrung suchte sich zu retten, wer konnte. Nur wenige setzten sich dauernd zur Wehr. Zu ihnen gehörte ein stämmiger, untersetzter Arbeiter von etwa dreißig Jahren mit schwarzem Haar und buschigen Augenbrauen, sowie ein schlanker, feingekleideter brünetter Mann, in dem niemand einen Revolutionär vermutet hätte. Beide wehrten sich wie die Löwen, bis die Polizisten sie übermannten und der Haft überlieferten. Sie wurden wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt und zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Der elegant gekleidete Mann war Robert Cunningham Graham, damals Parlamentsmitglied für den Camlachie-Bezirk von Glasgow, ein Mitglied der oberen Zehntausend, als Radikaler gewählt, aber zum Sozialismus übergetreten, dem er noch heute zugehört, und ein sehr geschätzter, über einen ganz eigenen Stil verfügender Schriftsteller. Der Arbeiter war der Maschinenbauer und rednerisch wie in bezug auf Fassungskraft für Verwaltungsfragen ungewöhnlich begabte sozialistische Agitator John Burns, 18 Jahre später Kabinettsminister im liberalen Ministerium. Und der die beiden Aufrührer verteidigte, war ein junger Anwalt, der soeben erst in das parlamentarische Leben eingetreten war, dem aber viele ob seiner verschiedenen Gaben eine große politische Laufbahn voraussagten. Worin sie nicht Lügen gestraft wurden, denn der Mann hieß Herbert Henry Asquith.

VIII.

Londoner Eigentümlichkeiten und englische Charakterzüge

Die Übersiedelung des „Sozialdemokrat" von Zürich nach London machte, nachdem wir vier Ausgewiesenen in der Themsestadt eingetroffen waren, als eine der ersten Maßnahmen das Mieten eines geeigneten Geschäftslokals nötig. Es war das keine sehr einfache Sache. Da wir nicht gern weit entfernt von dem Stadtteil Quartier nehmen wollten, wo Friedrich Engels wohnte, kam für unseren Zweck nur das Mieten eines ganzen Hauses in Betracht, das groß genug wäre, Kontor, Expedition und Druckschriftenlager, Setzerei und womöglich auch die Druckerei unterzubringen. Denn wir trugen uns zunächst mit dem Gedanken, das Blatt, wie dies in Zürich geschehen war, nun auch in London selbst zu drucken, was einen Raum für die Aufstellung einer immerhin nicht ganz kleinen Druckmaschine nötig gemacht hätte. Geschäfts- oder Industriehäuser mit Abteilen für solche Zwecke gab es im Nordwesten Londons nicht, wir hätten uns dafür in die Nähe der City begeben müssen, wo die Mieten schon sehr hoch sind. Es hieß also entweder ein größeres Wohnhaus finden mit einem Nebenbau, wo wir die Maschine aufstellen konnten, oder ein Haus mit Laden und dahinterliegender Wohnung zu nehmen, wie man deren zwar in London in großer Zahl, aber in der für uns in Betracht kommenden Gegend

selten in der Beschaffenheit fand, daß sie alles so darboten, wie wir es brauchten oder wünschten. Wir mußten somit gehörig suchen, und es begann das Vergnügen, das die Engländer hunting a house, die Jagd nach einem Haus, nennen, und das, wie gar manche andere Jagden, ein recht ermüdendes Vergnügen ist. Es bot aber Gelegenheit zu Einblicken in allerhand Seiten des sozialen Lebens in diesem Ausschnitt der Weltstadt.

Ausschnitt, ich gebrauche das Wort mit gutem Bedacht. Denn nur ein kleines Stück Londons und obendrein kein sonderlich charakteristisches Stück war der Bezirk Kentish Town mit seiner östlichen Umgebung, wo wir auf die Suche gingen. Nichts in seinem Zuschnitt, nichts in der Art seines Lebens und Treibens verriet die Zugehörigkeit zu dem gewaltigen Handelsemporium des britischen Weltreichs. Viele Großstädte nehmen bei ihrem Wachstum Vororte in sich auf, ohne sie alsbald ihrer geographischen Gliederung anzupassen. Aber nirgends stößt man auf deutlichere Zeichen der ursprünglichen Selbständigkeit des Orts als in einer großen Zahl der vielen Dörfer und Städte, mit denen London im Lauf der Jahre zusammengewachsen ist. In dieser Riesenstadt oder was sich so nennt, da in Wirklichkeit der geographische Begriff London ein ganzes Konglomerat von Ortschaften deckt, dessen Zentrum die eigentliche Weltstadt bildet, herrscht eine Buntscheckigkeit und ein unregelmäßiges Durcheinander der Einzelteile, die ihresgleichen suchen.

Lange Zeit war das auch in administrativer Hinsicht der Fall. Jeder Flecken hatte seine eigene örtliche Verwaltung, die Vestry, von denen die eine sich wenig darum kümmerte, was die andere tat, deren Sonderherrlichkeiten vielmehr kein kommunales Gemeingefühl aufkommen ließen, das sich auf

London als ein Ganzes bezog. Nur für wenige gemeinsame Zwecke hatte man im Jahre 1855 in dem Betriebsamt der Hauptstadt (Metropolitan Board of Works) eine Art Zweckverband geschaffen, der aber sehr mangelhaft arbeitete, und gerade in dem Jahr, wo wir nach England kamen, beriet das Parlament die Verwandlung Londons in eine Grafschaft mit einem eigenen, nach ziemlich demokratischem Wahlrecht zu wählenden Grafschaftsrat, der dann auch im Jahre 1889 ins Leben trat und bald als Neuheit auf dem Gebiet des Munizipalsozialismus sich eine gewisse Berühmtheit erwarb. Aber an der Buntschecigkeit der kommunalen Verwaltungskörper Londons hat auch er noch nichts geändert. Groß-London behielt seine unzähligen Vestries und ähnlichen Ortsverwaltungen bei, bis um die Jahrhundertwende ein Gesetz geschaffen wurde, das eine Anzahl der kleinen Vestries zusammenlegte oder mit größeren verband und so bewirkte, daß London jetzt in dreißig ziemlich gleich große Munizipalitäten eingeteilt ist, deren wichtigste gemeinsame Angelegenheiten, wie Kanalisation, Feuerwehr, Elementarschulwesen, Verkehrswesen u. a., der Grafschaftsrat regelt.

Auf die Physiognomie Londons haben diese Schöpfungen nur sehr langsam zurückwirken können. Im Jahre 1888 war von einer solchen Einwirkung noch fast nichts zu verspüren. Da hätte eine Karte Londons bei Einzeichnung seiner vielen Kirchspiele und deren sozialer Physiognomien das Bild einer aus unzähligen kleinen Flicken zusammengenähten Decke dargeboten.

Das Kirchspiel St. Pancras, zu dem Kentish Town gehört, erstreckt sich von Holborn im mittleren London bis in die Gegend von Highgate im westlichen Nordlondon. Es wechselt da mehrmals den Charakter. In seinem südlichen

Teil sind die Häuser noch nach dem alten Stil gebaut, der dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehört, und so stark rauchgeschwärzt, daß man ihnen das Alter auf den ersten Blick ansieht. Um den Platz Kings Croß herum, wo die Bahnhöfe der Großen Nordbahn, der Mittellandsbahn und, etwas westlicher, auch der Nordwestbahn einlaufen, sieht erst recht alles verräuchert aus, und es gibt oder gab nicht wenige Straßen, die schon der Gattung Slums angehörten, d. h. Brutnester äußerer und innerer Verkommenheit waren. Neuerdings ist dort viel niedergerissen worden, was das Bild etwas verändert hat. Aber es steht noch viel zu viel des Alten und Verkommenen da. Weiter nach Norden wird das Bild etwas weniger unfreundlich, die Häuser sind aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit höher gelegenem Basement, luftigerem Vorraum und freundlicheren Fenstern. Noch weiter nördlich, nach dem auf einem Hügel gelegenen Highgate zu, kommen Straßen mit größeren oder kleineren Gärten vor den Häusern, die Vorstadtvillen waren, nun aber zu einem großen Teil schon auf den ersten Stufen des sozialen Herabsinkens angelangt sind. Das heißt, sie werden schon nicht mehr von Angehörigen der Gesellschaftsklasse bewohnt, für die sie ursprünglich berechnet waren, und verraten das durch mancherlei Äußerlichkeiten: mangelnde Pflege des Vorgartens, geringere Sauberkeit der Fenster, die Art der Fenstervorhänge und ähnliches mehr.

Das soziale Herabsinken der Häuser ist ein Vorgang, den man in London vielfach beobachten kann. Es handelt sich bei ihm nicht um einzelne Häuser, sondern gleich um ganze Straßen oder abgezweigte Teile von solchen. Er vollzieht sich etwa in folgender Weise. Eine Straße oder ein Straßenteil wird mit Häusern für die begüterte Bourgeoisie bebaut. Ein-

familienhäuser mit Stufenaufgang, großen Wirtschaftsräumen im Basement, hohen Zimmern im Parterre und ersten Stock und breiter Eingangstür. Es wird nun sehr darauf gehalten, vielfach im Mietvertrag ausbedungen, daß kein Mieter Zimmer oder Teile des Hauses weitervermiete; denn das würde der Respektabilität der Straße Abtrag tun. Eine Reihe von Jahren wird auch danach gehandelt. Dann macht vielleicht in einem der Häuser aus irgendeinem inzwischen eingetretenen Grunde die Familie eine Ausnahme und gibt in zunächst diskreter Form einen oder mehrere Räume ab, nach einiger Zeit geschieht in einem zweiten und dritten Haus das gleiche. Hat man sich aber erst auf das Abvermieten eingerichtet, dann ist auch das Geheimnis nicht auf die Dauer aufrechtzuerhalten. In den Fenstern erscheint die verräterische Karte, die anzeigt, daß ein „vornehmes Zimmer usw." abzugeben sei. Damit ist die Straße aber schon nicht mehr auf der vollen Höhe. Wird ein Haus leer, so muß der Eigentümer beim Vermieten schon etwas weniger wählerisch sein und seine Vorschriften weniger streng gestalten. Ebenso beim zweiten und dritten Wechsel in der Straße. Die Anzeigen, daß Zimmer abgegeben werden, wagen sich deutlicher hervor, und die Straße hört auf, für ganz fashionabel zu gelten, wenn sie auch noch eine gewisse Eleganz bewahrt. Jetzt kommen Mieter, denen nicht so sehr daran liegt, elegant zu wohnen, als elegant zu vermieten, und die Straße wird allmählich eine Straße von Abvermietern. Aber auch als solche behält sie ihren Rang nur eine gewisse Zeit. Allmählich verliert sie für die besonders zahlungsfähigen Abmieter ihre Anziehungskraft, und mit der Klasse der Abmieter verändert sich auch die Klasse der Vermieter. Leute, die aus dem Vermieten ein Geschäft machen, übernehmen die Häuser. Sie

bewohnen selbst nur die Räume im Basement und vielleicht noch ein oder zwei Schlafzimmer im obersten Stockwerk. Alle anderen Räume vermieten sie — das Haus wird zum Taubenschlag. Denn ein solches Haus ist ganz etwas anderes als ein Haus, das von vornherein für den Zweck des Abvermietens — als Lodging house — gebaut worden war. Der Inhaber muß Abmieter der verschiedensten Gattung aufnehmen: in die hohen luftigen Zimmer im Parterre und ersten Stock bekommt er ganz andere Leute hinein als in die niedrigeren Zimmer der oberen Stockwerke. Und doch ist kein Abmieter so von den anderen Abmietern getrennt, wie in einem Haus von richtigen Etagewohnungen. Denn weil eben das Haus auf eine einzelne Familie berechnet war, ist auf keiner Etage eine Diele, welche die Wohnräume vom Treppenflur trennt. Sie laufen unvermittelt auf diesen zu, und da es für unpassend, in besser gehaltenen Häusern sogar als eine Beleidigung betrachtet wird, die Zimmer zu verschließen, wird man in einem so großen Hause das Gefühl nicht los, daß man keine feste Niederlassung hat, sondern wie in einem Taubenschlag sitzt, wo alles ein- und ausfliegt. Ich spreche da aus persönlicher Erfahrung, denn zweimal waren meine Frau und ich Abmieter in einem Hause dieser Gattung.

*

Die Sitte, daß man im Volk das Abschließen der Zimmer für nicht anständig hält, hängt mit einem Charakterzug zusammen, der mir zuerst beim Suchen des Hauses für den „Sozialdemokrat" und dann auch beim Suchen eines Wohnhauses für mich und die Meinen auffiel. Ich bin da auf eine Vertrauensseligkeit der Bevölkerung gestoßen, die ich gerade in der Riesenstadt London zu allerletzt gesucht hätte.

Wo es sich nicht um Häuser handelte, die noch vollständig

bewohnt waren, standen die zur Vermietung ausgebotenen Häuser, die für uns in Betracht kamen, vollständig leer. In sie einen Hauswart hineinzusetzen, lohnte nicht. Kam man vor solch ein Haus, dann sagte eine von innen an einem der Fenster befestigte Karte oder größere Ankündigung, daß der Schlüssel in irgendeinem der Nachbarhäuser in Verwahrung sei, und dieser Schlüssel wurde uns zumeist ohne weiteres auf Treu und Glauben anvertraut. Nun war freilich selten in einem der Häuser etwas zurückgelassen, das des Mitnehmens wert gewesen wäre, und ein Schlüssel ist kein besonderer Wertgegenstand. Aber ganz gleichgültig ist es auch nicht, ob ein Patentschlüssel, um den es sich zumeist dabei handelte, abhanden kommt, und ob sich jemand für spätere Benutzung einen Wachsabdruck von ihm macht, was ja eine leichte Sache gewesen wäre. Daß man trotzdem immer wieder uns Wildfremden unbedenklich den Schlüssel mit der Bitte gab, uns seiner selbst zu bedienen und ihn dann zurückzubringen, war uns daher eine ziemliche Überraschung. Und es ist nur ein Beispiel dafür, daß Treu und Glauben in der Bevölkerung Londons in viel höherem Maße gilt, als man nach dem vielem, was man über dessen Spitzbuben gelesen hat, anzunehmen geneigt wäre. So hatte ich auch mancherlei Gelegenheit, an mir selbst zu erfahren, daß man in England mit viel weniger Schriftlichem in Handel und Wandel auskommt, als ich es von zu Hause gewöhnt war.

Der erste Fall, wo mir das zu Gemüte geführt wurde, spielte sich schon etliche Wochen nach unserer Ankunft in Verbindung mit einem Vorgang ab, der mir gleichfalls das englische Volk von einer unerwarteten Seite zeigte.

Als meine drei Mitausgewiesenen und ich aus der Schweiz fortmußten, hatte ich meinen damals neunjährigen Stiefsohn

mit mir genommen, während meine Frau mit unserem zwei Jahre jüngeren Töchterchen noch einige Wochen in Zürich zurückblieb, dann in Berlin sich aufhielt, um schließlich über Hamburg zur See nach England zu kommen. Der größeren Billigkeit halber nahm sie einen Passagierplatz auf einem Kauffahrteischiff der Kirsten Linie, und nachdem ich im Londoner Bureau der Firma erfahren hatte, daß das Schiff in Gravesend, wo von der Mündung her die Themse sich verengert, haltmache, um den Lotsen aufzunehmen, beschloß ich, ihr bis dorthin entgegenzufahren. Ich ließ mir die Adresse des Lotsen geben und setzte mich am bestimmten Tage rechtzeitig auf die Bahn. Die Fahrt ging nach dem Gravesend gegenüber gelegenen Tilbury, von wo man mit einem Fährenboot über die hier recht breite Themse nach dem erstgenannten Ort befördert wird. Unterwegs hatte ich den Genuß, englische Bauernfänger am Werk zu sehen. Nicht lange, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, fing ein Insasse meines Abteiles mit einem Mitfahrenden ein Gespräch an, zog etliche Spielkarten hervor und erklärte ihm das Spiel, das bei uns als Dreiblatt oder Kümmelblättchen bekannt ist, und das darin besteht, aus drei Karten, die der Spieler durcheinanderwirft, eine vorher bezeichnete herauszufinden. Der Angeredete versuchte sein Heil, griff aber regelmäßig fehl. Nun mischte sich ein anderer Mitreisender hinein und erklärte, es sei, sobald man nur richtig aufpasse, ganz unmöglich, die Karte zu verfehlen, er wette eine halbe Krone, daß er sie jedesmal treffen werde. Sprach's, setzte das Geldstück ein und — verlor. Nun geriet er in Erregung, verlangte Wiederholung und gewann einmal, zweimal, dreimal, worauf der Erstangeredete wieder Mut bekam, auch eine halbe Krone einsetzte und gleichfalls gewann. Er wurde lebhafter, setzte weiter,

ebenso der andere, und wenn sie auch hier und da verloren, so hatten sie doch überwiegend Glück, und der Spieler mußte oft in die Tasche greifen, um neues Geld ins Spiel zu bringen. Inzwischen hatte, scheinbar durch das laute Gespräch und das Klappern des Geldes angelockt, ein Reisender im Nebenabteil des altmodischen Wagens über die halboffene Holzwand hinweg dem Spiel zugeschaut, immer lauter seine Kommentare gemacht, um schließlich auch mit gleichfalls vorwiegend gutem Erfolg sein Glück zu versuchen, bis auf der letzten Vorortstation der Zug sich leerte und außer mir nur noch ein Herr zurückblieb, der, sowenig wie ich, sich am Spiel beteiligt hatte. Ich hatte zuviel schon von Bauernfängern gelesen, um auch nur einen Augenblick über den Charakter des Spiels im Zweifel zu sein, und hatte, anscheinend zum Fenster hinausblickend, die ganze Zeit über absolute Teilnahmlosigkeit geheuchelt. Nun riskierte ich eine Bemerkung und sagte zu meinem Gegenüber: „Die drei Leute hier waren Schwindler", worauf ich zur Antwort erhielt: „All the four belong to same gang", das heißt, der vom Nebenabteil war Mitverschworener. Das Publikum wußte also im allgemeinen Bescheid, und ich wunderte mich nur, woraufhin die vier Kerle das Fahrgeld riskiert hatten, und daß sie die Gaunerei so offen zu betreiben wagten. Sobald ich oder irgendein anderer Uneingeweihter sich verleiten ließ, auf die zu findende Karte zu setzen, hätte der Spieler natürlich sofort die Volte geschlagen.

Um die Mittagszeit kam ich in Gravesend an und begab mich zum Hause des Lotsen. Seine Frau, die mir öffnete, erklärte mir, ihr Mann sei ausgegangen, lud mich aber in sehr freundlicher Weise ein, ihn in ihrer Wohnstube zu erwarten. Ich zauderte einen Augenblick; da jedoch das Wetter

trübe war, machte ich von ihrem Anerbieten Gebrauch, worauf sie mich in eine sehr gut gehaltene Stube führte und mir eine Anzahl Albums und Bände illustrierter Zeitungen zum Durchblättern gab. Nach einer Weile kam der Lotse selbst und erklärte mir, als ich ihm den Zweck meines Besuchs auseinandergesetzt hatte, das Schiff, das mittags zwei Uhr eintreffen sollte, sei zwar signalisiert, werde aber, da es sehr rauhe See gehabt habe, nicht vor sieben Uhr abends eintreffen. Er sei dann gern bereit, mich mitzunehmen; an einer Stelle am Fluß, die er mir näher bezeichnete, würde ich ihn treffen. Ich dankte ihm und wollte mich entfernen, als er mir die Frage vorlegte, ob ich den Ort kenne. „Nein," antwortete ich, „ich bin hier gänzlich fremd." „Aber wie wollen Sie denn die Zeit hier zubringen?" fragte er weiter. „Das weiß ich noch nicht; ich werde versuchen, einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Würden Sie vielleicht so gut sein, mir etwas zu empfehlen?" Er überlegte eine Weile und sagte mir dann, eine Stunde von Gravesend entfernt, zu Fuß oder für einen Fremden mit der Straßenbahn bequem und sicher zu erreichen, gebe es ein großes Vergnügungsetablissement, Rosherville Gardens, dort würde ich mir die Zeit wohl am besten vertreiben können. Das leuchtete mir ein, ich dankte und empfahl mich.

Der Dank war aufrichtig. Der Mann hatte auf mich einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. An ihm war nichts Erkünsteltes, keinerlei Wichtigtuerei, und während er ein gewisses Interesse gezeigt hatte, das mir sehr zustatten kam, hielt er sich von jeder Aufdringlichkeit fern. Das Etablissement, das er mir empfohlen hatte, konnte bei gutem Wetter einen Besuch wohl lohnen. Ein Riesengarten mit schönen Anlagen und weiten Spielplätzen, auf denen es Einrichtungen für alle

mögliche Belustigung und Zeitvertreib gab: Schaukeln, Rutschbahnen, Karussells, Schießstände, Wurfstände, Kraftmesser und vieles ähnliche mehr. Aber da es ein Werktag und obendrein ungünstiges Wetter war, fehlten die Menschenmassen, das alles zu beleben, und für mich selbst war das wenigste von dem Dargebotenen geschaffen. So trieb ich mich ziemlich ruhelos in den Anlagen herum, freute mich an allerhand Blumen und bewunderte namentlich eine steile und ziemlich hohe Klippenwand an dem dem Fluß entgegengesetzten Ende des Gartens, die mit Kletterpflanzen bewachsen war, und von deren Höhe herab man einen schönen Rundblick genoß. Früher noch als nötig kehrte ich jedoch nach Gravesend zurück und begab mich zu der mir bezeichneten Stelle am Fluß.

Es war ein einsamer Ladeplatz! Einige mit irgendwelcher Verrichtung beschäftigte Arbeiter waren die einzigen Menschen, die ich dort fand. Einer von ihnen fragte mich, ob ich jemand suche. Ich nannte ihnen meinen Zweck, und nun erwiesen sie mir ungebeten allerhand Aufmerksamkeiten, die nach allem, was ich von Engländern gelesen hatte, ich am allerwenigsten von solchen erwartet hätte. Erst schleppten mir, nachdem sie mich eine ziemliche Weile allein am Ufer hatten stehen sehen, zwei von ihnen eine Bank heran und luden mich ein, darauf Platz zu nehmen. Als dann ein leichter Regen einsetzte, brachte mir einer eine Teerdecke. Nachdem der Regen stärker wurde, luden sie mich ein, auf einem bedeckten Gerüst, das offenbar zum Ausschauen bei stürmischem Wellengang errichtet war, Platz zu nehmen. Dann, wieder nach einer Weile, ließen sie mich durch einen fragen, ob ich nicht in ein Speisehaus gehen und etwas zu Nacht zu mir nehmen wolle, das Schiff sei noch nicht in Sicht, und wenn es sich ankündigte, würde mich einer von ihnen holen. Anfänglich lehnte

ich ab; als aber wieder nach einer Weile einer kam und mir vorstellte, ich solle doch ruhig essen gehen, ich könne mich ganz bestimmt auf sie verlassen, schien es mir unhöflich, das Anerbieten auszuschlagen, und nun führte mich der Fragesteller in eine Straße, wo mehrere Speisehäuser waren, ließ mich eines auswählen und empfahl sich dann, wobei er die vorher gegebene Zusicherung wiederholte, daß ich zur rechten Zeit abgeholt werden würde. Er hielt auch Wort. Gegen neun Uhr — so spät war es mittlerweile geworden — wurde ich geholt und fand am Ufer den Lotsen, der mich in sein Boot steigen hieß und nun mit mir auf das Schiff zufuhr, das wir in tiefster Dunkelheit auf einer heruntergelassenen Strickleiter erkletterten. Ich bat einen der Arbeiter, der mitgefahren war, um das Boot zurückzubringen, seinen Kameraden meinen wärmsten Dank auszusprechen, und konnte ihn nur mit Mühe bewegen, ein Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen.

Das Schiff traf nach Mitternacht in London ein, konnte aber nicht anlegen, da mittlerweile Ebbe eingetreten war. Wir mußten auf ihm die Nacht über kampieren und wurden erst am Morgen auf Booten an der St. Katharinen-Werft ans Land befördert. Ich gab den Koffer, der einen großen Teil der Kleidung und Wäsche der Familie enthielt, in einem der Werft gegenüber gelegenen kleinen Speditionsbureau zur Beförderung an uns auf und fuhr dann mit Frau und Tochter im Omnibus direkt in unser Logis. Als wir dort angelangt waren, entdeckten wir plötzlich, daß wir keinen Gepäckschein hatten. Großes, an Verzweiflung grenzendes Entsetzen! Jetzt werden wir die Sachen nie bekommen! Was also tun? Ich setzte mich in Bewegung und fuhr den langen und langweiligen Weg vom Regents Park, in dessen Umgebung ich vorläufig Quartier genommen hatte, nach der östlich vom Tower gelegenen Katha-

rinen-Werft zurück. Im Speditionsbureau fand ich einen ältlichen Mann vor und machte ihn mit meinem Fall bekannt. Ich sei am Morgen mit dem und dem Schiff angekommen und habe einen großen, schwarzen Koffer hier an die und die Adresse aufgegeben. Der Mann sah in sein Buch. „Das ist richtig," sagte er, „der Koffer ist, so wie Sie sagen, hier aufgegeben worden." „Ja, aber ich habe keinen Empfangsschein erhalten", bemerkte ich. „Einen Empfangsschein? Wozu wollen Sie denn einen Empfangsschein?" gab er zurück. „Nun, man bekommt doch etwas in die Hände, wenn man Gepäck aufgibt", war meine Antwort. Unwillig erwiderte er, er habe den Koffer in sein Buch eingeschrieben, und das sei genug. Einen Schein darüber auszustellen sei überflüssig und werde auch von keinem Menschen verlangt. „Anderen mag es genügen," sagte ich, „aber ich bin daran gewöhnt, in solchen Fällen eine schriftliche Bestätigung zu erhalten. Bitte, seien Sie so freundlich, mir eine solche auszustellen." Er zauderte. „Ich will es gern bezahlen", setzte ich hinzu. Auch das zog nicht sofort. Aber endlich ließ er sich erweichen und schrieb mir den gewünschten Schein aus, ganz sicher nicht ohne sich zu denken, was für verrückte Kerle diese Deutschen doch seien. Zu welcher Betrachtung ich übrigens noch manchmal Engländern Gelegenheit gegeben habe, wenn auch nicht immer ahnungslos. Gelegentlich habe ich mich mit dem vollen Bewußtsein über die Landessitte hinweggesetzt, daß die Landeskinder mich für einen verrückten Ausländer erklären würden und, wenn man mich auf diese Wirkung aufmerksam machte, eine ähnliche Antwort gegeben, wie der vierschrötige Ire, der auf Vorhalte, warum er sich von seiner kleinen und schwächlichen Frau schlagen lasse, ruhig erwiderte: „Warum? Nun, ihr macht's Vergnügen und mir tut's nicht weh."

Indes waren das immer Fälle, wo kein berechtigtes Empfinden verletzt wurde und ich mir mit voller Überlegung sagen durfte, daß der Landessitte irgendein unvernünftiges oder seiner vernünftigen Voraussetzung verloren gegangenes Vorurteil zugrunde lag. Hier dagegen konnte von einem solchen Vorurteil nicht die Rede sein. Dem Manne war sein Einschreibebuch eine Urkunde, und in dem Augenblick, wo der Koffer mit der richtigen Adresse in das Buch eingetragen war, war gemäß praktischer Erfahrung in seinen Augen die Notwendigkeit der Ausstellung einer besonderen Quittung nicht mehr da.

Ähnlich ging es ohne Gepäckschein im Inlandverkehr der Eisenbahnen bei der Beförderung von Passagiergut zu. Kam man mit Gepäck zur Bahn, das man nicht in das Abteil des Eisenbahnwagens nehmen konnte, so übergab man es einem Gepäckführer, der es auf seinem kleinen Rollkarren zum Gepäckwagen fuhr und dort einlud. Am Ankunftsort ging man zum Gepäckwagen hin, bezeichnete beim Ausladen einem Träger oder Rollkarrenführer sein Gepäck und ließ es von ihm zum Bahnhofausgang befördern. Das machte sich ohne andere Gebühr als die Bezahlung des Trägers oder Führers, und, wie gesagt, ohne jeden Gepäckschein. Für Deutsche, die zum erstenmal nach England kommen, eine schier unheimliche Sache. Professor Karl Schorlemmer, der Mitarbeiter Henry Roscoes an dessen großem „Handbuch der Chemie" und Duzfreund von Marx und Engels, schilderte uns im Jahre 1891 sehr drollig, wie verzweifelt die deutschen Fachkollegen waren, als sie auf der Fahrt von London zum Internationalen Naturforscherkongreß nach Edinburg ihr Gepäck der Eisenbahn ohne den obligaten Schein anvertrauen mußten. „Beruhigt euch nur," habe er ihnen gesagt, „euer Gepäck ist euch

hier sicherer als im Vaterland." Sie wollten es aber nicht glauben, bis die Erfahrung ihren Schmerz stillte. Mir selbst begegnete es einmal auf der Rückreise von der Südküste nach London, daß der Gepäckträger meinen Koffer, statt in den Wagen für Victoria Station (dem Bahnhof für das westliche London) in irgendeinen anderen Wagen gepackt hatte. Leider hatte ich versäumt, den Koffer, der kein äußeres Abzeichen trug, wenigstens mit einem Etikett zu versehen, auf dem mein Name mit Adresse verzeichnet war. Ich konnte also, als sich bei der Ankunft herausstellte, daß der Koffer nicht mit im Zuge war, lediglich einem Beamten der Bahn, an den ich gewiesen wurde, den Koffer nach Größe und Farbe beschreiben. Obwohl aber die Sache an einem Tage außergewöhnlichen Reiseverkehrs geschehen war, nämlich am Ferienschluß, wo die Eltern mit Kindern, die die Schule besuchen, von der Sommerfrische zurückkehren, war der Koffer tags darauf richtig in meiner Wohnung. In dem Lande der peinlichst geordneten Einschreibeordnung hätte es mir nicht besser ergehen können.

Wir waren in jenem Jahr zum erstenmal einige Wochen an der englischen Küste gewesen, und zwar in Eastbourne an der Südküste unweit Brighton. Der sehr hübsche Ort gilt für einen der vornehmeren Badeplätze Englands; aber man hatte uns versichert, daß wir dort auch mit bescheidenen Mitteln auskommen könnten, und wir hatten das bestätigt gefunden. Im östlichen Teil der über 30 000 Einwohner zählenden Stadt fanden wir für uns und unsere beiden Kinder für 21 Shillinge die Woche Unterkunft, die aus zwei Schlafzimmern, Benutzung des Wohnzimmers und Bedienung nebst Besorgung unserer Mahlzeiten bestand. Dies geschah nach allgemeinem Gebrauch in den englischen Badeplätzen darin, daß unsererseits die Lebensmittel für unseren Bedarf eingekauft oder der

Einkauf angeordnet wurde, die Wirtin aber die Zubereitung von Frühstück, Mittagessen und Nachtmahl nach unseren Anordnungen besorgte, im Wohnzimmer für uns einen Eßtisch herrichten, jedesmal decken und die Gerichte durch ihr Mädchen auftragen ließ.

Die englische Küche ist, wie man weiß, wesentlich anders als die festländische und entbehrt mancher Reize. Man könnte, an die Philosophie anknüpfend, sie im Gegensatz zur kunstvollen, durch Mannigfaltigkeit sich auszeichnenden französischen Küche, sofern man dieser die Bezeichnung als synthetisch zuerkennt, als roh empirisch bezeichnen, wobei man nicht notwendig an halbrohe Beefsteaks zu denken braucht. Es wird auch in England vieles gar gekocht. Aber der leitende Gedanke der englischen Küche ist doch, dem zuzubereitenden Gegenstand nach Möglichkeit seinen Charakter oder eigentümlichen Geschmack zu bewahren und das Mischen mit würzenden Ergänzungen dem einzelnen am Tische zu überlassen. Wer das oft sehr scharfe Zeug nicht mag, das die Tische für diese Zwecke zu zieren pflegt, der mag unter der ziemlichen Eintönigkeit der englischen Küche zu leiden haben. Doch ist auch diese Küche nicht ohne ihre Vorzüge; die Kunst für den nach England gekommenen Festländer besteht nur darin, sie ausfindig zu machen und gebührend auszunutzen. Was dem Deutschen, dessen heimische Küche einen mehr oder weniger umfassenden Eklektizismus darzustellen pflegt, nicht sonderlich schwerfallen sollte.

*

Viel freier, als ich vermutet hatte, geht es in England beim Baden und überhaupt im Badeorte zu. Gewiß, im vornehmen Teil der großen Straße am Strand, die jedes Seebad hat, und die man bei uns Promenade, in England aber meist Pa-

rade nennt, herrschen gewisse Regeln der Respektabilität, die zu verletzen für anstößig gilt. Sonst aber mag sich jeder sein Leben und seine Vergnügungen einrichten, wie es ihm am besten behagt. Es darf nur keiner den anderen stören. Am Strand selbst werden Unterhaltungen der verschiedensten Art dargeboten. Von Akrobaten aller Art und nachgemachten Negern, die komische Szenen aufführen und die neuesten Gassenhauer vortragen, wobei die Zuhörer den Kehrreim mitsingen, bis zu Wanderpredigern irgendwelcher Religionsgemeinschaften, die bald auf das Publikum, das sich um ihren Stand sammelt, bekehrend einzuwirken suchen, bald mit Bekehrten öffentlich Gottesdienst abhalten oder Hymnen absingen, findet jeder etwas nach seinem Geschmack und Verlangen. Gebadet wird nur zu bestimmten Stunden bei einlaufender Flut, und an der Parade darf nur von Badekarren aus gebadet werden. Da der Preis für die Benutzung eines Karrens höher war, als meine Einkommensverhältnisse zu zahlen mir gestatteten, hätte ich daher in Eastbourne auf das Baden ganz verzichten müssen, wenn sich mir nicht außerhalb des Bereiches der Parade dazu Gelegenheit geboten hätte.

Östlich von einem seitdem abgerissenem Turm, der die Parade abschloß, stieß ich gleich bei meinem ersten Erkundigungsspaziergang auf einen weiten Platz am Wasser, wo ich eine ziemliche Anzahl Menschen sitzend gelagert sah. Eine mindestens zwei Meter breite, zwischen zwei hohen Pfosten befestigte Ankündigungstafel unterrichtete mich in großen Lettern, daß hier „zu baden nicht erlaubt" sei. Zu meinem nicht geringen, aber nicht unangenehmen Erstaunen bemerkte ich jedoch beim Nähertreten, daß daselbst doch gebadet wurde. In aller Ruhe und Gemächlichkeit tummelten sich Erwachsene und Kinder, die ihre Sachen am Ufer abgelegt hatten, im

Wasser, und kein Mensch störte sie dabei. Auch merkte man dem lagernden Publikum an, daß ihm das Schauspiel nicht ungewohnt war. Auf meine Frage, ob denn hier öfter gebadet werde, erhielt ich die Antwort: „Jeden Tag, wenn das Wetter es erlaubt." Schon am nächsten Tage war ich unter den „frei" Badenden und habe von da ab den Aufenthalt an der See zu gründlicher Bekanntschaft mit Thetis rechtschaffen ausgenutzt.

Nur einmal machte ich dabei auch Bekanntschaft mit einem der Küstenwächter. Es war ein sehr stürmischer Tag, die See warf ziemlich hohe Wellen ans Ufer, und der Badeplatz außerhalb Eastbourne war menschenleer. Da packte mich die Lust, es einmal mit dem Baden im Sturm zu versuchen. Ich ging mit meinem damals zehnjährigen Sohn bis ziemlich nahe an das Wasser heran, und wir begannen uns auszukleiden. Plötzlich stand ein Küstenwächter neben mir. „Können Sie schwimmen?" „Ja." „Kann der Junge schwimmen?" „Nein." „Dann dürfen Sie baden, der Junge aber nicht." „Danke Ihnen, Herr." Das war unsere ganze Unterhaltung. Viel länger war aber an dem Tage auch meine Unterhaltung mit der Dame Thetis nicht. Als ich badefertig an das Wasser herantrat und nun die Wellen näher betrachtete, merkte ich erst, daß mit dem Schwimmen wohl nicht viel geholfen wäre. Der Wind blies scharf von Westen her. Ich beschloß, ihm möglichst direkt entgegenzuschwimmen, um bei der Rückkehr an der gleichen Stelle zu landen, wo ich das Ufer verlassen hatte. Gesagt, getan, oder vielmehr, gesagt und nicht getan. Zwar warf ich mich, wie geplant, ins Wasser. Aber schon nach dem vierten Schwimmstoß mußte ich umkehren, da ich eine starke Anwandlung von Seekrankheit verspürte. Ich hatte bei jedem Stoß mächtig Seewasser schlucken müssen. Statt jedoch an der Ausgangsstelle zu landen, ward ich mindestens 40 Fuß östlich

davon gegen das Ufer geworfen. Denn von Schwimmen war bei der Rückkehr kaum die Rede. Fast widerstandslos mußte ich mich dem Sturm überlassen und am Ufer mühselig aufs Trockene kriechen, zwischendurch von nachgeschleuderten Visitenkarten des tosenden Elements überschwemmt, die mich stets wieder ein Stück zurückrutschen machten. Da der Strand von Eastbourne nicht mit Sand, sondern mit Kiesel bedeckt ist, war auch das nicht ganz schmerzlos. Ich war für meinen Leichtsinn mit einem Denkzettel bedacht worden, der sich zwar ertragen ließ, aber eindringlich genug war, für eine gute Weile vorzuhalten.

Wie aber vertrug sich die Toleranz des oder der Küstenwächter mit dem großen Anschlag, daß das Baden an jener Stelle „nicht erlaubt" sei. Ganz klar ist mir das nicht geworden. Möglich, daß die Bevölkerung Eastbournes sich entgegen der Verordnung das Recht auf das Baden durch die Tat erzwungen hat, wie solches Erzwingen auch sonst in England nicht selten ist. So erzwang sich im Jahre 1866 beim zweiten großen Wahlrechtkampf der Nation die Demokratie Londons die Benutzung des Hydepark zu Demonstrationszwecken durch die Tat und riß bei dieser Gelegenheit die Eisengitter um, die bis dahin den vornehmsten Park der Hauptstadt umgaben. Die Geländer wurden nicht wiederaufgerichtet, und Hydepark ist seitdem an einer bestimmten Stelle anerkannter Standort für die ganz großen Demonstrationen. Ein anderer Fall spielte sich in einem der größten Theater Londons ab. Als der Tragöde Henry Irving Direktor des Lyceum-Theaters in London war, gedachte er eines Tages den Besuchern des Abteils hinter dem Parkett, der in England Pit (deutsch etwa Schacht oder Zwinger) genannt wird und teils Stehplätze, teils ein paar Bänke mit unnumerierten Sitzen darbietet, eine Wohltat zu

erweisen. Er ließ die Plätze numerieren, um den Besuchern des Pit die Kämpfe um sie zu ersparen. Aber da hatte er sein Publikum arg verkannt. Gleich am ersten Abend, wo die neue Einrichtung sich bewähren sollte, empfing ihn, als er auftrat, vom Pit her allgemeines Hallo, begleitet von Grunzen und Zischen. Er tritt vor die Rampe und ruft dem Pit zu: „Gefällt euch die neue Einrichtung nicht?" „Nein", erschallt es wie aus einem Munde. „Wollt ihr die alte wieder haben?" „Ja", ebenso einstimmig. „Schön, dann mögt ihr sie wieder haben." Am anderen Tag war die neue Einrichtung gewesen, und dabei ist es, soweit meine Erinnerung geht, geblieben.

Um aber auf Eastbournes Freibaden zurückzukommen, so kann es auch sein, daß der Anschlag, der das Baden für „nicht erlaubt" erklärte, nur besagen sollte, daß jeder, der dort bade, dies auf eigene Gefahr tue. Für eine solche Auslegung ließen sich gleichfalls Beispiele anführen. Es muß schon ein sehr bestimmtes Verbot sein, das in diesem Dingen vom Engländer für unbedingt verpflichtend genommen wird. An den Badeorten der Ostküste, die ich später oft aufsuchte, und die von vielen Engländern vorgezogen werden, weil die Seeluft dort frischer — more breezy — ist, habe ich solchen Anschlag überhaupt nicht gefunden.

Westlich von Eastbourne steigen die See entlang Klippen allmählich zu dem über 500 Fuß hohen mächtigen Kreidefelsen Beachy Head empor, der oben bewachsen ist, sich erst sanft neigt und dann nach dem Wasser zu plötzlich steil abfällt und unten allerhand Buchten und Ansätze zu Höhlen aufweist. Unternehmende Badegäste haben wiederholt Beachy Head, zu dem von der Landseite ein sehr schöner Promenadenweg führt, während der Ebbe von der Seeseite her zu erklettern versucht, wobei aber manche in arge Lebensgefahr gerieten. Konnten sie

nicht bis zur Höhe vordringen und kam inzwischen die Flut zurück, so hingen sie, wie das englische Sprichwort geht, zwischen dem Teufel und dem tiefen Meer. Vom Küstenwachthaus, das dort steht, wo der Felsen am höchsten ist, kann man nicht sehen, was an dessen steiler Seite vor sich geht, noch dringen Rufe von dort her bis zu jenem Haus vor. Nur wenn sie von der Seeseite aus bemerkt werden, können alsdann die Kletterer auf Hilfe rechnen.

Ungefähr fünf bis sechs Seemeilen vor Beachy Head haben im Jahre 1895 die Avelings, der alte Kommunistenbündler Friedrich Leßner und meine Wenigkeit an einem recht stürmischen Herbsttage die Urne mit der Asche unseres Friedrich Engels ins Meer versenkt. Engels, der am 5. August 1895 gestorben war, hatte in einem seinem Testament beigelegten Brief bestimmt, daß seine Leiche eingeäschert und die Asche ins Meer geworfen werde. Und da wir seine Vorliebe für das liebliche Eastbourne kannten, wurde die See vor Beachy Head als der geeignetste Ort befunden, diesen Teil von Engels' letztem Willen zur Ausführung zu bringen. Nachträglich hat sich übrigens in mir der Eindruck befestigt, daß diese Anordnung vielleicht noch von einem anderen Empfinden diktiert war, als von der Liebe für Eastbourne und das Meer. Man könnte auch an Lethe denken. Der Brief war kurz vor Engels' Tode geschrieben, und das letzte Lebensjahr des treuen Waffenbruders von Karl Marx hatte ein Konflikt getrübt, der Engels zwar nicht unmittelbar anging, in dessen Verlauf aber sich Dinge abspielten, die ihn tief getroffen haben müssen. Die geselligen Abende, die wir in seinem Hause verlebt haben, waren schon Monate vor seiner schweren Erkrankung der fröhlichen Stimmung beraubt, die vordem dort zu herrschen pflegte.

Engels hatte ein gastliches Haus gehalten. Politische und



William Morris

persönliche Freunde wurden von ihm aufgefordert, die Sonntagabende, wenn immer es ihre Zeit erlaube, als Gäste bei ihm zu verbringen, und es kam fast stets eine ganz achtbare Tafelrunde von Angehörigen verschiedener Nationalitäten zusammen. Da sie interessante Persönlichkeiten zählte, sei ihr ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Unterhaltung an diesen Abenden war eine zwanglose. Ernstere Gegenstände wurden zwar berührt, aber bildeten nicht ihren ausschließlichen Stoff. Man scherzte auch viel, nahm es dankbar entgegen, wenn Teilnehmer ernste oder heitere Lieder vortrugen, und der gute Claret (Bordeaux), den Engels liebte, sorgte für die rechte Stimmung. Je lebendiger es zuging, um so mehr verrieten die Züge unseres Wirtes inniges Wohlbehagen, und gar manchmal ließ er dann auch Champagner kommen und stimmte selbst eines der alten Burschenlieder an, wie sie in seiner Jugendzeit gesungen wurden. Von englischen Liedern war ihm namentlich das alte politische Volkslied vom Vikar von Bray ans Herz gewachsen.

Es ist dies ein im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts entstandenes Lied, das einen Geistlichen erzählen läßt, wie er, um sich sein Vikariat zu erhalten, mit jeder der von 1685 bis 1715 wechselnden Regierungen seine kirchenpolitische und politische Gesinnung geändert habe. Man kann an des Liedes Hand ein ganzes Stück englischer Verfassungsgeschichte memorieren. Es beginnt mit der Zeit des „guten Königs" Karl II. und endet mit dem Regierungsantritt des Welfen Georg I. Der Kehrreim ist immer:

„For this is the law that I'll maintain
Until my dying day, Sir,
That whatsoever King may reign
I'll be the vicar of Bray, Sir."

Unter Karl II. predigt der gute Mann das absolute Gottesgnadentum und eifert für die Doktrin der englischen Hochkirche. Unter Jakob II. erwärmt er sich für Toleranz gegenüber den Katholiken, findet an der römischen Kirche Gefallen und „wäre ein Jesuit geworden — wenn die Revolution (von 1688) nicht gekommen wäre". Unter Wilhelm I. lehrt er Männerstolz vor Königsthronen —

„passive obedience was a yoke
a jest was non-resistance."

Mit der Regierung der Königin Anna wird er Tory und verwirft jedes Deuteln an den Dogmen der Staatskirche, und wie Georg I. „in pudding time" nach England kommt und die Whigs allmächtig werden, wird auch er mit diesen ein Anwalt „gemäßigten Fortschritts" und schwört täglich den Papst und den Prätendenten ab. Nun wird er den Fürsten aus dem Hause Hannover unwandelbar treu bleiben — „as long they hold possession".

Engels hat das Lied für die sozialdemokratische Liedersammlung Vorwärts (Zürich 1886) in deutsche Verse übertragen. Einige davon sind ihm vortrefflich gelungen, bei andern machte, da er das Versmaß beibehielt, die größere Weitläufigkeit der deutschen Sprache es unmöglich, den Geist des englischen Textes in der ganzen Derbheit wiederzugeben. Wie das übrigens auch einem so glänzenden Übersetzer wie Freiligrath bei manchen der im allgemeinen meisterhaft verdeutschten Lieder des schottischen Volkssängers Robert Burns gelegentlich ergangen ist.

Der Kehrreim des „Vikar von Bray" lautet bei Engels sehr hübsch:

„Denn dieses gilt und hat Bestand,
Bis an mein End soll's wahr sein:

Daß, wer auch König sei im Land,
In Bray will ich Vikar sein."

Und gut ist auch der Ton des letzten Verses getroffen:

„Hannovers hoher Dynastie
(Mit Ausschluß von Papisten),
Der schwör ich Treu, — solange sie
Sich an dem Thron kann fristen.
Denn meine Treu wankt nimmermehr
(Veränderung ausgenommen),
Und Georg sei mein Fürst und Herr —
Bis andere Zeiten kommen."

Damit wollen wir uns von diesem Musterlied für Umlerner verabschieden und zum Schluß für diesmal noch eines alten englischen Kneipenliedes gedenken, das uns Sam More, der Freund von Engels und Marx und Mitübersetzer von Marxs „Kapital" ins Englische, manchmal zum besten gab. Es handelt von „drei lustigen Briefträgern", die in der „Schenke zum Drachen" sitzen und „manche Flasche" zum Krachen bringen. Da heißt es ganz im Geiste von „Merry England":

„Wer guten Wein hat
Und doch sich nüchtern hält,
Ist wie das dürre Laub,
Das im Herbst zu Boden fällt."

Und der Kehrreim läßt sich so wiedergeben:

„Komm, Schankwirt, gieß die Becher voll
Bis zum Überlaufen,
Heute wollen wir fröhlich sein (dreimal)
Und morgen Wasser saufen."

IX.

Vom Engelsschen Hause und der Engelsschen Tafelrunde

Friedrich Engels war nicht nur sehr demokratisch gesinnt, er empfand auch durchaus demokratisch. Wie er, der in manchen Einzelheiten der Lebensführung erkennen ließ, daß er aus einem Hause kam, in dem der gute bürgerliche Ton herrschte, ein Mädchen aus proletarisch-kleinbürgerlichem Kreise zur Lebensgefährtin genommen hatte, so kannte er auch bei der Wahl seines Umganges keinen Unterschied der Klasse. Aber Unterschiede machte er darum doch. Wer zu seinen geselligen Abenden herangezogen werden wollte, der mußte entweder in der sozialistischen Bewegung gute Leistungen aufzuweisen haben oder aber geistig etwas bedeuten. Dagegen brauchte er als Sozialist nicht notwendigerweise Marxist zu sein. Es ging in dieser Hinsicht beim Mitbegründer der marxistischen Schule sehr wenig schulmäßig zu. Selbst Nichtsozialdemokraten waren zugelassen. So hat der sozialkonservative weiland Herausgeber der „Berliner Revue" und Freund von Karl Rodbertus, Dr. Rudolf Meyer, zur Zeit seines Aufenthalts in London nicht selten zu den Gästen des Engelsschen Hauses gezählt. Ihn legitimierte seine Sachkunde auf dem Gebiet der politischen Ökonomie, sowie der Umstand, daß er, von Bismarck verfolgt, im Exil lebte. Als guter Ostelbier war er kein Feind des Alkohols, und eines Abends hat

er sich auch bei Engels ein richtiges Räuschchen angetrunken. Da war es nun sehr drollig, wie er, seines Zustandes sich bewußt, ein über das andere Mal mit etwas schwerer Zunge ausrief: „Nein, das hätte man mir sagen sollen, daß ich, ein preußischer Konservativer, eines Tages hier in London bei den revolutionären Kommunisten mir einen Spitz trinken würde." Es war an einem Weihnachtsabend, und da konnte man im Engelsschen Hause allerdings schon solchem Geschick verfallen.

Weihnachten wurde bei Engels auf englische Weise gefeiert, ähnlich wie Charles Dickens es so hübsch in den „Pickwickiern" geschildert hat. Die Zimmer waren mit grünen Zweigen aller Art geschmückt, zwischen denen an geeigneten Stellen der verräterische Mistelzweig hervorsah, der jedem Mann das Recht verleiht, jede weibliche Person zu küssen, die er unter ihm stehend oder ihn passierend ertappt. Geht es zu Tische, so ist das Hauptgericht ein mächtiger Truthahn und, wo die Mittel dazu vorhanden sind, als Ergänzung ein großer gekochter Schinken. Einige Nebengerichte, von denen bei der Süßspeise Tipsycake (wörtlich Schwipskuchen) dies der Name schon anzeigt, sind mit Zusatz von gutem Branntwein zubereitet, und das Ehrengericht des Tages, der Plumpudding, wird nach Verdunklung des Zimmers in brennendem Rum aufgetragen und ausgeteilt. Es muß jeder sein Stück Pudding, der auf diese Weise gute Branntweintaufe erhält, mit einem Stück Feuer erhalten. So wird ein Grund gelegt, der demjenigen, der bei den die Speisen begleitenden Weinen nicht maßhält, wohl gefährlich werden kann.

Ich kann nicht umhin, hierbei eines Vorfestes zu gedenken, das bei Engels dem Weihnachtsfest vorausging. Es war dies der Tag der Zubereitung des Teiges oder vielmehr der Masse für den Weihnachtspudding. Dieser wurde hier in einer ge-

waltigen Quantität hergestellt. Denn es gab keinen Freund des Hauses, der nicht aus 122 Regents Park Road seinen Pudding für das Weihnachtsfest erhielt. Professor Karl Schorlemer und Engels' medizinischer Ratgeber, Dr. Gumpert in Manchester, Freund Sam Moore in Yorkshire, der alte Chartist Julian Harney auf Jersey, Peter Lawrow, der verehrte Führer der russischen Sozialisten, sowie Marxs Schwiegersöhne Paul Lafargue und Charles Longuet in Paris, verschiedene intimere Freunde in London und, wenn ich nicht sehr irre, auch einige Freunde in Deutschland wurden regelmäßig damit bedacht. Da mußten denn an dem bestimmten Tage, etwa 14 Tage vor Weihnachten, die weiblichen Freunde des Hauses schon am frühen Vormittag sich einstellen und bis gegen Abend daran arbeiten, riesige Mengen Äpfel, Nüsse, Mandeln, Rinderfett usw. in ganz kleine Stücke zu zerkleinern, viele Pfund Rosinen entkernen und zerschneiden (daß Plumpudding Rosinenpudding bedeutet, darf ich als bekannt voraussetzen), und daß es dabei heiter genug zuging, kann man sich denken. Was fertig war, kam in einen großen Kübel. Zu später Vesperstunde rückten die männlichen Freunde des Hauses heran, und jedem ward aufgegeben, mit einer senkrecht in den Kübel gesteckten Kelle dreimal die Masse herumzurühren, eine durchaus nicht leichte Arbeit, zu der es gehörige Muskelkraft brauchte. Aber sie hatte mehr symbolische Bedeutung, wessen Kräfte zu ihr nicht ausreichten, der ward in Gnaden dispensiert. Den Abschluß machte Engels selbst, der alsdann in den Weinkeller ging und Sekt holte, worauf man auf ein fröhliches Weihnachten und vieles andere sonst anstieß. Alles natürlich unten in der Küche, was den Reiz des Ganzen noch erhöhte, denn der Aufenthalt in einer großen Küche hat immer etwas Anheimelndes. Haben doch lange Zeit selbst wohlhabende Leute die Küche als Eß-

raum benutzt. Das wäre auch bei Engels sehr gut gegangen, denn die Küche war geräumig und der Herd nach englischer Art in den Kamin hineingebaut, so daß er keinen besonderen Raum beanspruchte. Wie so vieles in England vereinte er Neues mit Altem. Die Konstruktion des Kochofens galt damals als modern; aber es fehlte nicht der altmodische Bratenwender, Jack genannt, an dem das Roastbeefstück hängend gebraten wird, während eine unten aufgestellte Schüssel das hinabträufelnde Fett auffängt. Daß in kleinen Wohnungen die Küche einen Wohnraum abgeben muß, kommt auch bei uns oft genug vor. Aber wohl kaum so häufig wie in England, wo bei Wohnungsanzeigen die Küche kleinerer Wohnungen zum Unterschied von der guten Stube, die hier sitting room heißt, kurzweg als living room — Raum, worin man lebt — bezeichnet wird. Allerdings ist selbst in diesen Wohnungen der Abwaschraum stets von der Küche getrennt.

Wenn aber bei Engels die Küche nie als Eßraum benutzt wurde, so hat es Fälle gegeben, wo sie wegen ihrer Nähe zum Weinkeller als Trinkstube gedient zu haben scheint. Wenigstens von einem Fall dieser Art hat mir Engels selbst erzählt. Mit einem guten Bekannten habe er einmal die ganze Nacht hindurch in der Küche gesessen, disputiert und Wein getrunken, bis am frühen Morgen seine Frau hinuntergekommen sei und ihnen Kaffee zubereitet habe.

Der Bekannte war Dr. Eugen Oswald, ein Deutscher, der in jungen Jahren, nach etlichem Aufenthalt in Frankreich, in London als Flüchtling sich heimisch gemacht und dort eine Stellung als Lehrer des Französischen an der Marineschule in Greenwich gefunden hatte. Obwohl er kein Sozialist im Marxschen Sinne war, sondern sich mit einem demokratischen Republikanismus begnügte, war er doch mit Marx und Engels

befreundet und zu meiner Zeit wiederholt Teilnehmer an den Abenden bei Engels. Er war eine ehrliche Natur und fleißiger Arbeiter, Präsident der Carlyle-Gesellschaft und Schriftführer der englischen Goethe-Gesellschaft, wenn ich nicht irre, längere Zeit auch Lehrer an dem von F. Denison Maurice, dem Freund des Predigers und Dichters Kingsley und Vater des christlichen Sozialismus in England, gegründeten Workingmens-College in Great Ormond Street, einem Institut, dessen Zuschnitt den Nachgekommenen eine nahezu drei Generationen hinter uns liegende Phase englischen sozialen Lebens und sozialer Strebungen veranschaulicht. Etwas von ihrem Bildungsidealismus steckte noch in Oswald selbst. Zu Reichtümern hat er es in England nicht gebracht. Da er am Greenwich-Institut nicht fest angestellt war, hat er im Gegenteil, als er als Siebziger das Lehren dort einstellen mußte, nicht einmal eine Pension bezogen. Er war schon nahe den Achtzigern, als er durch Vermittlung von Freunden damit betraut wurde, die Söhne des damaligen Prinzen (richtiger sollte man übersetzen: Fürsten) von Wales und derzeitigen Königs in deutscher Sprache und Literatur zu unterrichten. Kurze Zeit vor Ausbruch des jetzigen Krieges hat er die Augen für immer geschlossen. Die Katastrophe hätte ihn seelisch schwer getroffen, denn er fühlte sich durchaus als Mittler deutschen und englischen Geistes.

Oswald war so ziemlich der einzige in England lebende deutsche Nichtsozialdemokrat, der bei Engels verkehrte. Ebenso verkehrte zu meiner Zeit außer Edward Aveling und Eleanor Marx auch nur ein englischer hervorragender Sozialist bei Engels. Es war dies der Privatgelehrte und Schriftsteller Ernest Belfort Bax, ein vielseitig gebildeter Mann, der in der deutschen Philosophie gut Bescheid weiß und die deutsche

Sprache fließend beherrscht, bis zu diesem Kriege überhaupt deutsches Wesen sehr hochschätzte, während er jetzt allerdings zu denjenigen englischen Sozialisten zählt, die schroff gegen Deutschland Stellung nehmen. Sehr ausgesprochener Atheist und Republikaner ist er überhaupt politisch eher von den radikalen Franzosen orientiert; der unerbittliche Marat ist sein Held, dem er ein Buch gewidmet hat. Als Schriftsteller ist er sehr geschätzt und hat unzweifelhaft viele Verdienste um die Verbreitung sozialistischer Anschauungen in England. Er ist einer jener englischen Intellektuellen, die zu Anfang der achtziger Jahre dem in England für tot geltenden Sozialismus dort zuerst wieder literarisches Bürgerrecht erwarben; auch hat er der englischen sozialistischen Lyrik als Dichter und Komponist Beiträge geliefert. Er ist nämlich musikalisch gebildet und hat um 1890 herum gleichzeitig mit George Bernard Shaw als Musikkritiker am radikalen Londoner Abendblatt „The Star" mitgearbeitet.

Aus dieser Zeit ist mir eine sehr drollige freundschaftliche Malice Shaws gegen Bax in Erinnerung. „Mein Kollege", schrieb er in einer Rezension, „war neben mir eingeschlafen. Als ich auf dem Nachhauseweg ihm mein Urteil über die Aufführung auseinandersetzte, unterbrach er mich plötzlich mit den Worten: ‚Wie können sie darüber urteilen wollen, Sie haben ja während der ganzen Zeit geschlafen?'" Der Humor dieser Bemerkung lag darin, daß Bax, wie alle, die ihn kannten, wußten, leicht völlig in Grübeln versank und der tollsten Paradoxe fähig war, die er aber zum Unterschiede von Shaw stets sehr ernst nahm.

Seine Paradoxe machten ihn an der Engelsschen Tafel zu einem Beleber der Gespräche. Er rief durch sie unser aller Widerspruch hervor und verteidigte sie mit der größten Hart-

näckigkeit. Geradezu Fanatiker war er als Antifeminist. Er behauptete und verfocht diese Ansicht auch literarisch, daß in England die Männer das unterdrückte Geschlecht, die Frauen über Gebühr privilegiert seien. Nun mag in der Tat der Schutz, den das englische Gesetz den Frauen zur Milderung ihrer allgemeinen gesetzlichen Zurücksetzung zuerkennt, in Einzelfällen zur Ungerechtigkeit gegen den Mann Handhabe geben. Solche Anomalien sind bei allen Schutzgesetzen für sozial oder persönlich Schwächere möglich. Aus ihnen jedoch die Folgerung ableiten, die Männer seien in England überhaupt gesetzlich die „Hörigen" der Frauen, konnte nur eine ganz einseitige Betrachtung der Dinge. Und solcher Einseitigkeiten gab es verschiedene bei Bax. Da er nun belesen und auch scharfblickend ist, versteht er seine Sache geschickt genug zu führen, so daß ein Mitarbeiter in der sozialistischen Wochenschrift „Today" einmal in einer Besprechung mit komischer Verzweiflung ausrief: „Warum ist Bax immer so unwiderleglich im Recht und so hoffnungslos im Unrecht?" Man kann sich aber vorstellen, wie sehr ein so gearteter Mensch die Unterhaltung anstacheln kann.

Shaw selbst habe ich nie bei Engels gesehen, noch irgendeinen anderen der damals bekannteren Fabianer. Zwischen ihnen und Engels und lange Zeit auch zwischen ihnen und mir stand eben Edward Aveling. Es haben sich seinetwegen ja viele Leute von Engels ferngehalten oder zurückgezogen, so noch vor meiner Zeit die um die deutsche Arbeiterinnenbewegung sehr verdiente Frau Gertrud Guillaume Schack. Diese aus der gräflichen Familie der Schacks stammende Frau war eine warmherzige, überzeugte Sozialistin und mit ihrem guten Humor und anspruchslosen Wesen eine sehr angenehme Gesellschafterin, die Engels gern bei sich sah. Eines Tages jedoch

erhielt er von ihr einen Brief, worin sie ihn bat, es nicht für Mangel an Wertschätzung für ihn aufzunehmen, daß sie seinen Abenden fernbleibe. Solange Dr. Aveling bei ihm verkehre, könne sie sein Haus nicht betreten. Einen ähnlichen Brief erhielt er, als ich schon in London ansässig war, von der fein gebildeten englischen Sozialistin, die unter dem Pseudonym John Law die Lebensverhältnisse der Weißnäherinnen in Manchester, das Wesen und Treiben der Heilsarmee in Eastend von London und ähnliche soziale Zustände und Erscheinungen in Erzählungsform anschaulich geschildert hat. Beide, Miß H. sowie Frau Schack, weigerten sich jedoch hartnäckig, Engels die näheren Gründe anzugeben, warum sie Aveling zu meiden wünschten.

Es liegt nahe, an eine Beleidigung jener Art durch Aveling zu denken, von denen Frauen von Geschmack nicht gern reden. Indes bin ich auch bei Engländern männlichen Geschlechts auf eine starke Abneigung dagegen gestoßen, außer im engsten Kreise Anschuldigungen ernster Natur weiterzugeben. Um 1895 ward Aveling aus der Londoner Zweigverbindung der Independent Labour Party ausgeschlossen. Der dafür angegebene Grund war aber geradezu nichtssagend, so daß man schon damals vermuten konnte, daß er nur vorgeschoben sei. Als ich daher drei Jahre später Anlaß hatte, über Aveling ins klare zu kommen, fragte ich eines Tages den Sekretär der Verbindung in einer freundschaftlichen Unterhaltung, was denn der wirkliche Grund des Ausschlusses gewesen sei. Er könne ihn mir ruhig anvertrauen. Es war jedoch nichts aus dem Menschen herauszubringen. Er antwortete im Gegenteil zunächst mit der Beteuerung, daß er „die größte Hochachtung vor des Doktors Wissen und Talenten" habe, und als ich weiter in ihn drang, wand er sich fast in ausweichenden Be-

merkungen. Das einzige, was ich aus ihm herausbekam, war, daß er schließlich sich zu dem Geständnis entschloß: „Nun, ich will es Ihnen sagen. Der angegebene Grund war in der Tat nicht der wirkliche. Die Sache ist einfach die, wir wollen mit diesem Menschen nichts zu tun haben." Den Nachsatz sprach er mit starker Betonung, und ich sah ein, daß es ihm wider das Empfinden ging, mehr zu sagen. Und doch wußte er Dinge von dem Ausgeschlossenen, die genügt hätten, ihn ins Zuchthaus zu bringen.

Die Vorliebe für das Auskunftsmittel, durch ein einseitiges Lob sich darüber hinwegzuhelfen, jemand Übles nachzusagen, war mir schon bald nach meiner Niederlassung in London aufgefallen. Gegen Ende des ersten Jahres wurden meine Frau und ich zum Ehepaar Hubert Bland eingeladen, die zum engeren Kreis der Fabianer gehörten. Sie und ihre anderen Gäste waren interessante Leute, die Unterhaltung bewegte sich sehr ungezwungen. Als ich aber in irgendeinem Zusammenhang von den Avelings sprach, ward ein verdächtig anmutender Päan auf sie angestimmt. „O, die Avelings sind sehr tüchtige Leute." „O, jeder muß zugeben, daß sie große Verdienste um die Bewegung haben", und in dieser Tonart weiter, so daß mir sofort klar wurde, da sei etwas nicht in Ordnung. Ich schob es auf die Politik. Ein Kenner aber wäre vielleicht mit der Frage herausgeplatzt: „Wirklich, haben die Leute ihre Kinder umgebracht?" Ich bin indes nicht sicher, daß ich befugt wäre, mit Bezug auf diese Art des Umgehens einer bestimmten Anschuldigung von Heuchelei zu reden. Es handelte sich um eine so eingewurzelte, von Jugend auf geübte Gepflogenheit, daß jedenfalls niemand sich bei ihr einer Unwahrhaftigkeit bewußt ist und, weil sie Landessitte ist, auch niemand durch sie getäuscht wird.

Daß sie auch in der Literatur herrscht, wurde mir eines Tages klargemacht, als ich eine Arbeit von mir mit einer gebildeten und frei denkenden Engländerin auf grammatikalische Korrektheit und Stil durchging. Ich weiß nicht mehr genau, um was es sich handelte; aber bei verschiedenen polemischen Stellen erklärte mir meine Mentorin kategorisch: „Das ist viel zu grob, das dürfen Sie so nicht sagen, das würde Sie in der besseren Literatur unmöglich machen.“ Und ich bin doch nicht gerade als besonders zänkischer Schriftsteller bekannt.

Überhaupt herrscht in der englischen Literatur ein urbanerer Ton vor als bei uns. Das wurde mir eines Tages peinlich verdeutlicht durch eine Polemik zwischen August Weismann und Herbert Spencer in einer der großen englischen Monatsrevuen (ich glaube, es war die „Fortnightly Review“) über die Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften, die Weismann bekanntlich bekämpfte, während Spencer sie verteidigte. Weismanns Artikel war schulmeisterlich hochfahrend, er behandelte den Gegner, der, wenn kein Zoologe von Fach, doch ein scharfsinniger Denker und Mann von sehr umfassendem Wissen war, wie einen Ignoranten; Spencer blieb durchgängig höflich und ließ nur die Tatsachen sprechen, auf die er seine Ansicht stützte. Ich legte die Polemik damals verdrossen aus der Hand. Mag man noch so kosmopolitisch gesinnt sein, wir fühlen uns schließlich doch in solchen Dingen mit unseren Landsleuten solidarisch genug, ob ihrer beschämt zu sein.

Natürlich fehlt es in England auch nicht an Leuten, die es im zänkischen Ton mit dem rauflustigen Teutonen aufnehmen. Zu ihnen gehört oder gehörte H. M. Hyndman, der Führer desjenigen Flügels der englischen Sozialisten, der seine politische Doktrin von Marx ableitet. Hyndman, der Marx in dessen letzten Lebensjahren kennengelernt und sich in dessen

Schriften vertieft hatte, hat ein recht lesbares Buch über die Ökonomie des Sozialismus geschrieben, das zwar nicht ohne Fehler ist, aber es mit dem Durchschnitt der deutschen Popularisierungen der Marxschen Lehre immer noch aufnehmen kann. Die praktische Anwendung jedoch, die er dieser Lehre gab, ging stark ins Sektiererische, und die Art, wie er sie literarisch verfocht, hieß oft genug anmaßliche Zänkerei. Dabei wollte es die Ironie der Tatsachen, daß ihm, der als der berufene englische Apostel des Marxismus angesehen wurde, das Haus des Mitarbeiters und wirklich berufenen Interpreten von Marx verschlossen blieb. Hyndman hatte, als er seine erste sozialistische Schrift veröffentlichte, diese Engels mit der Frage übersandt, ob er ihn besuchen dürfe, aber die kühle Antwort erhalten, die einer Ablehnung gleichkam, Engels werde seinen Besuch annehmen, wenn er öffentlich bekannt haben werde, wem er die in jener Schrift verkündete Wissenschaft verdanke. Es war nämlich in ihr Marx zwar stark benutzt, aber, wie Hyndman es später begründet hat, aus opportunistischen Rücksichten nicht genannt worden. Indes, wenn auch kein bösartiges Plagiat vorlag, so kannte Friedrich Engels dort, wo Marx in Betracht kam, keinen Spaß, und als Hyndman den Verstoß gut machte, sorgten inzwischen eingetretene Zerwürfnisse in der sozialistischen Bewegung Englands dafür, daß das Interdikt nicht aufgehoben wurde.

William Morris, der liebenswürdige Dichter und bedeutende Künstler, das Haupt der im Jahre 1884 von der Sozialistischen Föderation abgesplitterten Sozialistischen Liga, ist zur Zeit jener Spaltung ein paarmal bei Engels gewesen, und Engels hat stets mit Achtung von ihm gesprochen, aber es ist nie zu einem Verkehr zwischen ihnen gekommen. Der Hauptgrund war hier, daß Morris das Zentralgestirn eines eigenen

Kreises war. Außerdem war er gerade an Sonntagabenden auch schwer abkömmlich. An sein westlich von London, in Hammersmith an der dort schon rasch fließenden Themse gelegenes schönes Wohnhaus, Kelmscott House genannt, hatte er sich einen Versammlungssaal anbauen lassen, und dort fanden den größten Teil des Jahres an Sonntagabenden sozialistische Propagandaversammlungen statt, denen Morris oft präsidierte. Zweimal habe auch ich unter Morris' Vorsitz dort einen Vortrag gehalten, ihn selbst aber nie als Redner gehört. Ich glaube auch nicht, daß er rhetorisch Bedeutendes geleistet hat. Gewiß konnte er seine Gedanken sehr fesselnd zum besten geben, dies aber als Vortragender vor einem verhältnismäßig kleinen Kreise in dem ungezwungenen Ton eines Plauderers. Die eigentliche Rhetorik jedoch paßte nicht zu seinem Naturell, sein ganzes Wesen war — möchte ich sagen — antirhetorisch. Der mittelgroße, kräftig gebaute Mann mit seinem schönen, ausdrucksvollen Kopf war durch und durch Künstler. Aber kein Künstler des gesprochenen Wortes. Die Hauptstätte seines Wirkens war die Werkstatt, sei es die des dichtenden oder die des bildenden Künstlers. Als Maler und Zeichner ist er einer der Begründer jenes Stils, der, vielfach verzerrt, in Deutschland den Namen Jugendstil erhielt; als Dichter ist er in seinen größeren Werken ein phantasiereicher Erzähler. Aus Ruskins Schule hervorgegangen, ist er wesentlich romantisch gerichtet, nur ein Romantiker konnte das ansprechende und in allen Sprachen übersetzte Zukunftsbild „News from Nowhere“ schreiben (deutsch unter dem Titel „Kunde von Nirgendwo“ erschienen). Aber wenn er den Sozialismus wesentlich unter dem Gesichtswinkel des Künstlers sah, so war William Morris darum nicht etwa der Ästhet, der nur über den Sozialismus und allenfalls hier und da für ihn schrieb. Nein, er stand in

der Bewegung, hat unter den Ersten geholfen, sie zu organisieren und für sie zu agitieren, und man konnte den geschätzten Dichter und wohlhabenden Fabrikanten, den Entwerfer von Tapeten für die vornehme Welt Westlondons, damals nicht selten an irgendeiner Straßenecke eines Londoner Arbeiterviertels einem Häuflein Arbeiter die Botschaft des Sozialismus predigen sehen.

Die sozialistische Propaganda stieß bei ihrer Wiederaufnahme in England gerade bei der Arbeiterschaft auf ein ungemein sprödes Material. Die gewerkschaftlich organisierten Berufsarbeiter waren fast durch die Bank Anhänger oder Verbündete der durch Zuzug von links her stark radikalisierten liberalen Partei, zumal des linken Flügels, und die ungelernten Arbeiter standen noch auf einem sehr niedrigen geistigen Niveau und waren daher um so schwerer zu organisieren. Der Unterschied zwischen Berufsarbeitern und ungelernten Arbeitern in Lohnhöhe und Kultur war bis in die neueste Zeit hinein in England meist ein sehr viel größerer als bei uns, was neben anderem auch die Erklärung dafür abgibt, weshalb der nach England kommende Deutsche, der davon gelesen hatte, daß die englischen Arbeiter besser bezahlt würden und kürzere Arbeitszeit hätten als die deutschen, zuerst den entgegengesetzten Eindruck empfing. Denn die ungelernten Arbeiter sind die große Mehrheit der Arbeiterschaft, sie aber geben bestimmten Arbeitervierteln (nicht allen) den Charakter.

Einer der ersten Berufsarbeiter, die sich der sozialistischen Bewegung anschlossen, war der Maschinenbauer John Burns, der es später bis zum Kabinettsminister gebracht hat. Auch er war ein paarmal bei Engels, und dieser hat die Vorzüge und Schwächen dieses unzweifelhaft genialen Proletariers sehr gut erkannt. Im Gespräch mit mir verglich er ihn einmal mit

Cromwell, von dessen Fähigkeiten er eine große Meinung hatte. Er stellte ihn militärisch ebenso hoch wie Napoleon I. und als Staatsmann über ihn. Von Burns pflegte er, wenn auf diesen geschimpft wurde, zu sagen: „Es ist mehr gegen ihn gesündigt worden, als er selbst gesündigt hat." Sünder war Burns allerdings, seine ins Kindliche gehende Eitelkeit, an sich so begreiflich bei einem Menschen, der über seine eigenen Fähigkeiten erstaunt ist, ließ ihn Rücksichtslosigkeiten begehen, die man in der Arbeiterbewegung schwer verzeiht. Aber er war in der Sache selbst durchaus ehrlich und hat lange Jahre in selbstloser Weise eine Riesenarbeit für die Bewegung geleistet, während er als Maschinenbauer seinem Broterwerb nachging. Ein Bär an Kraft, mit einer weitschallenden Stimme begabt und ein schwer zu übertreffender Meister in packenden Bildern und Vergleichen, verband er mit diesen äußeren Eigenschaften des Volksredners die Tugenden des bildungsfreudigen und lesedurstigen Arbeiters. Sein Reichtum ist seine Bibliothek, die schon sehr bedeutend war, ehe er noch das Gehalt eines Ministers bezog.

Ich lernte ihn kennen, als ich eines Tages mit einem sehr fähigen englischen Sozialisten aus der Bourgeoisie, dem ehemaligen Marineleutnant H. H. Champion, zu tun hatte. Wir trafen uns in einem Speisehaus der City, und Champion stellte mir Burns vor, der schon einen Namen in der Bewegung hatte, aber nur erst den Eindruck eines energischen Menschen auf mich machte. Er bestellte weder etwas zu essen noch etwas zu trinken: das erste nicht, wie ich später erfuhr, weil er nicht das Geld dazu hatte und zu stolz war, sich freihalten zu lassen; das zweite nicht, weil er strenger Abstinenzler ist. Mir waren solche bis dahin noch nicht zu Gesicht gekommen, ich hatte nur erst von Mäßigkeitsleuten gehört. Daß aber

ein so robuster Arbeiter grundsätzlich selbst das kleinste Quantum Bier ablehnen würde, hatte ich nicht erwartet. Da mutete es mich doch fremdartig an, daß Champion und ich, die Intellektuellen, Bier tranken und Burns, der Handarbeiter, es grundsätzlich ablehnte: ein Gegensatz, auf den ich jedoch später noch oft gestoßen bin. Ein sehr großer Prozentsatz von Sozialisten aus der Arbeiterklasse sind in England strenge Abstinenzler, während die Mehrzahl der Sozialisten aus der Bourgeoisie den Genuß von Bier, Wein oder auch von Whisky und Soda nicht verpönen. Daß Friedrich Engels in der Praxis kein Abstinenzler war, weiß jeder schon aus seinen Briefen. Er war es aber auch nicht in der Theorie, von der er übrigens auch in bezug auf diese Frage sehr viel verstand.

Wie manche englischen Arbeiter die Abstinenz auffassen, zeigt ein Vorfall, der sich im Jahre 1893 in Zürich bei Gelegenheit des dort abgehaltenen Internationalen Sozialistenkongresses abspielte. Eleanor Marx traf nämlich in einem der schönen Biergärten Zürichs eine Anzahl englischer Arbeiterführer, die sie als „Teetotaler", d. h. Abstinenzler, kannte, fröhlich beim Glase Bier sitzen und hielt ihnen spottend vor, ihre Grundsätze schienen den Luftwechsel nicht zu vertragen, worauf ihr der hünenhaft gebaute Führer der Gasarbeiterunion, William Thorne, gelassen erwiderte, sie sei ganz im Irrtum, Lagerbier (dies der englische Sammelname für das leichter gebraute festländische Bier) sei „Temperenzgetränk".

William Thorne, der heute als Parlamentsmitglied und Mitglied der Parlamentarischen Gewerkschaftskommission eine einflußreiche Rolle im öffentlichen Leben Englands spielt, war damals Vertreter einer der sogenannten Neuen Unionen, d. h. einer Kampfgewerkschaft ungelernter Arbeiter, und selbst

noch ganz Proletarier. Eleanor Marx und Friedrich Engels hielten außerordentlich viel von ihm. Engels hat ihm ein Exemplar der englischen Ausgabe von Marxs „Kapital" mit einer langen persönlichen Widmung geschenkt, und nur die riesige Entfernung seiner im äußersten Osten Londons gelegenen Wohnung von Regents Park Road war schuld, daß Thorne nicht zu den regelmäßigen Gästen Engels' gehörte. Zwischen ihm und Eleanor Marx herrschte wirkliche Freundschaft, und als wir im Jahre 1898 am Sarge dieser Armen versammelt waren, um ihre Leiche zum Krematorium zu begleiten, da war der baumstarke Mann so ergriffen, daß er seinen Nachruf nur zitternd sprechen konnte, während ihm die Tränen unablässig übers Gesicht rollten. Im jetzigen Krieg gehört er zu denjenigen englischen Sozialisten, die den deutschen Militarismus für ihn verantwortlich machen und dessen Besiegung für das unabweisbare Kriegsziel der Demokratie halten.

Frankreich war zu meiner Zeit an Engels' Tisch nur sparsam vertreten. Charles Longuet, der Gatte von Marxs ältester Tochter Jenny, Paul Lafargue, der Gatte von Marxs zweiter Tochter Laura, und diese letztere selbst kamen gelegentlich als Gäste von Paris herüber, und wenn Laura Lafargue mehr literarische Interessen hatte, so waren die beiden französischen Schwiegersöhne von Marx um so mehr politische Parteimänner. Dabei standen sie in getrennten Lagern. Charles Longuet, aus der Normandie stammend und Schüler Proudhons, hatte sich der äußersten Linken der radikalen Partei angeschlossen, Paul Lafargue hatte zusammen mit Jules Guesde die Partei begründet, deren offizieller Titel „Parti Ouvrier" war, und die ihre politische Doktrin von Marx ableitete. Das Wie der Ableitung war freilich schon zu Marxs Lebzeiten nicht immer nach

dessen Geschmack, so daß er einmal zu Lafargue das berühmt gewordene Wort sprach: „Ce qu'il y a de certain, c'est que moi je ne suis pas Marxiste." Auch in den Abhandlungen Lafargues, worin dieser den Marxschen Geschichtsmaterialismus auf die Geschichte der Mythen und Ideen und auf die geschichtliche Bedeutung dieser anwandte, laufen Beweisführungen unter, die Marx in ihrer Kühnheit schwerlich unterschrieben hätte. Aber bei alledem blieb Lafargue ein außerordentlich belesener und ideenreicher Mann, mit dem sich zu unterhalten ein Genuß war. Er ist der Verfasser von Satiren, die an die Meisterwerke dieses Zweigs der französischen Literatur heranreichen. Halb Satire, halb ernstes Mahnwort ist seine kleine Broschüre „Le droit à la paresse", deutsch unter dem Titel „Das Recht auf Faulheit" erschienen. In der Polemik von ätzender Schärfe, hatte er im persönlichen Verkehr viele liebenswürdige Züge. Der Materialist in der Theorie wurde in der Praxis Idealist vom reinsten Wasser, in viel höherem Grade Ideologe als der der Marxschen Theorie sich kritisch gegenüberstellende Charles Longuet.

Auch dieser, der Vater des jetzigen sozialistischen Kammermitgliedes Jean Longuet, war ein Mann, den es zu kennen lohnte. Konnte der in Havana geborene Lafargue in seinem ganzen Wesen für einen Südfranzosen gelten, genialisch mit jenem Zug ins Bizarre, wie ihn Daudet im „Tartarin von Tarascon" so fein ironisiert hat, so war Charles Longuet zwar ein ungemein lebhafter Debattierer, den der feurigste Südfranzose nicht an Raschheit der Intuition übertraf, aber im letzten Grunde seiner politischen Argumentation doch der klug überlegende Nordfranzose, der die realen Kräfte der Politik mit Sicherheit einzuschätzen weiß. Marx schreibt einmal — im Brief vom 11. November 1882 — verdrossen über seine fran-

zösischen Schwiegersöhne aus Paris an Engels: „Longuet als letzter Proudhonist und Lafargue als letzter Bakunist, que le diable les emporte!“ Aber die Grundidee dessen, was Marx als Bakunismus bekämpfte, hat in Frankreich als revolutionärer Syndikalismus sich bis zum Kriegsausbruch am Leben erhalten, und Proudhon war mit allen seinen Mängeln als Theoretiker doch derjenige französische Sozialist, der die Seele der Demokratie seines Volkes besser verstand und wiedergab als die meisten Sozialisten seiner Zeit. Longuet machte obendrein seine Politik nicht von den theoretischen Schrullen Proudhons abhängig und hatte genug von Marx übernommen, um die Grundgedanken von dessen Theorie geschickt für seine Politik verwenden zu können. Er hatte weder den Fleiß, noch die Originalität Lafargues, er schürfte nicht selbst nach dem Gold; aber er hatte den Blick des Sachkundigen, der Gold von minderwertigem Metall zu unterscheiden weiß, und dazu die Gabe des zweckmäßigen Ausmünzens.

Beide Schwiegersöhne haben übrigens in Aufsätzen über Marx dessen Charakterbild, wie es bis dahin bekannt war, sehr wertvoll ergänzt. Lafargue hat im Jahrgang 1890/91 der „Neuen Zeit“ allerhand über Marxs Arbeitsweise, literarische Werturteile und sein Privatleben veröffentlicht, was dem Leser den Denker Marx auch menschlich sehr viel näher bringt, und Longuet hat 1900 im Vorwort zu den von Marx verfaßten Ansprachen des Generalrats der Internationale über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870 und die Pariser Kommune von 1871 bemerkenswerte Züge der Gefühlsseite des Politikers Marx bekanntgegeben. Die Invektiven, die Marx in der Schrift über die Kommune gegen deren mörderische Besieger geschleudert hat, haben, führt Longuet dort aus, mit den Invektiven der großen Pamphletisten der Weltliteratur die Eigen-

schaft gemein, daß sie der Ausdruck des Zorns über tiefempfundenes Unrecht waren. Und er fährt fort:

„In diesem Tempel der materialistischen Geschichtsauffassung lebte man stets das hochherzigste, idealistische Leben, das einzige, das der Mühe lohnt, gelebt zu werden. Die Verbannten aller Erhebungen für die Volkssache wurden hier mit offenen Armen aufgenommen. Ohne Bedingungen und Vorbehalte der Doktrin, ohne den geringsten Sektierergeist verschwendete man an sie Beweise herzlichster Gastfreundschaft, ... man verabscheute die Neutralität. Mit seinem Lieblingsdichter, dem unversöhnlichen Gibellinen, verbannte Marx die Neutralen an die Höllenpforte in den gemeinen Haufen jener Engel, die gefallene Engel sind, weil sie weder Rebellen gegen Gott, noch ihm treu, sondern alles nur für sich sind, — gefallene Engel nicht einer Auflehnung, sondern ihrer Feigheit wegen ... Seine Philosophie war keine Kasuistik. Sie hätte die klare und freimütige Theorie des Klassenkampfes niemals durch schielende Spitzfindigkeiten entehrt."

Noch eines französischen Sozialisten, der eine Zeitlang zur Engelsschen Tafelrunde gehörte, glaube ich gedenken zu sollen, nämlich des Sprach- und Literaturwissenschaftlers Charles Bonnier. Sozialist der Marxschen Schule, Freund und Verehrer Jules Guesdes, war dieser künstlerisch gebildete Mann zugleich ein leidenschaftlicher Verehrer Richard Wagners und pilgerte fast regelmäßig nach Bayreuth zu den dortigen Festspielen. Er war uns ein lieber Freund, und wenn er an den Sonntagabenden bei Engels sich dazu verstand, uns deutsche oder französische Lieder vorzusingen, ward das stets mit großem Dank entgegengenommen; denn er hatte eine sehr klangvolle Baritonstimme und trug die Lieder mit großem Kunstverständnis vor. Zwischen ihm und Engels gab das Thema

Wagner manchen Anlaß zum Disput; der Freund, von dem Engels unter Bezugnahme auf Wagner in einer Note zu seiner Schrift über den Ursprung der Familie berichtet, war Bonnier. Große Resonanz fand dagegen Bonniers Wagnerianismus bei mir, da ich gleichfalls für den Dichterkomponisten des „Lohengrin", des „Tristan" und der „Meistersinger" erglühte. Von London ging Bonnier nach Oxford, wo er sich als Dozent niederließ und vielleicht noch Dozent ist. Er kam auch nach Engels' Tod von Zeit zu Zeit zum Besuch nach London herüber und war mir stets ein lieber Gast. Als ich dann aber am strengen Marxismus Ketzereien verübte, bekam unsere Freundschaft einen Riß. Doch verleugnete Bonnier auch im Abschiedsbrief, den er mir damals schrieb, seine liebenswürdige Art nicht. Er schloß ihn ab mit dem Zuruf, mit dem Wolfram von Eschenbach im „Tannhäuser" diesen im ersten Akt zur Rückkehr auf die Wartburg auffordert.

Die beiden romanischen Schwesternationen Frankreichs, Italien und Spanien, waren zu meiner Zeit bei Engels nicht vertreten, ebensowenig der Balkan oder die Schweiz. Aus Skandinavien kam nur ganz ausnahmsweise einmal ein Besucher. Rußland dagegen war längere Zeit durch den Revolutionär Sergius Krawtschinsky vertreten, der in Westeuropa als Verfasser des Buches „Das unterirdische Rußland" unter seinem Schriftstellernamen Stepniak bekannt war. Ein kräftig gebauter Mann mit einem machtvollen Kopf, entsprach er in seinem Wesen ganz dem Bild, das man sich bei uns vom Slawen macht. Er, der in Rußland Mann der Aktion und an der Befreiung Peter Krapotkins aus dem Gefängnis sowie an dem geglückten Attentat auf den Petersburger Polizeidiktator Mesenzow hervorragend beteiligt gewesen, war stark träumerisch veranlagt und sehr gefühlsweich. Er war die Seele der in

England gegründeten Vereinigung Free Russia, die sich die Sammlung von Unterstützungsgeldern für russische Freiheitskämpfer zur Aufgabe gesetzt hatte. Für sie hat Stepniak wiederholt Vortragsreisen in England sowie auch eine Rundreise in Amerika gemacht, bei der ihm insbesondere der amerikanische Humorist Mark Twain sehr freundschaftlich entgegenkam. In bestimmten literarischen Kreisen Englands nahm Stepniak, der sich auch als Romanschriftsteller mit Erfolg betätigt hatte, eine geachtete Stellung ein. An der Engelsschen Tafel wie überhaupt in Gesellschaft war er gewöhnlich ein stiller Gast, der fast nur sprach, wenn man sich unmittelbar an ihn wandte. Aber man merkte ihm doch an, daß er gern zu Engels kam und auf die Freundschaft mit ihm großen Wert legte. Auch zwischen ihm und mir entwickelte sich ein recht freundschaftliches Verhältnis. Ein Streit der Free Russia-Leute mit polnischen Sozialisten, bei dem Engels und ich die Partei der letzten nahmen, führte jedoch im letzten Lebensjahr von Engels zu einer erregten Szene in dessen Hause, die zur Folge hatte, daß Stepniak dieses nicht mehr aufsuchte, er und ich sahen uns nun nur noch in Versammlungen, wo wir einander zwar begrüßten, aber jede intimere Unterhaltung vermieden. Erst am Vorabend seines jähen Tods sollte sich das ändern. Ich war an jenem Abend zu dem englischen Historiker Professor Yorke Powell geladen, der ziemlich weit im Westen von London seine Villa hatte, und auf Powells Anfrage, ob ich etwas dagegen habe, Stepniak bei ihm zu treffen und mit ihm die Friedenspfeife zu rauchen, hatte ich geantwortet, mir könne das nur recht sein, unser Streit sei kein persönlicher gewesen. Wir waren dann an dem Abend sehr fröhlich beisammen gewesen; Stepniak hatte mir ein über das andere Mal seine Freude darüber bekundet, daß wir nun wieder wie in früheren Jahren ver-

kehren würden; in bester Stimmung waren wir geschieden, und — am übernächsten Morgen erfuhr ich zu meinem Entsetzen aus der Zeitung, daß der Verfasser von „Underground Russia“ am Tage vorher, also am Morgen nach jenem Zusammentreffen, beim Überschreiten eines Eisenbahngeleises von einem heransausenden Schnellzug erfaßt und getötet worden sei. Natürlich tauchte sofort das Gerücht auf, er habe Selbstmord begangen und sich mit Absicht überfahren lassen. Aber alle von ihm getroffenen Verfügungen, wie auch Art und Ton unserer Unterhaltung vom Abend vorher sprachen dafür, daß lediglich ein Unglücksfall vorlag. Ohnehin leicht ganz von seinen Gedanken beherrscht und der Gewohnheit ergeben, auf dem Wege zu lesen, war Stepniak zweifelsohne vom Eisenbahnzug überrascht worden.

Seine Leiche ward im Krematorium bei Woking eingeäschert, das von London nahezu eine Stunde Eisenbahn entfernt liegt. Es wurde daher bestimmt, daß der Trauerzug die Leiche nur bis zur Waterloo Station der Südwesteisenbahn begleiten solle. Es war ein trüber Tag, an dem die Bestattung vor sich ging, und nur gegen tausend Leidtragende, in ihrer großen Mehrheit russisch-jüdische Arbeiter, nahmen an dem Zuge teil. Von der Rampe des Zufahrtdammes zum Bahnhof herab wurden Ansprachen zu Ehren des Verstorbenen gehalten. Welcher englische Sozialist sprach, ist mir nicht mehr in Erinnerung. Für die deutschen Sozialisten sprach ich, für die Russen Peter Kropatkin, der offenbar sehr ergriffen war und auch überaus ergreifend sprach. Es tönte wie ein Klagelied, als der mittelgroße, sich dem Greisenalter nähernde Gelehrte von dem Dahingeschiedenen wie von einem Sohn sprach, der in der Blüte seiner Jahre, in vollster Manneskraft, so grausam dahingerafft sei. Ich kann nicht an den Patriarchen des russi-

schen Anarchismus denken, ohne daß mir das damalige Bild wieder vor die Augen träte. War die Szene doch auch sonst geeignet, sich tief dem Gedächtnis einzuprägen! Hier stand ein Mann von europäischem Ruf, ein Gelehrter von Bedeutung an der Bahre eines ebenfalls in allen Ländern gelesenen, ebenso mutigen wie treuen Kämpfers für die Freiheit seines Volkes wie für die Befreiung aller Unterdrückten, um sie gedrängt tausend der ärmsten Proletarier, die auf den Verstorbenen als einen ihrer Vorkämpfer geblickt hatten, und an diesen Trauernden vorbei wälzte sich in nur einigen Metern Entfernung die Waterloostraße entlang das Leben der Weltstadt, gleichgültig, teilnahmlos, als ob von der Rampe herab irgendeine alltägliche Ware verhökert würde. Ein Gegensatz, mit dem der Verstand sich wohl abfinden mag, der aber im Augenblick, wo er sich offenbarte, auf das Gemüt nur niederdrückend wirken konnte. Unwillkürlich ward ich an Freiligraths Verse nach der Bestattung Johanna Kinkels erinnert:

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben."

Stepniak hatte in der russischen Emigration eine ähnliche Stellung eingenommen, wie Freiligrath in der zweiten Phase seiner Londoner Exilzeit. Er hatte dem Streit der Fraktionen sich ferngehalten, der Konflikt, der zum Bruch zwischen ihm und Engels führte, hatte mit theoretischen oder taktischen Parteifragen nichts zu tun, er betraf nur eine Angelegenheit, die in das leidige Gebiet der Sicherung gegen politische Spionage gehört.

Von den polnischen Sozialisten, mit denen die Free Russia-Leute jenen Streit führten, gehörten die zwei interessantesten

Personen, das Ehepaar Mendelsohn-Jankowska, das jetzt ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt, gleichfalls zur Engelsschen Tafelrunde. Aus Anlaß des Attentats, das ein Mitglied ihrer Partei, W. Padlewski, auf den Leiter der russischen politischen Polizei in Paris, General Seliwerstoff, im Sommer 1890 mit Erfolg ausgeführt hatte, genötigt, Paris zu verlassen, waren Stanislaus Mendelsohn und Frau alsbald nach London übersiedelt und gehörten von da ab zu den fast regelmäßigen und von Engels sehr gern gesehenen Gästen seines Hauses.

Angehöriger einer wohlhabenden Warschauer Bankierfamilie, hatte sich Stanislaus Mendelsohn schon als Gymnasiast der sozialistischen Bewegung zugewandt und war bald verfolgt worden. Ins Ausland gegangen, hatte er in österreichischen Gefängnissen gesessen, lange Jahre in Genf und später in Paris schriftstellerisch und organisatorisch für die Bildung einer polnischen sozialistischen Partei gewirkt, für welchen Zweck er neben der Zeitschrift „Przedswit" (Die Morgenröte) das Monatsblatt „Walka Klaß" (Der Klassenkampf) herausgab, und hatte unter Opferung erheblicher Mittel für die Errichtung und Erhaltung einer Druckerei Sorge getragen, in der diese Blätter sowie Flugschriften aller Art hergestellt wurden. Ein Versuch, auch im Posenschen Sozialisten zu werben, brachte um das Jahr 1882 ihn und seinen damaligen Genossen K. Janiszewski auf 2½ bzw. 3 Jahre, ihre mit ihnen wirkende Parteigenossin, Frau Maria von Jankowska, auf ein halbes Jahr ins Gefängnis. Maria von Jankowska war ein Aristokratenkind, die Tochter eines Angehörigen des alten polnischen Adels, und mit einem wohlhabenden polnischen Gutsbesitzer verheiratet, aber so sehr der sozialistischen Sache ergeben, daß sie, ohne von ihrem Manne geschieden zu sein

und mit seiner Zustimmung den größten Teil des Jahres der Tätigkeit für diese sich widmete. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, schon im Hause der Eltern deutsche und französische Lehrer gehabt und war eine äußerst gewinnende Erscheinung. Bedeutender als sie war jedoch der Mann, der nach dem Tode ihres ersten Gatten ihr Lebensgenosse wurde. Außerordentlich belesen und ein sehr kritischer Kopf, war Stanislaus Mendelsohn für ein geistiges Symposium wie geschaffen. Leider haben allerhand trübe Erfahrungen seine Kritik allmählich in eine scharfe Skepsis ausarten lassen, von der hingerissen er zuletzt der sozialistischen Bewegung den Rücken kehrte. Aber immer ist er ein wahrhaft guter Mensch geblieben, stets hilfsbereit und mit einem warmen Empfinden für alle Leidenden, seine persönlichen Gegner nicht ausgenommen. Zu Engels' Zeit nun zeigte sich eine Skepsis nur in der ungemein witzigen Art der Behandlung der Zeitereignisse, und daß er, so kompromittiert er war, den Mut hatte, im Jahre 1893/94 eine geheime Organisationsreise durch Russisch-Polen mit Abstechern ins Altrussische zu unternehmen, trug ihm die besondere Freundschaft von Engels ein und trieb diesen dazu, im Konflikt Mendelsohns mit den Free Russia-Leuten fast leidenschaftlich für jenen Partei zu nehmen. In deutscher Sprache ist von Mendelsohn wenig erschienen, ein Nachwort aus seiner Feder zur Neuausgabe von Lissagarays „Geschichte der Pariser Kommune" kann jedoch als Probe seiner großen Begabung für die kritische Behandlung von Geschichtsereignissen bezeichnet werden.

Ob die berühmte Mathematikerin Sophie Kowalewska jemals in London bei Marx oder Engels war, die sich ja gleichfalls stark mit mathematischen Problemen beschäftigten (Engels erzählte mir einmal, die einzigen Fragen, über die

Marx und er ernsthaften Streit hatten, seien Fragen der Mathematik gewesen), weiß ich nicht; wohl aber war ihr Vetter, der Soziologe Maxim Kowalewski, der im vorigen Jahre als Mitglied des Russischen Reichsrats gestorben ist, oft bei ihnen. Er spielt in ihrem Briefwechsel eine Rolle, und ein paarmal gab er auch zu meiner Zeit an den Sonntagen bei Engels Gastrollen. Seltener erschienen bei Engels die beiden männlichen Begründer der marxistischen Sozialdemokratie Rußlands, Paul Axelrod und George Plechanow. Für sie war die Reise nach London zu dem verehrten Meister der Doktrin eine Art Wallfahrt. Die dritte Person in ihrem Bunde, die dem westlichen Europa gleichfalls durch ein Attentat bekannt gewordene Vera Sassulitsch, blieb dagegen über Jahr und Tag in London und war während dieser Zeit natürlich ein Mitglied der Tafelrunde. Obwohl sie aus wohlhabenden bürgerlichen Kreisen stammte, war sie in Erscheinung und Gebaren geradezu das Gegenteil von Maria Mendelsohn. Man konnte bei diesen beiden Frauen, die sich übrigens sehr freundschaftlich zueinander verhielten, an den Unterschied zweier Zivilisationen denken: die eine, Maria Mendelsohn, ganz die feingebildete Weltdame Westeuropas, Vera Sassulitsch dagegen fast die Vertreterin bäuerlicher Halbkultur. Sie war eine außerordentlich fleißige Arbeiterin und von einer rührenden Bescheidenheit, aber selbst in bezug auf die elementarsten Ansprüche der Ästhetik noch weit über Rousseau hinaus bedürfnislos. In ihrer Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben verschönt, verhielt sie, die in der Theorie des Sozialismus durchaus zur Auffassung der Westeuropäer sich bekannte, praktisch sich in ihrer Lebenshaltung, wie es der „Volkstümler" extremster Richtung nicht anders konnte. Es spricht indes für ihre Echtheit, daß alle, die sie näher kannten, es gern übersahen. Ganz besonders

taktvoll taten dies gerade Maria Mendelsohn und Friedrich Engels selbst. So burschikos dieser sein konnte und so demokratisch er sich im Verkehr mit Gesinnungsgenossen verhielt, so sehr war er als Hausherr darauf bedacht, nie die guten Manieren zu verleugnen, die er im elterlichen Hause geübt hatte, wie er auch mit Geschick als Hausherr dafür zu sorgen verstand, daß selbst bei der größten Ausgelassenheit die Tafelrunde im Ton stets den Anforderungen eines, sagen wir, gebildeten Geschmacks gerecht blieb.

X.

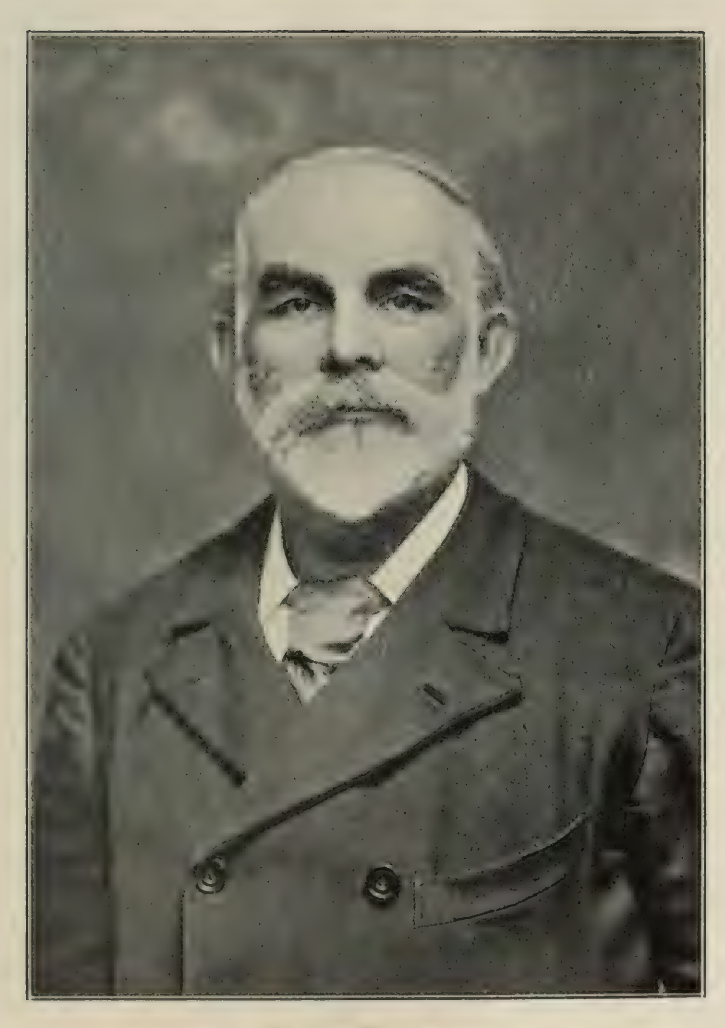
Von Englands sozialistischen Intellektuellen

Die sozialistische Bewegung unserer Epoche zieht ihre Kraft vornehmlich aus zwei großen Adern des sozialen Lebens. Die eine ist der Kampf der Klasse der modernen Lohnarbeiter für ihre materielle, politische und kulturell-soziale Hebung, die andere das auf die soziale Reform gerichtete ideologische Denken. Jede dieser Adern steht mit der andern in einem gewissen Zusammenhang, wird durch sie beeinflußt und wirkt auf sie zurück. Aber dieser Zusammenhang tritt nicht zu allen Zeiten klar in die Erscheinung, wird von den Beteiligten nicht selten verkannt, zeitweilig sogar abgelehnt. Die Ideologen des spekulativen Sozialismus, die Utopisten, standen im 16., 17., 18. und verschiedentlich noch im 19. Jahrhundert den Klassenkämpfen des aufkommenden Proletariats fremd gegenüber und fühlten sich von dessen Rauheiten und Unebenheiten abgestoßen. Die Klassenkämpfer wiederum blickten auf die Ideologen als auf wohlmeinende, aber unpraktische Weltverbesserer herab. Erst das 19. Jahrhundert sieht eine stärkere, den Beteiligten immer mehr zum Bewußtsein kommende gegenseitige Durchdringung, die in der Marx-Engelsschen Lehre vom gegenseitigen Verhältnis der materiellen und ideologischen Kräfte in der Geschichte ihre theoretische Begründung findet.

Aber die damit angezeigte Synthese wird nicht sofort in praktische Wirklichkeit umgesetzt. Es bleibt immer noch eine ge-

wisse Trennung. Ideologie und Klassenkampf gehen nicht genau den gleichen Weg, vor allem ist das Zeitmaß ihrer Bewegung ein verschiedenes. Die Ideologie ist selbst dann geneigt, dem Klassenkampf voranzulaufen und ihm seinen Weg vorzuschreiben, wenn sie sich auf ihn beruft und ihre Ziele von ihm ableitet. Und da der Klassenkampf nicht davor geschützt ist, zu intermittieren oder zeitweilig sich auf tote Geleise zu verirren, ist sie dabei nicht immer im Unrecht.

Dieses abwechselnde Zusammengehen und sich Trennen, Streiten und sich Korrigieren kann man namentlich an der Geschichte des neuzeitlichen Sozialismus in England studieren, der als Klassenbewegung schon große Kämpfe führte und Niederlagen erlitt, als auf dem Festland der Sozialismus noch reine Spekulation war. War doch die große, von 1837—1848 spielende sozialistische Klassenbewegung Englands, die wir als Chartismus kennen, schon bei ihrem Beginn mit der Erinnerung an zwei bedeutsame Niederlagen der Arbeiterschaft belastet, was auf ihren Verlauf und ihre inneren Kämpfe einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als es die meisten ahnen, die über sie geschrieben haben. Die Niederlage des Chartismus selbst wiederum, der in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts als politische Partei völlig von der Bühne verschwindet, drückt auf die Arbeiterklassenbewegung der folgenden Jahrzehnte und beraubt sie jenes Elements von selbständiger Ideologie, ohne das jede Bewegung der Gefahr verfällt, sich im Kreise zu drehen und Werkzeug anderer Strebungen zu werden. Dieser Druck auf die geistige Spannkraft der Arbeiterbewegung Englands steigerte sich, als die internationale Arbeiter-Assoziation, die ihr einen Augenblick einen Wiederaufschwung bringen zu wollen schien, um 1872/73 zusammenbrach. Der Klassenidealismus geriet



John Burns
(1904)

in vollständigen Mißkredit, und die praktische Bewegung verfiel immer mehr dem plattesten Utilitarismus und Opportunismus.

Da brachten die Jahre der Wende vom achten zum neunten Jahrzehnt des Jahrhunderts ein neues Erstarken der sozialistischen Ideologie, und zwar zunächst nicht lediglich oder auch nur wesentlich in Kreisen der kämpfenden Arbeiterschaft, sondern eine Zeitlang in stärkerem Verhältnis bei einem Teil der Intellektuellen verschiedener Schichten des Bürgertums. Was sich damals in England abspielte erinnert in manchem an die Bewegung der Saintsimonisten in Frankreich zu Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts. Beamte, Gelehrte, Künstler, Literaten, Studierte beiderlei Geschlechts bilden die Mehrheit des Publikums der sozialistischen Vorträge und Diskussionen, und die berühmten Sitzungen der Rue Monsigny, der Rue Taranne und der Rue Taitbout zu Paris fanden in London ihre Parallelen. Hier derselbe Enthusiasmus, dieselben Spaltungen und dieselbe Befruchtung des öffentlichen Geistes wie dort. Nur mit dem Unterschiede, daß, während der Saintsimonismus zwar den Anstoß zu einer Arbeiterbewegung gegeben hat, die jedoch in kleinbürgerlichen Unternehmungen stecken blieb, aber als sozialistische Ideologie sich verflüchtigte, so daß von der eigentlichen Schule Saint-Simons zuletzt nur eine Gruppe liberaler Politiker und Schriftsteller übrigblieb, in England die Adepten der neuen Lehre mit einer schon vorhandenen, ziemlich starken und selbstbewußten Arbeiterbewegung zu tun hatten, auf die sie nun Einfluß zu gewinnen, sie mit der sie beseelenden Gedankenwelt zu durchtränken suchten und bis zu einem gewissen Grade auch durchtränkt haben. Dagegen weist hier wie dort die neue Bewegung eine ansehnliche Zahl von Persönlichkeiten auf, die in bezug auf

Begabung und Leistungen weit über den Durchschnitt ihrer Sphäre sich erheben und angesehene Stellungen im öffentlichen Leben ihres Landes einnehmen.

Ich habe in früheren Abschnitten dieser Erinnerungen einige der Träger dieser neuen sozialistischen Bewegung schon genannt und auch etwas über sie gesagt. Es wird sich aber rechtfertigen, den bemerkenswertesten ihrer Vertreter, mit denen ich in der einen oder andern Weise zusammengekommen bin, einen besonderen Abschnitt zu widmen. Ebenso wird man es verstehen, wenn ich mich dabei nicht an die Zeitfolge der Bekanntschaft halte, noch in bezug auf die Personen irgendwelche Rangordnung beobachte. Immerhin soll derjenige englische Sozialist den Anfang machen, der heute wohl am weitesten in der Welt bekannt ist: George Bernard Shaw.

Ich hörte Shaw zum erstenmal im Herbst 1888 in einer Versammlung in Willis's Rooms sprechen, einem eleganten Saal im Stadtviertel St. James. Dort hielten Mitglieder der Fabianer Gesellschaft nach einem vorher verabredeten Plan Vorträge über den Sozialismus unter verschiedenen Gesichtspunkten, welche Vorträge dann unter dem Titel „Fabian Essays in Socialism" als Sammelschrift herausgegeben wurden. Shaw hielt bei jenem Zyklus den ersten und den abschließenden Vortrag und trug das seinige dazu bei, die Debatte über die anderen Vorträge zu beleben. Jeder Vortrag ward nämlich stets noch am gleichen Abend einer scharfen Diskussion unterworfen, es gehörte zum guten Ton bei den Fabianern, den Redner, wer es auch sei, gründlich ins kritische Gebet zu nehmen, und Shaw war auf diesem Gebiet Meister. Obwohl er noch nicht als Dramatiker hervorgetreten war, genoß er doch schon einen über die sozialistischen Kreise hinausreichenden Ruf als origineller Kopf und war als

Redner sehr beliebt. Ein Abend, wo er nicht das Wort nahm, galt bei einem großen Teil der Besucher der Versammlungen der Fabianer fast als ein verlorener Abend.

Shaw ist von hoher Statur, hatte (da es jetzt wohl ins Graue geht) rotblondes Haar und scharfgeschnittene Züge. Sein Organ ist nicht sonderlich kräftig, aber er spricht mit klarer Stimme, gewöhnlich ohne Pathos, indes doch oft eindrucksvoll und mit ebensoviel Witz wie Sachkenntnis. Sein Fehler ist, daß er zu sehr weiß, man erwartet Paradoxe von ihm, und daher gern mit solchen spielt, so daß der Hörer, der ihn nicht genau kennt, leicht zu dem Glauben kommt, er habe es mit einem zynischen Spaßmacher zu tun. Aber der ist Shaw ganz und gar nicht. Er ist eine sehr solide Natur und gewissenhafter Arbeiter. Seine Aufsätze, zu denen wir selbstverständlich auch die Vorreden zu seinen Schauspielen zu rechnen haben, verraten einen Verfasser, der viel Wissenschaftliches gelesen und mit Eindringen verarbeitet hat. Lange Zeit gehörte er zu den ständigen Besuchern des Britischen Museums, wo man ihn oft in Büchern vergraben sehen konnte. Von der vorerwähnten Sammelausgabe der Fabianer über den Sozialismus, die Shaw besorgte, schreibt der langjährige Generalsekretär der Gesellschaft, Edward R. Pease, in seiner kürzlich erschienenen Geschichte der Fabianergesellschaft:

„Bernard Shaw war der Herausgeber, und diejenigen, die mit ihm gearbeitet haben, wissen, daß er seine Redaktionspflichten nicht leicht nimmt. Er korrigiert seine eigenen Schriften ausgiebig und wiederholt, und tut ebensoviel für alles, was er zu besorgen hat. Das hohe literarische Niveau, das die Fabianischen Traktate einhalten, ist großenteils das Ergebnis beständiger Prüfung und Verbesserung, die hauptsächlich von Sidney Webb und Bernard

Shaw herrühren, wenn auch das so verbesserte Traktat als das Werk eines andern Mitglieds veröffentlicht werden mag."

Daß es ihm mit dem Eintreten für den Sozialismus ernst ist, hat Shaw durch seine Jahrzehnte währende Betätigung in der Bewegung als Mitwirkender an allen möglichen propagandistischen Arbeiten bewiesen. Er hat sich da für nichts zu gut gehalten und hat mit gleichgesinnten Freunden den streitenden Sekten und Gruppen gegenüber eine große Weitherzigkeit an den Tag gelegt. Sie verfochten ihre bestimmte Politik, aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten, für sozialistische Vereine zu sprechen, die eine andere Politik verfochten, weil ihnen die Bewegung als ein Ganzes höher stand als die eigene Besonderheit. „Wir hielten uns nicht zu uns," schreibt Shaw darüber, „wir halfen den Arbeiterorganisationen in jeder möglichen Weise, und sie waren recht froh, daß sie uns hatten. Tatsächlich war der Unterschied zwischen uns und ihnen der, daß wir für alle arbeiteten und sie nur für ihre eigenen Vereine."

Er setzt dazu in Klammern das Wort „Permeation", was daran erinnern soll, daß die Fabianer es als ihre besondere Aufgabe betrachteten, nicht eine eigene Partei zu bilden, sondern die bestehenden Parteien und politischen Vereine Englands soviel als möglich mit dem Sozialismus zu durchdringen, wie sie diesen verstanden. Sie wollten, wie es in einer ihrer Veröffentlichungen heißt, die Jesuiten des Sozialismus sein. „Der wahre Grund," liest man bei Shaw weiter, „weshalb wir uns für Erörterung und Studium absonderten, war der, daß die Arbeiter nicht Schritt mit uns halten konnten oder unsere sozialen Gewohnheiten nicht vertrugen." Die Fabianer gehörten zum größten Teil nach Abstammung oder Lebens-

stellung den bürgerlichen Klassen an, und da sie außerdem am überlieferten Sozialismus, insbesondere den Lehren von Marx, wie diese damals von Hyndman, Aveling und andern gepredigt wurden, etwas von oben herab Kritik übten, waren sie bei vielen Vertretern des proletarischen Sozialismus als Salonsozialisten, die sich für überlegene Leute — „superior persons" — hielten, in üblem Geruch.

Auch ich hatte längere Zeit ein Vorurteil gegen die Fabianer und hielt mich daher persönlich von ihnen zurück. Ihr ganzes Tun und Treiben widersprach so sehr dem Geist der Bewegung, wie er mich beseelte, daß ich beim Anhören ihrer Diskussionen manchmal so etwas wie Frösteln empfand. So habe ich denn, solange ich in England lebte, wenig Verkehr mit Shaw gehabt, und wenn wir uns einmal unterhielten, gab es bald eine Bemerkung, die eine Stimmung zwischen uns erzeugte, als ob Bewohner zweier Welten einen höflichen, aber der gemeinsamen Anwendung entbehrenden Meinungsaustausch pflegten. Man braucht viel Zeit und ein gutes Stück Geschichtskenntnis, bis man ein anderes Volk wirklich versteht. H. M. Hyndman, lange Jahre der geschworene Kämpfer für die Anerkennung von Marx in England, sagte einmal zu mir, er glaube, daß Marx England nie richtig verstanden habe, und es mag wohl sein, daß dem Verfasser des „Kapital", der so viel von England wußte und in der analytischen Beurteilung von Englands sozialer und politischer Entwicklung so vielen Engländern überlegen war, doch das vollständige Eindringen in die englische Volksseele versagt blieb.

Manchmal freilich ist der Gegensatz mehr ein vorgestellter als tatsächlicher, und viel trägt zum gegenseitigen Mißverstehen bei, daß die Begriffe, die mit gleichlautenden politischen Ausdrücken verbunden werden, von Land zu Land sich nicht völlig decken.

Kurze Zeit, nachdem in Bradford auf einem Kongreß, dem wir beide beigewohnt hatten, die Independent Labour Party gegründet worden war, verblüffte mich Shaw in einem Gespräch durch die Bemerkung, er glaube nicht an einen Klassenkampf der Arbeiter in England. Er hatte in Bradford rundheraus erklärt, die Fabianer würden der Independent Labour Party nicht beitreten, und war von mir deswegen interpelliert worden. Aber ehe noch ein Jahr ins Land gegangen war, schrieb derselbe Shaw im Verein mit Webb den Kriegsruf „In deine Zelte zurück, Israel!" der zuerst in der Fortnightly Review und dann als fabianisches Traktat erschien und die organisierten Arbeiter Englands aufrief, der Liberalen Partei den Rücken zu kehren und einen großen Fonds zur Betreibung von Wahlen unabhängiger Arbeiterkandidaten zu bilden, und etwas später gab der Vollziehungsausschuß der Fabianergesellschaft, dem Shaw angehörte, den Zweigvereinen in der Provinz den Rat, wenn am gleichen Ort eine Mitgliedschaft der Independent Labour Party bestehe, behufs Vermeidung einer Zersplitterung der Kräfte dieser beizutreten und die eigene Organisation aufzugeben. Shaw praktizierte also zum guten Teil das, was wir Deutsche unter Klassenkampf verstehen, akzeptierte aber nicht den Namen, weil er mit ihm einen ganz anderen Begriff verband. Ihm greift die sozialistische Bewegung weit über die Klasse hinaus, in der wir ihren eigentlichen Träger sehen, und sein Vertrauen in die schöpferische Kraft dieser Klasse ist gering. Er ist sich bewußt, sozialistischer Ideologe zu sein, aber er ist ein zu kritischer Geist, um sich auf abstrakte Ideen einzuschwören. Er ist in der Ideologie Realist, man könnte, so parador es klingen mag, sagen, ein kritischer Ideologe, und würde mit diesem Paradoron vielleicht den Schlüssel

zu manchen scheinbaren Widersprüchen in seinem Auftreten haben.

Als Schriftsteller hat Shaw seine Sporen im Journalismus verdient, der die Schule so vieler bedeutender Persönlichkeiten im Reiche der Literatur gewesen ist und in England wesentlich höher gewertet wird, als bei uns. Früh zeigte er seine Anlagen zum Satiriker. Er war noch ein ziemlich unbekannter Anfänger, als er eines Tages in der englischen Shelleygesellschaft nach einem Vortrage sich an der Diskussion beteiligte und die einseitige Betonung des Formal-künstlerischen bei Shelley seitens des Vortragenden und der Diskussionsredner der Gesellschaft damit verspottete, daß er einleitend erklärte, er sei nicht sicher, ob er sachlich berechtigt sei in dieser Vereinigung das Wort zu nehmen, denn er sei Sozialist, Atheist und Vegetarianer — was alles drei bekanntlich Shelley auch war. Seine Position im Journalismus schuf er sich als Musikreferent im Londoner radikalen Abendblatt „The Star", wo seine Corno di Bassetto gezeichneten kritischen Referate nicht nur von Musikfreunden mit großem Genuß gelesen wurden. Schärfere Töne noch schlug er als Kritiker auf dem Gebiete der darstellenden Künste an, als er Theaterrezensent für die „Saturday Review" wurde. Sein Kampf für die Reform der Oper, wie Richard Wagner ihr die Wege gezeigt, war nur das Vorspiel eines Kampfes für die Reform des Theaters im allgemeinen gewesen, bei dem ihm Ibsen Bannerträger war. Mit schonungsloser Satire zog er gegen die Herrschaft des Konventionellen auf der englischen Bühne zu Felde und geißelte er die zeitgenössische englische Dramatik, die das Publikum mit Konflikten überfütterte, welche keines der ernsthaften Probleme der Zeit schärfer berührten. Englands damals angesehenster Tragöde, Henry Irving, fand wegen

seiner Beschränkung auf die Vorführung von Dramen Shakespeares und solcher Dichter, die in nichts über dessen Menschenschilderung hinausgehen, in Shaw einen unerbittlichen, man könnte sagen, fast grausamen Kritiker. Lebhaft ist mir ein Artikel in Erinnerung, den Shaw „Herr Irving nimmt Brusttee" betitelte, und worin er darüber herzog, daß Irving einen rührseligen Einakter auf die Bühne brachte, worin er einen hüstelnden alten Invaliden spielte. Für solche melodramatischen Effekte, führte er aus, brauche man kein erstes Theater und keinen gereiften Künstler, die bringe auch jeder Anfänger fertig. Womit er grundsätzlich sicher im Recht war.

Mit seinen eigenen Stücken eroberte Shaw nur langsam die englische Bühne. Die ersten wurden auf der vom Norweger J. T. Grein geleiteten „Freien Bühne" (Independent Theatre") vor geladenem Publikum aufgeführt, und es war die Leiterin einer Provinztruppe, die es zuerst unternahm, ein Stück von Shaw dem breiten Publikum Londons darzubieten. Dieses, im Anschluß an den Eingangsvers der Äneis „Arms and the Man" betitelte Stück ist eine Satire auf die so unzählige Opfer fordernde romantische Auffassung vom Heldentum im Kriege. Shaw wollte es ursprünglich auf einem Kriegsschauplatz Englands spielen lassen, verlegte es aber dann, um ihm die englische Bühne zu erschließen, in das Bulgarien der Zeit des serbisch-bulgarischen Krieges von 1885. So konnte es in London gespielt werden und erzielte auch eine günstige Aufnahme. Aber ein größeres Publikum für seine Stücke fand Shaw zuerst in den Vereinigten Staaten. Er war dort schon anerkannter Bühnendichter, als er anfing, in England in dieser Eigenschaft für voll genommen zu werden.

Und doch kann Shaw nur in England oder von Leuten, die dieses genau kennen, vollständig verstanden werden. Seine

Stücke geißeln Zustände und Gepflogenheiten, für die sich in der ganzen Welt Analogien finden, so daß sie überall wunde Stellen treffen. Aber sie haben dabei doch zu viel Lokalfarbe, um überall in allen Feinheiten richtig erfaßt zu werden. In einem neueren Aufsatz schildert Shaw, wie er in Deutschland einer Vorstellung seiner „Candida" beigewohnt und zu seinem Erstaunen gesehen habe, daß der Schauspieler, der den Pfarrer Morell spielte, diesem in Kleidung und Auftreten einen pastoralen Anstrich gegeben habe, was gar nicht damit übereinstimmt, wie er, Shaw, den Pfarrer geschildert hat. Mir scheint es begreiflich genug. Der Schauspieler hatte im Buch gelesen, daß Morell christlich-sozialer Geistlicher sei, hatte daher wahrscheinlich irgendein deutsches Exemplar eines solchen zum Muster genommen und, von der in Deutschland vorherrschenden Anschauung vom englischen Kirchentum ausgehend, das Priesterhafte noch etwas stärker als bei seinem Vorbild in die Erscheinung treten lassen zu müssen geglaubt.

Wie sehr diese Voraussetzung irrig war, mögen einige Bemerkungen über diejenigen Vertreter des christlichen Sozialismus in England zeigen, die ich kennenzulernen Gelegenheit hatte, und von denen ich weiß, daß Shaw sehr viel mit ihnen zu tun gehabt und gearbeitet hat.

Die bemerkenswerteste Persönlichkeit davon ist der Reverend Stewart Headlam, jetzt ein Siebzigjähriger und, wenn ich nicht irre, Vikar an einer der Londoner Kirchen. Auf ihn deutet Shaw hin, wenn er Morell ein tätiges Mitglied der St.-Mathäus-Gilde (Guild of St. Matthew) sein läßt, einer Vereinigung von sozialreformerisch gesinnten Geistlichen, die Headlam Ende der siebziger Jahre gegründet hat und der er wahrscheinlich heute noch vorsteht. Das Leben dieses Mannes, der ein Schüler des trefflichen F. Denison Maurice ist, ist ein

fortgesetzter Kampf für den entschiedenen Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten des sozialen Lebens. Längere Zeit war ihm vom Bischof von London die Berechtigung zum Predigeramt entzogen worden, und erst als das Bischofsamt an einen liberalen Geistlichen überging, ward der Bann von ihm genommen. Headlam hatte, als der radikale Freidenker Bradlaugh, mit dem er manchen Strauß über das Problem der Religion ausgefochten hatte, wegen Verweigerung des Eides vom Parlament ausgeschlossen und von Parlaments wegen eingesteckt werden sollte, lebhaft für ihn Partei ergriffen und für die Abschaffung des Zwangs zum Eid auf die Bibel und der Strafgesetze gegen Gotteslästerung agitiert. Im Jahre 1888 für einen Arbeiterbezirk Ostlondons in den Londoner Schulrat gewählt, dem er seitdem unausgesetzt als Mitglied der progressistischen Linken angehört hat, wirkt er dort u. a. für Verweltlichung der Schule. Er ist ein warmer Anwalt des Theaters, hat behufs Verbreitung von Aufklärung über dessen Wert für das Volk unter seinen Berufsgenossen einen Verein „Kirche und Bühne" ins Leben gerufen und tritt in Wort und Schrift für die Pflege des Balletts als einer Schule des Sinns für Schönheit der Formen und Bewegungen ein. „Kein Mann", heißt es von ihm im sozialistischen Labour Annual für 1895, „ist mehr von sykophantischen Bischöfen gehaßt worden, als er, und keiner hat einen tiefergehenden Einfluß auf die jüngeren Geistlichen". Kein Mann, kann ich aus eigener Erfahrung hinzusetzen, kann in seinem Auftreten und in der Unterhaltung weniger pastorales Wesen an den Tag legen, als dieser Prediger der englischen Staatskirche.

Noch ehe ich Stewart Headlam kennenlernte, hatte ich Gelegenheit, an einem seiner jüngeren Kollegen meine Begriffe von englischen Geistlichen zu revidieren. Im Winter

1889/90 erhielt ich durch Eleanor Marx eine Einladung zu einem Familienabend, den ein von Gasarbeitern des im entfernten Osten Londons gelegenen Vororts Canning Town gegründeter Tee- usw. Einkaufsverein seinen Mitgliedern gab. „Der Reverend Morris wird den Vorsitz führen", hieß es auf der Einladungskarte. Ich machte mich also auf eine Ansprache mit religiösem Einschlag gefaßt. Das Vermutete blieb indes aus. Als die Unterhaltung beginnen sollte, bestieg in dem überaus bescheiden eingerichteten Lokal ein schlanker, brünetter Mann von etwa Mitte der dreißiger Jahre den für den Vorsitzenden bezeichneten Platz und hielt eine kurze Ansprache über den Wert der Organisation, wie sie jeder unkirchliche Sozialist nicht hätte anders halten können. Die Unterhaltung aber, die er nun leitete, bestand fast ausschließlich aus dem Auffagen von Vorträgen und im Absingen von Liedern derb-humoristischen Inhalts, bei welchen letzteren regelmäßig der Kehrreim von allen Teilnehmern mitgesungen wurde und „Brother Bob" den Takt schlug. Diesen letzteren Namen hatten die Arbeiter, man weiß nicht recht woraufhin, Morris beigelegt, der in Wirklichkeit, wie sein berühmter Namensvetter, der Dichter Morris, mit Vornamen William hieß, also in Abkürzung Bill hätte genannt werden müssen. Mehr Anspruch als auf den Namen Bob hatte Morris dagegen auf den Titel „Brother", der bei den Mitgliedern der radikalen „Neuen Gewerkschaften" damals in dem gleichen Sinne gebraucht wurde, wie bei unseren sozialistischen Arbeitern das Wort Genosse. Ein Mann, dem es um die Arbeiterbewegung durchaus ernst war, genoß der Reverend Morris bei den sozialistischen Arbeitern Londons die größte Achtung. Er hatte, nachdem er in Oxford seine Studien beendet, eine Stelle als Hilfsgeistlicher (Curate)

in einem der verkommeneren Stadtviertel Südlondons angenommen und lebte dort mitten unter der ärmsten Bevölkerung, der er seine ganze Tätigkeit widmete. Ihm verdankte ein Klub das Leben, dessen Mitglieder für den Sozialismus gewonnen und ausgebildet wurden, und ein kleiner, vom Billardzimmer abgeteilter Raum, der gerade genug Platz für sein Bett und seine Bücher ließ, war sein Logis. In diesem Klub wurden zuerst die Maidemonstrationen der Londoner Arbeiter erörtert und beschlossen, die Anfang der neunziger Jahre so großen Erfolg hatten. Auch ein sozialistisches Arbeiterblatt wurde vom Klub ins Leben gerufen, konnte sich aber nicht halten. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Hilfsgeistlicher ward Morris Vikar der Kirche von St. Anna im Bezirk Vauxhall, Südlondon. Sein anstrengendes Wirken unter den Armen scheint aber seine Gesundheit untergraben zu haben. Der damals, als ich ihn kennenlernte, kräftige Mann ist verhältnismäßig früh gestorben. Die Alliteration Morell mit Morris und die Personalbeschreibung, die Shaw in „Candida" von ersterem gibt, lassen mich vermuten, daß er bei ihm den hochverdienten „Brother Bob" sich als Muster genommen hat.

Ganz und gar nichts vom Priester hat auch der christliche Sozialist Reverend Percy Dearmer an sich, den ich in Zusammenkünften englischer Sozialisten zu beobachten Gelegenheit hatte. Im Gegensatz zu den genannten und anderen Vertretern der Kirche machte dagegen der große Agitator des englischen Freidenkertums Charles Bradlaugh das einzige Mal, wo ich ihn hörte, auf mich völlig den Eindruck eines Kirchenredners.

Es war das in einer sehr denkwürdigen Versammlung. Sie fand im Frühsommer 1889 in der St. James Hall, Pic-

cadilly, zu Ehren des auf der Höhe seines Ansehens stehenden Führers der irischen Homeruler, Henry Parnell, statt, der soeben vor einer richterlichen Kommission sich von der Beschuldigung gereinigt hatte, bei Attentaten irischer Revolutionäre seine Hand im Spiele gehabt zu haben. Da außer Parnell auch eine Anzahl der namhaftesten Führer des englischen Liberalismus und Radikalismus in der Versammlung sprechen sollten, waren trotz sehr hohen Eintrittsgeldes der Saal und die Galerien gesteckt voll. Ich konnte für einen Schilling gerade noch einen Stehplatz ganz hinten auf einer der oberen Galerien erlangen und durfte mich damit trösten, daß Leute, die das Zehnfache davon erlegt hatten, sich unten in den Gängen stehend herumdrücken mußten. Doch lohnte der Besuch der Mühe. Ich hörte John Morley reden, der seinen Beinamen „Der ehrliche John" zuletzt damit gerechtfertigt hat, daß er im August 1914 sein mit 100 000 Mark Gehalt dotiertes Amt als Kabinettsminister niederlegte, weil er die Mitverantwortung für Englands Eintritt in den Krieg nicht übernehmen zu können glaubte. Seine Rede in jener Versammlung gipfelte in einer Verteidigung der Politik Parnells. Dieser sei, entwickelte Morley, durchaus in seinem Recht gewesen, als er im Jahre 1885 seine Partei anwies, überall gegen die Liberalen zu stimmen, um diese im Parlament in Abhängigkeit von den Stimmen der Homeruler zu bringen. D. h. Morley verteidigte eine Politik, die seiner eigenen Partei argen Schaden zugefügt hatte. Die Versammlung nahm jedoch daran keinen Anstoß. Wie bei seinem Auftreten wurden dem Freunde Gladstones auch am Schluß seiner Rede große Ovationen bereitet. Sie waren aber freilich nichts im Vergleich zu der Huldigung, die Parnell bei dessen Auftreten zuteil wurde. Ich erfuhr da zum erstenmal, welchen

Überschwangs von Begeisterung die bei uns als „kalt" beschriebenen Engländer fähig sind. Alles erhob sich von den Sitzen, rief ein über das andere Mal hoch! schwenkte mit den Tüchern und stimmte schließlich unisono in den nach der Melodie des „Malbrouck s'en va-t-en guerre" gesungenen Jubelvers ein: „For he is a jolly good fellow, and so say all of us," der mit seinem Ausklang „hipp hipp hurra" unter unbeschreiblichem Jubel immer von neuem wiederholt wurde. Im schreiendsten Gegensatz zur Wärme dieses Empfangs stand dagegen der kühle Ton der Rede des Mannes, dem er galt. Parnell nahm ihn unbeweglich entgegen, fand kein Wort des Dankes für die Partei, die ihn ihm bereitete, und sprach nur von Irland, von dessen Beschwerden, Rechten und Forderungen. Wo er anklagte, erhob sich seine Stimme gelegentlich, sonst fiel sie mir durch ihre große Eintönigkeit auf. Parnell gehörte zu jenen Leuten, die überhaupt nur selten aus sich herauszugehen vermögen. In Erscheinung und Wesen entsprach gerade er dem Bilde, das man sich bei uns vom typischen Engländer macht. Seine eigenen irischen Kollegen führten oft Klage über seine Unnahbarkeit. So erzählt man, daß, als eines Tages ein Mitglied seiner Partei im Parlament ihm die Nachricht von einer wichtigen Abstimmung voller Eifer mit den Worten überbrachte: „Parnell, unser Antrag ist durchgegangen", dieser ihm zunächst verweisend nur antwortete: „Mister Parnell, wenn ich bitten darf." In dieser Kühle des Verhältnisses zwischen Führer und Partei ist offenbar ein gutes Stück Erklärung dafür zu finden, daß die Mehrheit dieser sich verhältnismäßig rasch entschloß, Parnell die Heeresfolge zu versagen, als nach dessen Bloßstellung im Ehescheidungsprozeß O'Shea Gladstone seinen Rücktritt von der Führerschaft verlangte, widrigenfalls er, Gladstone, von

der liberalen Partei zurücktreten und den Kampf für Homerule einstellen müsse.

Man führt neuerdings in Deutschland ein Stück auf, das Parnells Verhältnis mit der Frau O'Shea und die damalige Lossagung der englischen Liberalen von ihm behandelt, die als charakteristisches Beispiel „englischer Heuchelei" weidlich durchgehechelt wird. Es geschieht jedoch nicht bloß in England, daß eine Sache, die der geltenden Moral so sehr ins Gesicht schlägt, wie der Ehebruch eines Parteiführers mit der Frau eines Parteimitgliedes, den Politiker nicht dann schon als Führer unmöglich macht, wenn sie nur erst etlichen Eingeweihten bekannt ist, wohl aber dann, wenn sie durch Gerichtsverhandlung zur Kenntnis der Allgemeinheit gekommen ist. Überall wird der Sünder von der großen Mehrheit erst geächtet, „wenn es herauskommt".

In der vorerwähnten Versammlung nun gehörten zu den Rednern ein Geistlicher einer Dissenter („Nonkonformisten")-Kirche, der Reverend Berry von Wolverhampton, und Charles Bradlaugh, der atheistische Freidenker. Die beiden stachen seltsam voneinander ab. Die Nonkonformisten gelten als die eigentlichen Mucker Englands. Mr. Berry aber ließ nichts von einem solchen an sich merken. Äußerst agil in seinen Bewegungen, sprang er fast wie ein Turner auf die Rednertribüne, und in seiner Ansprache entwickelte er eine Frische, die kein Laie überbieten konnte. Ganz anders das Auftreten Bradlaughs. Ein breitschultriger, wohlbeleibter Mann, hatte er sowohl in seinen Bewegungen wie im etwas salbungsvollen Ton seiner Rede eine gute Dosis des Gehabens an sich, das man mit dem Begriff des Pfaffen verbindet, so daß der Ununterrichtete, der ihn und den Reverend Berry hintereinander hörte, sehr wohl zu dem Glauben kommen konnte, er sei der

Mucker und jener der Freidenker. Allerdings stand der Mann, der einst unter dem Kriegsnamen Ikonoklast seine kühnen Angriffe auf Gottesglauben, Königtum, Grundbesitzer- und andere Privilegien geschleudert und manchen Reformen die Bahn gebrochen hatte, schon am Abend seines bewegten Lebens, er sollte jene Versammlung kein Jahr überleben. In jüngeren Jahren dürfte er in anderen Akzenten gesprochen haben. Aber damals war sein Auftreten für mich eine Enttäuschung, während die Versammlung im übrigen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht und mir einen Begriff davon gegeben hatte, was eigentlich politische Agitation in England heißt.

Einen Mann von seltener Selbstlosigkeit lernte ich in dem christlichen Sozialisten Reverend Thomas Hancock kennen. Aus der Schule von Kingsley und Maurice hervorgegangen, hatte Hancock schon zeitig das Amt des angestellten Geistlichen niedergelegt und nur gelegentlich noch als Prediger sich betätigt, seine Hauptbeschäftigung aber in Forschungsarbeiten in der großen Bibliothek des Britischen Museums gesucht. Ganz besonders hatte er sich dem Studium der Literatur der großen englischen Revolution gewidmet und hat über diese in jahrzehntelanger Arbeit ein ungeheures Material von Aufzeichnungen zusammengetragen, von dem er selbst schriftstellerisch keinen Gebrauch machte, aber jederzeit bereit war, anderen mitzuteilen. Als ich ihm, auf den Stewart Headlam mich aufmerksam gemacht hatte, meine Schrift über die Demokratie und den Sozialismus in der englischen Revolution in ihrer ersten, noch recht rohen Gestalt übersandt hatte, veranlaßte er eine gemeinsame Bekannte, eine Zusammenkunft mit mir in seinem Wohnort Harrow herbeizuführen, und stellte mir bei diesem Anlaß für eine von mir geplante erweiterte Bearbeitung der Schrift seine, ganze Schränke

füllenden Manuskripte zur Durchsicht und freien Benutzung zur Verfügung. Ein Anerbieten, das in seiner Großherzigkeit mich so sehr überraschte, daß ich es nicht über mich bekam, sofort ernsthaft darauf einzugehen. Ich sagte ihm nur erst meinen Dank, unterließ es aber, irgendwelche Verabredung mit ihm zu treffen, und so sind, als Hancock einige Jahre darauf starb, die Manuskripte in die Hände seiner Erben übergegangen.

Äußerst liebenswürdig benahm sich auch bei Gelegenheit des Erscheinens jener Schrift der Vorsitzende der Englischen historischen Gesellschaft, Professor C. H. Firth. Er schrieb mir, dem damals in England noch völlig Unbekannten, einen längeren Brief, worin er den Wunsch ausdrückte, das Buch auch in englischer Sprache gedruckt zu sehen, ging auf verschiedene von mir behandelte Fragen ein, suchte mich etwas später in meiner Wohnung auf und machte mich auf allerhand mir unbekannt gebliebene Quellen aufmerksam. Alles das in einer so anspruchslosen Art, daß ich wirklich überrascht und auf das wohltuendste berührt ward. In gewissen deutschen Zeitungen kann man immer und immer wieder lesen, nur der Deutsche sei der Mensch, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun. Als ob nicht alle Völker auf den verschiedensten Gebieten ihre Arbeitstiere gehabt hätten, die über der Sache, der sie ihre Tätigkeit widmeten, sich selbst und ihre Interessen vollständig vergaßen. Welche anderen Beweggründe als das Interesse an der Sache Mr. Hancock und Professor Firth bewogen haben konnten, mir in so schöner Weise Förderung bei einer wissenschaftlichen Arbeit anzubieten, mögen jene Völkerpsychologen ermitteln.

Von einer ähnlichen Handlung wie die des Mr. Hancock erzählte mir eines Tages Eleanor Marx. Niemand hatte die

fabianischen Sozialisten heftiger und nach meiner Ansicht auch ungerechter angegriffen, als sie und ihr Mann. Nun brauchte sie eines Tages einige Bücher, die im Britischen Museum grade ausgeliehen waren, und wandte sich wegen ihrer an den Fabianer Graham Wallas mit der Bitte, sie an einem bestimmten Tage in dessen Bibliothek, wo sie sie wußte, einsehen zu dürfen. Ganz gerührt teilte sie mir kurz darauf mit, Wallas habe ihr geschrieben, er könne sie an jenem Tage nicht empfangen, da er von Morgen bis Abend außer dem Hause beschäftigt sei, er habe aber seine Wirtin angewiesen, sie in seine Bibliothek einzulassen, und da möge sie die Bücher, die sie brauche, ganz nach Bedarf herausnehmen.

Graham Wallas ist im Gegensatz zu den christlichen Sozialisten stark antikirchlich gesinnt. Selbst der Sohn eines Geistlichen und von Hause aus klassischer Philologe, gab er um 1885 seine Stelle als Gymnasiallehrer auf, weil an sie die Verpflichtung geknüpft war, das kirchliche Abendmahl zu nehmen. Seitdem ist er jedoch durch langjährige Tätigkeit im Londoner Schulrat und auf dem Gebiete der Volkshochschule zu großem Ansehen als Fachkundiger auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gelangt und gehört verschiedenen öffentlichen Prüfungsausschüssen an. Er hat sehr wertvolle historische Arbeiten veröffentlicht, und von seinen sozialpsychologischen Schriften ist das fesselnd geschriebene Buch über „Politik und Menschennatur" in deutscher Sprache (Diederichs, Jena) erschienen. Er ist ein sehr entschiedener Demokrat, und als im Anfang August 1914 die Gefahr einer Einbeziehung Englands in den drohenden europäischen Krieg heraufzog, bildete er mit Gleichgesinnten sofort ein „Komitee für die Neutralität Englands", das in einem, eine ganze Seite der großen Zeitungen Englands füllenden Inserat das englische Volk auf-

rief, sich mit größter Energie gegen die Teilnahme Englands am Krieg aufzulehnen. Die zwei Tage später infolge des Einmarsches der Deutschen in Belgien erfolgende Kriegserklärung Englands an Deutschland machte den Bemühungen des Komitees ein schnelles Ende, doch kann der Mißerfolg des Unternehmens den guten Willen der Stifter nicht verdunkeln. Daß die deutsche Sozialdemokratie damals für die Kriegskredite stimmte, dürfte für Wallas eine große Enttäuschung gewesen sein, da er auf diese Partei, wie er mir im Jahre 1911 schrieb, die größte Hoffnung für die Bewahrung des europäischen Friedens setzte. Aber wie sehr ihn auch der Krieg erschüttert haben mag, so hat er ihn doch, wie aus Aufsätzen von ihm in der „Nation" und ähnlichen Publikationen hervorgeht, in seiner Gesinnung als guten Europäer nicht irre gemacht. Als Politiker und Schriftsteller wie als Mensch ist Wallas eine ungemein sympathische Erscheinung, da er mit einer großen Gutherzigkeit in persönlichen Dingen ebensolche Festigkeit der Gesinnung in grundsätzlichen Fragen offenbart. So trat er im Jahre 1904 aus der Fabianergesellschaft aus, weil er weder deren Stellungnahme zur damaligen Vorlage der konservativen Regierung über die Schulfrage noch eine Kundgebung der Gesellschaft zum Streit über die Handelspolitik gutheißen konnte, die Gesellschaft ihm in beiden Punkten zu sehr staatsmännelte.

Indes war sein Austritt, schreibt Eduard Pease in der Geschichte der Fabianregesellschaft

„von keiner jener persönlichen und politischen Zänkereien begleitet, die so häufig den Bruch alter Beziehungen begleiten. Wallas blieb in allem außer dem Namen ein Fabianer. Seine Freundschaft mit den alten Kameraden blieb unbeeinträchtigt, und er hat sich stets bereit gezeigt,

der Gesellschaft sowohl durch Vorträge in ihren Versammlungen wie durch Teilnahme an ihren Konferenzen aus dem ungemein reichen Schatz seiner Spezialkenntnisse Beistand zu leisten."

In die Fabianergesellschaft wurde Wallas durch deren Mitglied Sidney Olivier eingeführt, der damals mit Sidney Webb Beamter im Britischen Kolonialamt war. Ungleich letzterem ist Olivier der Beamtenlaufbahn treu geblieben, in der er einen sehr hohen Aufstieg genommen hat, was ihn jedoch nicht hinderte, außer der Fabianergesellschaft auch der sozialistischen Kampforganisation Sozialdemokratische Föderation anzugehören, wie auf der anderen Seite die offen bekannte Zugehörigkeit zu diesen Verbindungen seiner Beförderung zu so einflußreichen Ämtern, wie erst Finanzsekretär und dann Gouverneur von Jamaika, nichts im Wege gestanden hat. In dieser Hinsicht ist folgendes Vorkommnis außerordentlich bezeichnend. Olivier war schon Finanzsekretär von Jamaika und auf einem kurzen Urlaub in London, als er im Jahre 1897 in einer Versammlung der Fabianergesellschaft scharfen Einspruch dagegen erhob, daß der Vorstand bei Gelegenheit des 60jährigen Regierungsjubiläums der Königin Victoria zu einer Sammlung für die Ausschmükkung der Straße The Strand, in der die Bureaus der Gesellschaft sich befanden, zehn Schillinge beigesteuert hatte. Für sie, die sie grundsätzlich Republikaner seien, schicke es sich nicht, an Veranstaltungen zu Ehren des Monarchentums sich zu beteiligen, erklärte der Mann, der ein Staatsamt vom Range eines preußischen Regierungspräsidenten bekleidete, und ließ auch die Entschuldigung nicht gelten, daß der Vorstand die Summe nur gezeichnet hatte, weil er durch Vermietung der Fenster der Bureauräume an Schaulustige den zehnfachen

Betrag eingenommen und es unter diesen Umständen für kleinlich gehalten hatte, sich von der Aufbringung der Kosten für die Ausschmückung der Straße zu drücken. In welchem Geist Olivier seine Gouverneurstellung auf Jamaika verwaltete, läßt sein Buch über die Negerfrage erkennen, das 1910 unter dem Titel „White Capital and Black Labour" in der von J. Ramsay Macdonald herausgegebenen Social Science Series erschienen ist. Auf seine Erfahrungen in Britisch-Westindien gestützt, tritt Olivier darin vielen landläufigen Vorurteilen hinsichtlich der Entwicklungsfähigkeit der Neger und der Wirkungen der Rassenvermischung entgegen. Auf Jamaika füllten Neger Posten als Ortsvorstände, Friedensrichter usw. in ihnen durchaus zur Ehre gereichender Weise aus, schreibt er, und das Vorhandensein einer Schicht von Mischlingen erweise sich dort, wo man ihnen nicht künstlich den sozialen Aufstieg verschließe, für ein Land mit starker Negerbevölkerung nicht als ein Schaden, sondern als ein Vorteil. Es wäre zu wünschen, daß das Buch mit seinem interessanten Tatsachenmaterial auch in einer deutschen Ausgabe erschiene. Jamaika wird von vielen Amerikanern, die sich ernsthaft mit dem Problem der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten befassen, als ein Vorbild betrachtet.

Sidney Webb und seine Frau Beatrice Webb-Potter sind in Deutschland durch ihre in Übersetzung erschienenen klassischen Werke über das englische Genossenschaftswesen und die englische Gewerkschaftsbewegung rühmlich bekannt, und manches Biographische ist bei uns über dieses als Forscher kameradschaftlich schaffende und politisch gemeinsam wirkende Ehepaar veröffentlicht worden. Wie nicht selten bei literarisch tätigen Ehegatten wird auch hinsichtlich ihrer gestritten, wer von ihnen der Bedeutendere sei, bezw. dem anderen geistig mehr

gegeben habe: der ehemalige Zivildienstbeamte Sidney Webb, der sich aus kleinen Verhältnissen heraus durch eisernen Fleiß schrittweise emporgearbeitet hat, oder die als Tochter eines Eisenbahnkönigs aus der Bourgeoisie hervorgegangene, von einem Herbert Spencer zu soziologischen Forschungen herangezogene Beatrice Potter, die, nachdem sie lange Zeit aus Menschenliebe unter den Ärmsten des Londoner Eastend gelebt und gearbeitet hatte, dem Sozialstatistiker Charles Booth bei dessen großem Werk über das Leben und die Arbeitsverhältnisse der Armen Englands eine der geschätztesten Mitarbeiterinnen gewesen ist. Ich habe verschiedene Engländer kennengelernt, die Beatrice als die ihrem Mann geistig Überlegenere schildern, glaube aber, daß diesem Urteil ein Eindruck zugrunde liegt, der, so psychologisch begreiflich er ist, doch nur eben ein Eindruck ist, aber kein ausreichend begründetes Urteil. Leute, die von Jugend auf eine höhere Bildung genossen haben, wie das bei Beatrice Potter der Fall war, pflegen im allgemeinen in geistiger Hinsicht ein Wesen an den Tag zu legen, das sie denen überlegen erscheinen läßt, die sich diese Bildung erst in späteren Lebensjahren erworben haben, ohne daß deshalb ihr Wissen eine reicheres und tieferes zu sein braucht als das der letzteren. Wiederholt habe ich das beim Verkehr mit sozialistischen Akademikern und geistigen Emporkömmlingen aus der Arbeiterklasse beobachten können. Und etwas davon mag auch beim Ehepaar Webb-Potter in den ersten Jahren des Zusammenwirkens obwaltet haben. Die schön gewachsene, dunkeläugige, hochbegabte Beatrice mit ihren feingeschnittenen Gesichtszügen und ihrer fesselnden Unterhaltung imponierte gewiß mehr, als der nur gerade mittelgroße, eher etwas trockene Sidney Webb, dem man längere Zeit noch den ehemaligen Bureaumenschen anmerkte. Aber das ist nun längst vorbei. Seit

langem ist das geistige Verhältnis des Ehepaars ein solches gegenseitigen Gebens oder Ergänzens, und wenn es auf ein Examen im Wissen ankäme, würde nach meiner Überzeugung Sidney Webb seine Gattin um verschiedene Längen schlagen. Er ist geradezu eine wandelnde Enzyklopädie, was sich namentlich dann zeigt, wenn er in Debatten auf Anfragen oder Angriffe zu antworten hat. Einen Vortrag ausarbeiten, der die Hörer durch die Fülle des Tatsachenmaterials überrascht, ist nicht sonderlich schwer, sobald man in der einschlägigen Literatur einigermaßen Bescheid weiß. Nur an der Art, wie er in der Debatte seinen Mann steht, erkennt man den wissenschaftlich gut beschlagenen Kenner im Gegensatz zum nur geschickt sich wissenschaftlich gebenden Dilettanten. Fast jedesmal, wenn ich Gelegenheit hatte, Versammlungen der Fabianer beizuwohnen, hat mir Webb Hochachtung abgerungen durch die sichere Art, wie er auf ihn gerichtete Fragen, mochte der Gegenstand vom Thema des Vortrags auch noch so weit abseits liegen, sachkundige Antwort zu geben wußte. Er ist offenbar der stärkste Kopf der Fabianer und macht heute völlig den Eindruck des Wissenschaftlers, der er ist.

Da Beatrice Webb von Hause aus vermögend ist, kann sich das Ehepaar völlig dem Studium und der Arbeit für soziale und politische Reform widmen, ohne von der Bewegung nehmen zu müssen. Außer daß er seit 1892 für einen Arbeiterbezirk im südöstlichen London, der ihn regelmäßig wiederwählt, Mitglied des Londoner Grafschaftsrats ist, bekleidet Webb keinerlei politisches Amt von Bedeutung, doch sind sowohl er wie seine Frau wiederholt als Sachkundige zu wichtigen parlamentarischen Untersuchungen herangezogen worden. Das Ehepaar bewohnt ein gefälliges Haus in Grosvenor Road, Westminster, eine Straße, die sich am nördlichen Themseufer

zwischen Westminster und Chelsea hinzieht und, wie so viele Londoner Straßen, abschnittweise den Charakter wechselt. Ein Besuch bei ihnen zeigt bald, daß man mit Leuten zu tun hat, deren Freude Forscherarbeit ist. Doch braucht man nicht dabei an Stubengelehrtentum zu denken. Beider Horizont hat einen weiten Rahmen. Von ihren gemeinsamen Arbeiten schreibt Edward Pease, es sei da unmöglich in bezug auf Autorschaft genau zwischen Webb und Frau zu unterscheiden. Die letztere war von 1905—1909 mit dem Sozialisten George Lansbury Mitglied einer königlichen Kommission über die Armen- und Arbeitslosenfrage, und der Minderheitsbericht, den sie mit noch zwei Kommissionsmitgliedern damals veröffentlichten und der durch den Radikalismus seiner Vorschläge großes Aufsehen machte, wie er auch von der Arbeiterpartei im Parlament für gesetzgeberische Anträge stark benutzt worden ist, galt vornehmlich als das Werk der Frau Webb. Tatsächlich aber sind nach Pease „die Untersuchung, das Auffinden und die Schlußfolgerung im vollsten Sinne des Wortes gemeinsame Arbeit von Webb und Frau", und sind die Manuskriptblätter in der Handschrift Webbs zum Maschinenschreiben gegangen. „Manchmal", setzt Pease hinzu, „hält Frau Webb Vorträge nach Manuskript in der ungemein lesbaren Handschrift ihres Mannes; ihre eigene Handschrift ist — in seltsamem Widerspruch mit ihrem Charakter —, ohne langes Studium sogar von ihr selbst unentzifferbar."

Ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Webb und Frau hat zwischen James Ramsay Macdonald und seiner vor einigen Jahren verstorbenen ausgezeichneten Gattin Margaret Macdonald bestanden. Auch hier stammte die Frau aus wohlhabenden Kreisen, während der Mann aus den unteren Volksschichten sich emporgearbeitet hat. Wie dort, war

auch hier es die sozialistische Bewegung, welche das Paar zusammengeführt hat: Margaret Gladstone, eine Nichte des hervorragenden Physikers Lord Kelvin (William Thompson) und, wie ihr Name anzeigt, Verwandte des Staatsmannes William Gladstone, mit James R. Macdonald, dem Abkömmling schottischer Landtagelöhner, und auch in diesem Falle hieß die Ehe sozialistische Arbeitsgemeinschaft. Doch war das Arbeitsgebiet des Ehepaars Macdonald ein etwas anderes, als das der Webbs. War und ist die Tätigkeit der letzteren mehr eine solche für die Bewegung, so arbeiteten Margaret Macdonald und ihr Mann hauptsächlich organisatorisch, propagandistisch und administrativ in der Bewegung, nicht ohne zugleich auch literarisch für sie tätig zu sein. Daß J. R. Macdonald es zu einem hervorragenden Parlamentarier gebracht hat, der stets das Ohr der verwöhnten „Mutter der Parlamente" hat, ist bekannt. Ein sehr klangvolles Organ unterstützt das große rhetorische Geschick des schlanken Mannes, dessen ursprünglich tiefschwarzes Haar nun schon stark ins Graue hinüberspielt. Als Vorsitzender der Parlamentsfraktion der großen britischen Labour Party genoß Macdonald lange Jahre eine bedeutende Popularität, bis seine kritisch ablehnende Haltung dem jetzigen Kriege gegenüber ihn bei einem erheblichen Teil der Arbeiter unmöglich machte. Indes ist sein Stern von neuem im Aufstieg. Als er vor etwa Jahresfrist auf einem Nationalkongreß der Labour Party zum Zwecke einer Ansprache die Tribüne bestieg, wurde er ganz wider die frühere Gewohnheit mit eisiger Kühle empfangen. Es ist aber ein Beweis für seine große Rednergabe, daß seine Rede die Hörer zunehmend erwärmte und am Schluß der Beifall kein Ende nehmen wollte. Als sehr eindrucksvoll wird auch die Rede geschildert, mit der am 3. August 1914

in der historischen Sitzung des Parlaments, in der Sir Edward Grey die Gründe entwickelte, die England nötigen würden, im Krieg sich an die Seite Frankreichs zu stellen, Macdonald ihm als Redner der Labour Party entgegentrat. Auf den Hinweis Greys, daß Englands Ehre in Frage stehe, antwortete er mit der treffenden Bemerkung, es habe noch kaum einen Krieg gegeben, der nicht mit der Berufung auf die Ehre begründet worden sei, und in bezug auf wie wenige habe die Geschichte das Wort gerechtfertigt. Jetzt ist Macdonald von der Independent Labour Party, der er gleichfalls angehört, zur sozialistischen Friedenskonferenz nach Stockholm entsendet worden, und sicher wird er dort zu denen gehören, die für einen Frieden ohne jede Annexion eintreten, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß er im Mai 1916 im Parlament die Erklärung abgab, Belgien müsse „in seiner Gebietsausdehnung und seiner staatlichen Unabhängigkeit unverkürzt wiederhergestellt werden. Je eher Deutschland jeder Selbsttäuschung darüber ledig wird, um so besser", hieß es in jener Rede.

Macdonald, der, wie das vielfach in England geschieht, als Sekretär eines Parlamentariers (des liberalen Abgeordneten T. Lough) ins politische Leben eingetreten ist, ist Verfasser verschiedener Schriften soziologischen Inhalts, von denen eine, nämlich das Buch „Der Sozialismus und die Regierung", auch in deutscher Sprache erschienen ist. (Jena, Diederichs.) Seiner im Jahre 1913 verstorbenen Frau, die ihm fünf Kinder geschenkt hatte, hat er ein schönes literarisches Denkmal in einer Gedenkschrift gesetzt, die er zuerst nur an befreundete Gesinnungsgenossen versandte, später aber auf Wunsch aus diesen Kreisen mit erweitertem Inhalt im Buchhandel hat erscheinen lassen. Er schildert darin mit großer Wärme und oft in edel getragener Sprache, wie stark die seelische Gemeinschaft

zwischen ihm und der Verstorbenen war, und wieviel sie ihm als Gattin und Mitarbeiterin und der Bewegung als aufopfernde Vorkämpferin gewesen ist.

Begeisterte Sozialistin, hat Margaret Macdonald in der Tat auf den verschiedensten Gebieten sozialen Schaffens sich hingebend betätigt und ganz besonders eifrig sich der Erziehung und Organisierung der Arbeiterfrauen für den Sozialismus gewidmet. Ihre bis zum Selbstvergessen gehende Arbeitsbereitschaft verbunden mit einem sehr gewinnenden Wesen, aus dem unendliche Herzensgüte sprach, trugen ihr viel Freundschaft ein. Ich habe immer nur mit der größten Liebe von ihr sprechen hören. Diese Liebe und Bewunderung übersah auch gern, daß Margarets Aufgehen in Arbeit für die sozialistische Bewegung sie über Gebühr gleichgültig machte gegen alles Äußerliche um sie herum, im Hause und in bezug auf Kleidung. Bei einem Besuch, den ich ihr zwei Jahre vor ihrem Tode gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthalts in London eines Vormittags in ihrer Etagenwohnung in Lincolns Inn Fields machte, fand ich sie an einem Tisch in der Mitte eines Zimmers, das ihre um sie herum spielenden Kinder in einen Zustand so chaotischen Durcheinanders versetzt hatten, wie er aller Beschreibung spottet, ruhig mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt, als sei das Treiben um sie und der Zustand des Zimmers in jeder Beziehung in Ordnung. Es fiel ihr nicht ein, auch nur ein entschuldigendes oder erklärendes Wort darüber zu verlieren. Sie hatte für diese Dinge einfach kein Auge, sondern fing sofort an, sich mit mir über die Entwicklung unserer Partei in Deutschland zu unterhalten. Als bezeichnend für ihre Gleichgültigkeit in bezug auf Kleidung erzählt Macdonald von ihr, es hätten, als sie einmal bei einer wichtigen Deputation eine führende Rolle zu übernehmen hatte, Freun-

binnen sie nur mit vielem Nötigen dazu bringen können, sich für den Zweck eine neue Bluse anzuschaffen, aber als am festgesetzten Tage Margaret sich erhob, um den Minister, zu dem man gegangen war, anzureden, zu ihrem Entsetzen gewahr werden müssen, daß sie das neue Kleidungsstück auf der verkehrten Seite angezogen hatte. Für alles, was die Allgemeinheit anging, hatte sie dagegen ein sehr offenes Auge. Die Artikel, die sie für die lange Zeit von ihr unentgeltlich redigierte Rubrik „Arbeiterinnenbewegung“ in den Labour Leader schrieb, waren nicht selten von jenem schönen Humor durchleuchtet, den nur mitfühlendes Verständnis für menschliche Schwächen verleiht. Macdonald schreibt, mütterliches Empfinden sei der Grundzug ihres Charakters gewesen. Es beseelte ihr ganzes Tun, und so haben ihre Verehrer wohl das Richtige getroffen, als sie, um ihr Andenken zu verewigen, einen zu diesem Zweck gesammelten Fonds zur Einrichtung eines Krankenzimmers eines Kinderhospitals verwendeten und das Zimmer nach ihr benennen ließen. Außerdem zeigt ein Denkstein auf dem grün bewachsenen Square vor dem Hause, wo sie bis zuletzt gewohnt, welche große Achtung ihr öffentliches Wirken ihr eingetragen hatte.

In seiner Behausung sah das Ehepaar Macdonald gern Freunde bei sich. Ihre At Home's erfreuten sich eines guten Besuchs, und man fand bei ihnen immer Leute, denen zu begegnen es lohnte. Meiner Frau und mir erwiesen sie die Freundlichkeit, als wir im Januar 1901 unser Zelt in London abbrachen, um in unser Heimatland zurückzukehren, für uns in ihrem Hause einen Abschiedsabend zu veranstalten. An ihm hatte auch eine Frau teilnehmen sollen, die nach dem Urteil, das die Welt lange Zeit über sie gehabt hat, das Gegenteil der sanften Margaret Macdonald hätte sein müssen, in

Wirklichkeit aber gerade die von Macdonald bezeichnete große Weichheit des Empfindens mit ihr gemein hatte: die heroische, als Revolutionärin der leidenschaftlichen Aufwallung fähige und doch zugleich so selbstlos hilfsbereite Louise Michel. Sie konnte an jenem Abend nicht kommen, schickte aber meiner Frau zur Erinnerung ein Gedicht, unter das sie in der Zerstreutheit den Monat falsch und die Jahreszahl 1801 statt 1901 schrieb. Indes hätte es ebensogut aus dem ersteren Jahre sein können. Es atmet ein Empfinden, das dem ähnlich ist, wie es um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Dichtung beseelte. Man möchte eher auf die Verfasserin von Corinna raten, wenn man liest:

Farewell.
From Louise Michel to Mrs. Bernstein.

Au revoir, ayez bon voyage,
Mais en entendant autres voix,
En songeant sur une autre plage
Pensez à Londres quelques fois.

A Londres où vers la science
Les femmes prennent leur essor,
Où l'art tente leur espérance
En chantant sur la harpe d'or.

Au revoir, Londres est cher aux femmes,
Toutes aiment y revenir,
On dirait qu 'y rodent des âmes
Chercheant la légende à venir.

Louise Michel.
Londres, 28 Fevrier 1801.

*

Ich hätte noch vieler Personen zu gedenken, wollte ich alle die Ehepaare und Einzelpersönlichkeiten aus der Welt der sozialistischen Intellektuellen Englands berücksichtigen, die sich durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet haben. Ich habe den treuen Fabianer Edward R. Pease öfter sprechen lassen, wie sollte ich da nicht auch seiner Frau Marjorie Pease einige Worte widmen, die der Vereinigung Free Russia, welche sich die Sammlung von Unterstützungen für die Freiheitskämpfer in Rußland zum Ziel gesetzt hat, lange Jahre das gewesen ist, was ihr Mann der Fabianergesellschaft war. Da sind die Unentwegten der Independent Labour Party, die zu ihr aus der Welt der Intellektuellen gestoßen sind, die James und Kathrine Bruce Glasier, die F. W. Jowett und Ph. Snowden, da sind die Intellektuellen um Robert Blatchford vom „Clarion" und viele andere mehr. Aber ich muß mich bescheiden. Denn wenn der Anteil der Intellektuellen an der Erweckung und geistigen Befruchtung des Sozialismus in England auch sehr groß ist, so ist dessen wichtigstes Element doch die Arbeiterschaft, und auch diese verlangt ihr Recht.

XI.

Volksleben und proletarische Sozialisten Englands

Im Herbst 1899 hatte ich auf einem Dampfer, der mich von Holland, wohin ich einen kurzen Ausflug gemacht, nach England zurückbrachte, ein recht humoristisch anmutendes Erlebnis. Es war das Jahr, wo von mir verfaßte Aufsätze und insbesondere die Schrift „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" lebhafte Diskussionen in der Sozialdemokratie Deutschlands hervorgerufen hatten, so daß man von einer „Bernsteinfrage" sprach und schließlich der nach Hannover einberufene sozialdemokratische Parteitag für 1899 sich in mehrtägiger Diskussion mit den von mir entwickelten Ideen beschäftigte. Da mir Deutschland noch verbotenes Gebiet war, war ich zum Zweck eines Zusammentreffens mit einigen mir nahestehenden Besuchern des Parteitags nach Oldenzaal an der holländisch-deutschen Grenze gefahren, hatte mit ihnen zwei Tage auf holländischem Gebiet zugebracht und fuhr am dritten Tage abends über Vlissingen nach England zurück. Die Dampferfahrt nahm den größten Teil der Nacht und die ersten Morgenstunden in Anspruch. Ich schlief etliche Stunden, wachte aber sehr früh auf und begab mich aufs Deck, wo außer mir nur noch ein junger Mann von höchstens zwanzig Jahren im noch nicht ganz hellen Morgen auf und abging.

Wir kamen in eine Unterhaltung, die sich bald auf England

lenkte, das der junge Mensch, wie er mir erklärte, nun zum ersten Male sehen werde. Er merkte aus dem Gespräch, daß ich es schon kannte, und stellte allerhand Fragen über Land und Leute an mich, auf die ich nach bestem Wissen Bescheid gab, bis schließlich unser Gespräch auf einen Gegenstand kam, der mir nun ganz besonders vertraut war, nämlich — meine Wenigkeit selbst. Und das ging so zu:

Er (nachdem er eine kurze Pause gemacht hatte): Sagen Sie, da Sie England genauer kennen, können Sie mir gewiß auch über einen Punkt Bescheid geben. Hat die Bernsteinfrage auch in England großes Aufsehen gemacht?

Ich: Nein, sie hat gar kein Interesse erregt.

Er (erstaunt und fast enttäuscht): Gar keines?

Ich: Nicht das Geringste.

Er: Ist es möglich?

Ich: Es wissen überhaupt nur sehr wenige Leute in England, daß es so einen Menschen wie Bernstein gibt.

Er: Und man weiß auch nichts von seinen Schriften?

Ich: Ganz und gar nichts.

Er: Aber wieso denn nicht?

Ich: Weil die Fragen, die Bernstein aufgeworfen hat, im politischen Leben Englands keine Rolle spielen.

Er: Auch bei den Sozialisten nicht?

Ich: Auch bei den Sozialisten nicht.

Er (mit gesteigerter Enttäuschung): So, so.

Ich: Sie aber interessieren sich wohl sehr für diese Fragen?

Er: Ja, natürlich.

Ich: Und darf man fragen, wie Sie zu ihnen stehen?

Er (lebhaft): Selbstverständlich gegen Bernstein.

Ich: Nun ja, das versteht sich. Es ist jedenfalls hübsch, daß Sie an diesen Diskussionen Anteil nehmen.

Er: Sagen Sie, werde ich in London wohl den Herrn Bernstein einmal zu Gesicht bekommen?

Ich: Das kommt darauf an. London ist sehr groß und Menschen als einzelne können Jahrzehnte dort leben, ohne das Geringste voneinander zu merken. Wenn Sie jedoch gewisse sozialistische Versammlungen besuchen, z. B. die Versammlungen des kommunistischen Arbeiterbildungsvereins in Tottenham Street, Tottenham Court Road, können Sie mit einiger Sicherheit darauf rechnen, Bernstein eines Tages dort zu

treffen, da er dort von Zeit zu Zeit Vortrag hält. Die Aussichten, ihn sonst in London zu treffen, sind sehr gering.

Er: Wirklich?

Ich: Ja, er lebt sehr zurückgezogen in einem ziemlich entlegenen Vorort im Südosten von London und kommt fast nur zur Stadt, um im britischen Museum zu arbeiten oder einige persönliche Freunde zu besuchen.

Unsere Unterhaltung wandte sich anderen Gegenständen zu, und erst als wir an Land waren und im Eisenbahnwagen London entgegenrollten, klärte ich den jungen Sozialisten darüber auf, mit wem er es zu tun hatte.

Ich hatte ihm hinsichtlich meiner Stellung in England nichts vorgemacht. In den zwölf Jahren, während deren ich London bewohnte, bin ich außer in sozialistischen Versammlungen, die aber meist nur ihr ständiges Publikum hatten, nie an die Öffentlichkeit herausgetreten. Obwohl ich von 1890 ab Londoner Korrespondent des „Vorwärts" war, blieb ich der großen Londoner Presse und den führenden bürgerlichen Politikern Englands unbekannt. Der einzige angesehene Journalist in angesehener Stellung, dessen Bekanntschaft ich gemacht hatte, war der jetzige Redakteur der politischen Wochenschrift „The Nation", H. W. Massingham, der damals, nachdem er erst Chefredakteur des radikalen Abendblattes „The Star" gewesen war, in den Stab des radikal-liberalen Morgenblattes „The Daily Chronicle" eintrat, um bald darauf dessen Chefredaktion zu übernehmen. Indes blieb auch diese Bekanntschaft, solange ich in England lebte, eine nur ganz oberflächliche. Erst seitdem Massingham, der als Gegner des Burenkrieges seine Stelle am „Daily Chronicle" aufgab, mich 1906 zur regelmäßigen Mitarbeiterschaft an der „Nation" einlud, deren Redaktion er in der Zwischenzeit übernommen hatte, bin ich durch politische Briefe an diese Zeitschrift auch

nichtsozialistischen Kreisen Englands bekannter geworden. Denn die „Nation“ wird in allen politischen Klubs Englands gelesen*).

Merkwürdig, daß sich in Deutschland, wo Bildung das zweite Wort ist, noch niemals eine politische Wochenschrift ernsterer Gattung hat halten können, wie England sie im liberalen „Spektator“, der demokratischen „Nation“, der konservativen „Saturday Review“ und dem sozialistischen „New Statesman“ hat. Ein Versuch, den vor Jahren Theodor Barth, Dr. Paul Nathan, Th. Mommsen und Gleichgesinnte mit der gleichfalls die „Nation“ betitelten Wochenschrift des freihändlerischen Liberalismus machten, verschlang jährlich erhebliche Zuschüsse, bis um 1907 Barth die Geduld verlor und die Einstellung des Erscheinens dieser Zeitschrift veranlaßte. Sie war eine Zierde des deutschen Journalismus gewesen, aber verglichen mit ihrer englischen Namensschwester arm an stofflichem Gehalt. Unter anderem fehlte ihr jene Mitarbeiterschaft aus dem Leserkreise, die in England üblich und ein wirksames Gegenmittel ist gegen den Verfall in allzu starkes Dozieren ex Kathedra, den Zeitschriften etwas von dem Charakter eines Diskutierklubs verleiht.

Vom so entwickelten Klubleben Englands kann ich dem schon darüber Bekannten wenig hinzufügen. Der einzige

*) Die persönliche Bekanntschaft des jetzigen englischen Premierministers Lloyd George machte ich um das Jahr 1907, als ich schon wieder in Berlin war. Lloyd George war damals Staatssekretär des Innern im Ministerium Campbell Bannermann und kam nach Deutschland, um sich an Ort und Stelle über Wesen und Wirken der deutschen Arbeiterversicherungs-Gesetzgebung zu unterrichten. Ein Brief meines Freundes und Gesinnungsgenossen J. Ramsay Macdonald hatte ein Zusammentreffen mit Mr. Lloyd George im Bristol-Hotel zur Folge. Die Unterhaltung, die ich mit diesem hatte, war interessant genug, drehte sich aber nur um Fragen der inneren Politik und der Annäherung der Nationen.

bürgerliche Klub, den ich öfter besucht habe, ist der National Liberal Klub, dessen prächtiges Gebäude am Westminster Embankment bei Charing Croß jetzt für Bureaus der Kriegsverwaltung beschlagnahmt ist. Wie sein Name anzeigt, der sinngemäß mit Nationaler Klub der Liberalen zu übersetzen wäre, ist er der Zentralklub der liberalen Partei, unter seinen 6—7000 Mitgliedern fand man aber auch viele Leute, darunter Sozialisten aller Schattierungen, die ihm nur angehörten, um seine Einrichtungen genießen zu können. Sein palastartiges Gebäude enthält ein großartiges Bibliothekzimmer, allerhand Speise-, Rauch- und Sprechzimmer sowie eine nach der Themse zu gelegene Terrasse, die einen sehr schönen Ausblick gewährt. Im Zentrum Londons gelegen, ist er ein bequemer Treffpunkt für Leute, die sich etwas zu sagen haben. In seinem großen Saal finden gelegentlich Zusammenkünfte von Abgeordneten oder Delegierten der liberalen Partei statt, an denen deren obere Führer das Wort nehmen, im allgemeinen aber sind diese im National Liberal Klub nicht zu sehen. Er scheint ihnen etwas zu gemischt, verschiedene von ihnen besuchen lieber den Reform Klub, der sehr viel älteren Datums ist — in seinen Räumen hat an der Wende des 18. Jahrhunderts Charles James Fox der Spielerleidenschaft gefröhnt und Unsummen verloren — und in dem es heute weniger bunt zugeht, oder auch den Devonshire Klub, das alte Heim der Whigs. Die englischen Sozialisten Londons verfügten zu meiner Zeit über kein eigenes Klubgebäude, die Klubs, die von Sozialisten gegründet wurden, um einen ständigen Sammelpunkt für Gleichgesinnte zu bilden, mußten sich mit gemieteten Räumen behelfen, und keiner von ihnen überdauerte das zweite Lebensjahr. Die gewaltigen Entfernungen der Riesenstadt auf der einen und die sozialen Verschiedenheiten

der Parteigänger der jungen Bewegung auf der anderen Seite erwiesen sich allen diesen Gründungen tödlich.

Nur einer Vereinigung von Sozialisten, die zwar den Namen Klub führte, aber auf jede eigenen Räume verzichtete und weder Statuten hatte noch Beiträge erhob, war ein längeres Leben gegönnt. Diese Vereinigung nannte sich The Socialist Supper Club und bestand aus Sozialisten, die alle vierzehn Tage im Sonderzimmer irgendeines vorher bestimmten Lokals zusammenkamen, um dort gemeinsam das Abendessen zu nehmen und dann freier Unterhaltung zu pflegen. Man wählte gewöhnlich ein Lokal in jenem Teil des Soho-Viertels, wo mehr deutsch, französisch und italienisch als englisch gesprochen wird, und der Preis des Abendessens war stets ein solcher, daß ihn auch ein leidlich gutbezahlter Arbeiter erschwingen konnte. Indes war in diesem sozialistischen „Klub" das Arbeiterelement stets nur sparsam vertreten. Die meisten Besucher gehörten der bürgerlichen Intelligenz an. Männer wie William Morris, H. M. Hyndman, Belfort Bax und andere schon genannte Persönlichkeiten bildeten den geistigen Mittelpunkt dieser Zusammenkunft, die auch ich eine Zeitlang ziemlich regelmäßig besuchte. Es ging da sehr zwanglos zu, ein freundschaftlicher Ton herrschte vor, und man lernte manche sympathische Persönlichkeit kennen. Aber mehr angeheimelt haben mich die kurzlebigen Klubs, die mehr darauf angelegt waren, Sozialisten ohne Unterschied der Klassen und der Schattierung zu umfassen. In ihnen überwog jenes sozialistische Element, das heute den Kern der Independent Labour Party bildet, während im Sozialist Supper Club vorwiegend die sozialdemokratische Föderation vertreten war und deren geistiges Haupt H. M. Hyndman den Ton angab. Hyndman nun hatte eine Art an sich, über Andersdenkende abzuurteilen,

der ich niemals Geschmack abgewinnen konnte. Man mußte ihm um seiner unzweifelhaften Ehrlichkeit und Ergebenheit an die Sache willen manches nachsehen, um ihn im Umgang lange zu vertragen.

Abkömmling einer wohlhabenden Bourgeoisfamilie, belesen, schriftstellerisch begabt und ein sehr wirksamer Redner hat sich Hyndman um die Wiederbelebung des Sozialismus in England im höchsten Grade verdient gemacht. Aber wenn er es verstanden hat zu werben, so ist es ihm weniger gelungen zusammenzuhalten. Er hat eine kleine Gemeinde ihm treu zugetaner Verehrer, die Organisation jedoch, deren Führer er ist, brachte es, auch bevor sie sich unter dem Einfluß des Krieges spaltete, trotz eines nicht hoch genug anzuerkennenden propagandistischen Eifers ihrer Mitglieder zu keiner erheblichen zahlenmäßigen Anhängerschaft. Ich hörte Hyndman einmal mit Stolz darauf hinweisen, wie viele Leute nicht schon durch die Listen der sozialdemokratischen Föderation gelaufen seien. Er nannte eine Riesenzahl, und wenn seine, in diesen Dingen auch sonst fruchtbare Phantasie der Wirklichkeit stark vorangelaufen sein mag, so war es doch kaum übertrieben, von weit über hunderttausend jeweilig Geworbenen zu sprechen. Es schien Hyndman jedoch ganz zu entgehen, welches Stück Selbstkritik darin lag, daß von den Hunderttausenden, die sich in die von ihm geführte Organisation hatten einzeichnen lassen, nur so wenige Tausende bei ihr verblieben waren. Der Sinn für Maßverhältnisse ist überhaupt bei ihm wenig entwickelt, und seinem Hang zu Übertreibungen ist es zuzuschreiben, daß er als Politiker so vielfach in falschen Geruch gekommen ist. So wurde er eine Zeitlang von Widersachern als ein heimlicher Tory verdächtigt, der er niemals gewesen ist, und ebensowenig haben diejenigen recht, die ihn als einen

sozialistischen Jingo schildern. Er hat im Gegenteil wiederholt bei auswärtigen Konflikten Englands scharf gegen dessen Sache Stellung genommen und für das Recht der Gegenseite seine Lanze eingelegt. Wenn er zum jetzigen Weltkrieg sich anders verhält und dem Durchhalten im Kampf gegen Deutschland das Wort redet, so leitet ihn dabei die Gegnerschaft gegen Einrichtungen und Tendenzen, die nach seiner Ansicht das kaiserliche Deutschland stärker als irgendein anderes Land vertritt, keineswegs aber nationalistische Überhebung. Mit vielen demokratisch gesinnten Engländern hat er eine starke Neigung für Frankreich und französische Kultur gemein, die sich noch bewährte, als um die Jahrhundertwende die Reibungen zwischen England und Frankreich um verschiedener Kolonialfragen willen die beiden westlichen Nationen einem kriegerischen Zusammenstoß zuzutreiben schienen. Daß den seit ziemlich denselben Jahren fortgesetzt sich steigernden Flottenrüstungen Deutschlands feindselige Absichten gegen England zugrunde lagen, war ihm dagegen Axiom, das er, der Sozialdemokrat, sogar in Einsendungen an Blätter wie „Times" und „Morning Post" predigte, ebenso wie er umgekehrt nicht müde wurde, auf internationalen Kongressen vor einem Publikum, das von diesen Dingen nichts verstand, maßlose Angriffe auf das eigene Land wegen der Verwaltung Indiens zum besten zu geben. In beiden Fällen war die Wirkung seines Auftretens sehr von dem verschieden, was er mit ihm bezweckte. Aber seine Absichten können vor der strengsten sozialistischen Kritik bestehen.

Hyndmans Gegenstück in der Welt der aus dem Proletariat hervorgegangenen Sozialisten Englands ist John Burns, ursprünglich bis zu einem gewissen Grade sein Schüler, dann aber lange Jahre sein erbitterter Gegner und von ihm nur noch

als Verräter hingestellt. Auch Burns hat die Gabe, sich mehr persönliche Feinde als nötig zu schaffen, aber auch er zwingt denen, die er durch Unarten abgestoßen hat, dann doch wieder durch seine Tüchtigkeit und Solidität Achtung, im Falle Burns muß man sogar sagen, Bewunderung ab. Als Redner wie auch als Arbeiter auf den verschiedensten Betätigungsgebieten ragt er an natürlicher Begabung weit über den Durchschnitt hervor, und vom Genie hat er den eisernen Fleiß. Schon als er in seinem Beruf als Maschinenbauer arbeitete und nur in seiner Feierzeit als Agitator tätig sein konnte, überraschte er bei Streiks die Unternehmer, mit denen er im Namen der Streikenden zu verhandeln hatte, durch seine Beherrschung aller für den Streik in Betracht kommenden Einzelfragen ihrer Unternehmungen. Und ebenso hat er als Minister der Lokalverwaltungen auf Kongressen der Hygieniker, der Architekten und anderer Fachleute sich in einer Weise in deren Spezialgebieten beschlagen gezeigt, die allgemein erstaunte und ihm schließlich den Ehrendoktor eingetragen hat. Insofern hatte der verstorbene Henry Campell-Bannerman keinen Mißgriff getan, als er Ende 1905 bei Bildung seines liberalen Kabinetts den Mann der roten Fahne, wie Burns in den Tagen der im siebenten Kapitel geschilderten Rebellion auf Trafalgar Square genannt wurde, zum Kabinettsminister machte. An Tüchtigkeit in dem ihm zugewiesenen Ressort hat es dieser nicht fehlen lassen.

Dagegen hat er in anderen Hinsichten enttäuscht. Insbesondere war er nicht der Mann, das zu erfüllen, was man besonders von ihm erhofft hatte, nämlich als Vermittler zwischen dem demokratischen Liberalismus und der sozialistischen Arbeiterbewegung zu dienen. Hatte er vorher schon in den Reihen der letzteren viele Gegner und selbst Feinde gehabt,

so nahm deren Zahl in den ersten Jahren seiner Ministerschaft noch beträchtlich zu. Im Betrieb von Reformen ging er auf dem Felde der Kommunalpolitik viel langsamer vor als einige seiner liberalen Kollegen in ihren Ressorts. Der infolgedessen unausbleiblichen Kritik der sozialistischen Abgeordneten gegenüber ließ er es an der Urbanität fehlen, die Campell-Bannerman, Asquith und andere gegen sie beobachteten und schlug ihnen gegenüber gern den Ton des Überlegenen an, der am meisten verletzt.

Als ich einmal zu Friedrich Engels in bezug auf Ferdinand Lassalle bemerkte, dessen Eitelkeit schiene mir so groß gewesen zu sein, daß sie schon wieder aufhörte zu reizen, rief er aus: „Genau das hat der Lupus (Lassalles Landsmann, Wilhelm Wolff, der ‚Casematten-Wolff') von Lassalle gesagt." In der Tat gibt es eine Eitelkeit, die sich mit einer gewissen Kindlichkeit so offen gibt, daß der objektive Beobachter ihr nicht mehr zürnen kann. Das ist auch bei John Burns der Fall. Es ist ihm nicht gegeben, seine Fehler zu bemänteln. Sehr hübsch charakterisierte ihn bald nach seinem Eintreten ins Parlament der geistreiche Verfasser — wenn ich nicht irre, war es der jetzige Lord R. Haldane — einer damals anonym erschienenen Schrift „Statesmen, past and future" mit folgenden Worten:

„Mr. Chamberlain erzählt eine gute Geschichte von einem alten parlamentarischen Praktikus — nicht Mr. Gladstone — der ihm riet, bei seiner Jungfernrede zusammenzubrechen, das Haus würde das für ein Kompliment nehmen. Mr. Chamberlain brach nie zusammen, könnte es wahrscheinlich nicht, auch wenn er es wollte. Mangelndes Selbstvertrauen gehört nicht zu Mr. Burns' interessanten Eigenschaften. Das Haus der Gemeinen hatte keinen Schrecken für ihn, und er würde die Furcht, die er nicht hat, auch nicht affektieren. Seine Jungfernrede wurde von ihm mit so frischem Selbstvertrauen vorgetragen, als ob er auf einer Tribüne einer Volksversammlung in Battersea stand. Wenige Leute

werden mit mehr Achtung und Aufmerksamkeit angehört. Herr Burns redet nie, um bloß zu reden. Wenn er das Wort nimmt, hat er etwas zu sagen, und er weiß, wie es gesagt werden muß."

Drei Jahre ehe Burns ins Parlament gewählt wurde, war er Mitglied des Londoner Grafschaftsrats geworden, wo er als einer der Hauptvertreter der progressistischen Mehrheit bald eine führende Rolle gespielt hatte und den Konservativen, die im Grafschaftsrat nur durch Mittelmäßigkeiten vertreten waren, sehr geringschätzig gegenübergetreten war. Im Haus der Gemeinen aber merkte er als kluger Mensch bald, heißt es in der Schrift weiter, daß das dort nicht anging, daß die Opposition stark und geschickt geführt wird.

„Mr. Balfour und Mr. Chamberlain stehen trotz Chamberlains heftiger Art und Balfours Indolenz, wenn sie sich von ihrer besseren Seite zeigen, als politische Führer sehr hoch. Mr. Burns ist voller Mut und fürchtet niemand. Aber er respektiert einen starken Gegner und anerkennt ein triftiges Argument. Kein öffentlicher Redner übertrifft ihn an Kühnheit und ist weniger darauf eingeschworen, den Massen zu schmeicheln. In der Debatte über die Tumulte von Featherstone leistete er in der Tat ein großes Wagnis, als er zugab, daß auf gefährliche Tumultuanten geschossen werden muß und sogar den Gebrauch von weniger tödlichen Waffen als das Lee-Milford-Gewehr verwarf"*).

Daß Burns nicht davor zurückschreckte, Arbeitern scharf die Wahrheit zu sagen, habe ich wiederholt zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Einst hatte er durch sein kraftvolles Ein-

*) In Featherstone bei Wakefield in Yorkshire war im Jahre 1893 bei einem Bergarbeiterstreik auf Arbeiter, die eine Grube zu demolieren versuchten, geschossen worden, nachdem sie der wiederholten Aufforderung, auseinanderzugehen, Widerstand entgegengesetzt und schon begonnen hatten, Feuer anzulegen. Die Sache wurde im Parlament zur Sprache gebracht und gegen Mr. Asquith, dem damaligen Staatssekretär des Innern, ins Feld geführt. Da sprang Burns auf und erklärte, die Beschwerde sei unsinnig. Wenn Arbeiter zum Aufruhr übergingen, müßten sie darauf gefaßt sein, daß auf der anderen Seite geschossen würde, und es sei kind'sch, zu erwarten, daß in solchem Fall veraltete Gewehre in Anwendung gebracht würden.

greifen einem Streik Londoner Cabführer zum Siege verholfen. Eine Versammlung in Hydepark mit einer Ansprache von Burns sollte den Abschluß des Streiks besiegeln. Mit dem gerade in London anwesenden österreichischen Sozialpolitiker Wittelshöfer, der mich darum gebeten hatte, ging ich in den Park, die Ansprache zu hören. Es war an einem Wochentag, nur Streikende umgaben die Tribüne, von der herab Burns sprach, wir selbst hielten uns als Beobachter im Hintergrunde. Wittelshöfer geriet fast in Ekstase darüber, wie Burns den Kutschern ins Gewissen redete. „Jetzt macht von der Lohnerhöhung, die ihr erkämpft habt, auch vernünftigen Gebrauch," rief er ihnen zu, „vertrinkt sie nicht, sondern gebt das Geld der Missus (Hausfrau)." Und als ihm etliche Zwischenrufe antworteten, fuhr er fort: „O, ich kenne euch, mir macht ihr nichts vor, eure Frauen taugen viel mehr als ihr. Und dessen seid sicher, wenn ich dahinterkomme, daß der Mehrlohn vertrunken wird, dann habt ihr mich das nächste Mal gegen euch und nicht für euch."

Burns ist, wie schon im 7. Kapitel erwähnt ward, strenger Abstinenzler. Er sieht im Trunk einen der Hauptfeinde der kulturellen Hebung des Volks in England. Bei allen Anlässen kommt er auf die Ungeheuerlichkeit der Rolle zurück, welche die Ausgaben für alkoholische Getränke im englischen Volksbudget spielten. „Eine Nation, die jährlich 180 Millionen Pfund Sterling für alkoholische Getränke, 70 Millionen Pfund für Rüstungen und 50 Millionen Pfund für Pferderennen und Wetten ausgibt", heißt es in einer Abhandlung über die politischen Gefahren der Schutzzöllnerei, die er 1903 gegen Chamberlains Reichszollvereinsplan schrieb, braucht nicht die Nahrungsmittel ihrer Armen zu besteuern und den billigen Zucker des Auslands von ihrem Markt auszuschließen, um

etliche Millionen Einnahmen zu erzielen oder ihren Kolonien aufzuhelfen." Vorher hatte er dort geschrieben:

„Die Welt ist noch für etliche andere Zwecke da als für die Ausbeutung fremder Nationen durch britische Fabrikbesitzer und Landlords, die Heere von Arbeitern in eintöniger Arbeit halten. England hat mehr als seinen gerechten Anteil an der Weltproduktion, und der Jammer ist, daß soviel von dem Ertrag seiner Industrie für Rüstungszwecke verwüstet wird, wenn es nicht für Trunk und Glücksspiel, Wetten und Luxus vergeudet wird."

Der Mann, der das schreiben und in seinen Reden verfechten konnte, ist sicherlich kein Umschmeichler der Massen. Von sozialistischen Gegnern ist er vielfach bezichtigt worden, daß er die britische Arbeiterschaft verleumde und durch einseitige Hervorhebung ihrer Fehler in ihrem Interessenkampf schädige. Von einem Hang zum Übertreiben ist er allerdings nicht freizusprechen. Zur Zeit des Burenkrieges von 1900 bis 1901 hatte ich einmal ein Gespräch mit ihm darüber. Er trat damals im Zeitpunkt der Hochflut der nationalen Erregung, wo es lebensgefährlich war, in Volksversammlungen als Anwalt der Buren aufzutreten, rückhaltlos für deren Sache ein und brandmarkte mit der größten Heftigkeit das Vorgehen der englischen Regierung, der er alle Verantwortung für den Krieg zuschob, während ich als Korrespondent des „Vorwärts" im Angesicht der in Deutschland einsetzenden Englandshetze es für meine Pflicht hielt, die Frage mit einer größeren Objektivität zu behandeln und auch die Fehler der Politik Paul Krügers zu kennzeichnen. Als ich nun Ende 1900 eines Tages Burns in der Nähe des Trafalgar Square begegnete, ging ich nach der ersten Begrüßung im Gespräch auf diese Frage ein. Ich beglückwünschte ihn zu seinem mutvollen Auftreten, setzte aber hinzu, er scheine mir bei Brandmarkung der heimischen Regierung der internationalen Seite der Frage

nicht die Beachtung zu schenken, auf die sie nach Lage der Dinge Anspruch habe. Er hörte meine Auseinandersetzungen ruhig an, warf nur hier und da eine Frage dazwischen und sagte, als ich geschlossen hatte:

„Ich sehe vollständig ein, daß Sie so handeln müssen, wie Sie es tun, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich wahrscheinlich ebenso verfahren. Ich aber habe eine andere Aufgabe. Ich muß in diesem Lande mit meiner ganzen ungeteilten Kraft dagegen ankämpfen, daß England für eine Bande von Finanzleuten Blut vergießt statt den Buren einen ehrenvollen Frieden anzubieten."

Diese Antwort enthüllt das Geheimnis der großen unmittelbaren Wirkungskraft des agitatorischen Auftretens von Burns, zugleich aber auch die Achillesferse seiner Politik, wie diese bis dahin beschaffen war. Seitdem scheint sich sein Blick auch international geweitet zu haben. Damals jedoch behandelte er die Frage der großen wie die der heimischen Politik lediglich vom Standpunkt des englischen antikapitalistisch demokratischen Oppositionsmannes aus. Daher würden gar manche seiner Reden, soweit sie Fragen der großen Politik berührten, die Prüfung auf objektive Richtigkeit schwer bestehen, während ihre Wirkung auf die Hörer durch diese Einseitigkeit nur gewann.

Dadurch, daß Burns im August 1914, als im englischen Kabinett mit Mehrheit das Ultimatum an Deutschland beschlossen wurde, seine Demission einreichte und diese angenommen wurde, wäre er frei gewesen, in ähnlicher Weise, wie er es 1900 getan, seine Pfeile gegen die Regierung abzuschießen, die den Krieg aufgenommen hatte. Er hat das indes unterlassen, sich vielmehr längere Zeit ganz auffallend still verhalten. Aus späteren gelegentlichen Äußerungen von ihm geht jedoch hervor, daß die gleichen Gründe, die Graham Wallas und so viele andere, die damals die Neutralität Eng-

lands verfochten, zur Änderung ihrer Haltung in bezug auf Deutschland bewogen, auch ihn auf die Seite von dessen Gegnern gebracht haben. Indes läßt er sich, wie in einer Notiz des „Daily Chronicle“ vom 1. Juni 1917 hervorgeht, noch immer gern den Titel beilegen: „Der Mann, der sich vom Krieg fernhielt.“ Die Notiz handelt von ihm als Bibliophilen, als der er seit langem bekannt ist. Die Londoner Antiquariate, die Wagen, auf denen alte Bücher feilgehalten werden, werden von ihm eifrig nach verborgenen Schätzen durchsucht. Seine Bücherei, die, wie schon erwähnt wurde, nicht klein war, als Burns noch mit proletarischen Mitteln zu wirtschaften hatte, ist, seit er ein Ministergehalt bezog, gewaltig angewachsen und zählt nicht wenige Unika.

Der Verfasser der Notiz begegnete ihm in Fleet Street, der Zentrale der Zeitungen und Zeitungsschreiber, mit einem Pack Büchern unter dem Arm. Über den Inhalt befragt, habe er erklärt: „Vier Ausgaben von Thomas Moore (Morus, der Verfasser der Utopia). Ich habe über hundert. Diese habe ich für zehn Pence erhalten, diese da kostet mich vier Guineen.“ „Der große Sir Thomas,“ setzt der Schreiber hinzu, „ist einer von Mr. Burns Abgöttereien. John Stuart Mill, Carlyle und Ruskin sind einige andere.“

Es mag Zufall sein, daß er Marx und Engels nicht nannte. Vielleicht spielte etwas Rücksicht auf den Krieg dabei mit, obwohl man in England noch nicht so weit gekommen ist, den Krieg auf die Wissenschaft und Literatur zu übertragen. Jedenfalls hat Burns die ins Englische übersetzten Schriften der Verfasser des Kommunistischen Manifests und auch Lassalles zu eigen und hält sie in Ehren. Aber daß sie den gleichen Eindruck auf ihn gemacht haben, wie die Schriften der Carlyle, Mill, Ruskin und anderer britischer Denker, muß ich allerdings

bezweifeln. Nicht, daß ich bei Burns nationale Voreingenommenheit voraussetzte. Die hat er in diesen Dingen sicherlich nicht. Es handelt sich vielmehr um eine überall zu beobachtende Erscheinung. Nehmen wir einen sehr engen Kreis von Gelehrten und Literaturkennern und eine sehr beschränkte Zahl von Büchern universellen Charakters aus, so wirken selbst die besten Schriften, die politische und soziale Fragen behandeln, doch nur in dem Lande unmittelbar auf die Geister, dem ihre Verfasser angehören. Die Verschiedenheit der Einrichtungen und des Entwicklungsganges der einzelnen Nationen hat bei ihnen Unterschiede in der Art, die Dinge zu betrachten und Begriffe zu verstehen, zur Folge, die die Gemüter nur für solche literarische Schöpfungen voll empfänglich macht, die aus diesem Geiste heraus geboren wurden. Und zwar dies um so mehr, von je längerer Zeit her ein Volk selbständig in die moderne Entwicklung eingetreten und je reicher seine eigene Literatur ist. Im Grunde sind nur die abstrakten Theoreme im vollen Sinne des Wortes international, alle Anwendung auf das reale Leben erfährt von Land zu Land durch dessen besondere Gestalt auch ein Stück besonderer Färbung. Die Anwendung aber erst bringt das Theorem für das Volk zum Leben.

Nicht nur Burns, fast alle neueren englischen Sozialisten haben aus den Schriften der Carlyle, Mill, Ruskin, des angloamerikanischen Bodenreformers Henry George und des englischen radikalen Neumalthusianers Drysdale die erste maßgebende Anregung zu sozialistischen Folgerungen empfangen und das, was sie dann von Marxschen Lehren erfuhren, an das von den ersteren Entnommene angepaßt.

Als Schüler von Carlyle und Henry George trat unter anderen der vor einem Jahr verstorbene James Keir Hardie

ins sozialistische Leben ein, der als langjähriger Vorsitzender der Independent Labour Party sich bis zuletzt einer Beliebtheit in deren Reihen erfreute wie kaum ein zweites Mitglied dieser Partei. Und diese Beliebtheit war nicht unverdient. Keir Hardie war mit Leib und Seele Parteimann, ging in der Partei auf und schuf unermüdlich für sie. Der rastlose Drang, sich persönlich durchzusetzen, der John Burns erfüllte und diesen mit vielen Kampfgenossen in Gegnerschaft brachte, war ihm fremd. Schotte von Geburt und Erziehung, hatte er viel vom Wesen des alten puritanischen Covenanters an sich — zwar nicht die Strenge im Umgang, um so mehr aber die Geschlossenheit des politischen Denkens und Handelns und den starken Sinn für die unpersönliche Satzung. Es konnte im letzteren Punkt kaum einen stärkeren Gegensatz geben als den zwischen Keir Hardie und John Burns. Auch Burns stammt aus schottischem Blut. Er leitet seine Herkunft in irgendeiner Verbindung von der Familie des berühmten schottischen Barden Robert Burns ab. Aber er ist in London geboren und aufgewachsen, und wenn ihn mit dem Dichter des „Trotz alledem" die natürliche Begabung und eine gewisse innere Rastlosigkeit gemein ist, so verrät doch auch vieles an ihm das Londoner Stadtkind, den im Bannkreis von Big Ben (Beiname der großen Glocke im Turm von Westminster) aufgewachsenen „Cockney". Als ich Burns kennen lernte, sprach er sogar hier und da noch das Englische etwas mit dem Akzent des Cockney aus, ja, er verriet gelegentlich noch die Unsicherheit im Gebrauch des Hauchlautes, die den echten Cockney kennzeichnet, der house wie ouse, dagegen egg wie hegg ausspricht.

Mit dieser Art Verstößen im Sprachgebrauch ist es übrigens ein eigenes Ding. Wir sind leicht geneigt, sie als Folge von Unkenntnis der Regeln von Rechtschreibung oder Gramma-

tik anzusehen. Aber das sind sie keineswegs in allen Fällen. Nicht jeder Berliner, der des öfteren mir statt mich sagt, ist hinsichtlich der Vorschriften der Grammatik über den Gebrauch des dritten und vierten Falles im unklaren. Er wählt bewußt oder unbewußt an der betreffenden Stelle das mir, weil Gewohnheit es ihm in jenem Zusammenhange gerade ohrengerecht erscheinen läßt, — gar mancher, der es tut, würde sagen, ihm mehr aus dem Gemüt spricht. Ich bin Zeuge gewesen, wo Eltern aus dem Volke ihren Kindern es fast übelnahmen, daß sie grammatikalisch korrekt sprachen, und Miene machten, es ihnen als eine Ziererei zu untersagen, und aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich, daß unser Hausarzt, ein Berliner Sanitätsarzt, meinem Bruder, dem er ein Geschwür zu öffnen hatte, als dieser Angst zeigte, barsch zurief: „Na, bespritz dir man nich."

Wie sehr gewisse Sprachgewohnheiten sich geradezu organisch einwurzeln können, konnte man an englischen Knaben aus dem Volke beobachten, die ich in meiner Jugend kennen lernte. Sie gehörten einer Gymnastikertruppe an, die in einem großen Berliner Vergnügungsetablissement ihre Künste darbot. Im Verkehr hinter den Kulissen und auf der Straße hatten sie sich das Deutsch schnell genug angeeignet. Aber obwohl ihr Ohr gerade in bezug auf den Gebrauch des Hauchtons nur die richtige deutsche Aussprache vernahm, machten zwei von ihnen es damit im Deutschen genau so, wie der Cockney es mit ihrer Muttersprache macht, und sagten, wofür wir damals keine Erklärung hatten, die beiden aber um so lieber neckten: 'Alle statt Halle, ge'abt statt gehabt, Heier statt Eier, Hofen statt Ofen und dergleichen mehr. Sie waren offenbar in London oder dessen Nachbarschaft aufgewachsen, so daß der Kampf mit dem Hauchlaut ihnen Natur war. Kein Wunder

daher, wenn der damals noch ganz in proletarischen Verhältnissen lebende John Burns mir im Herbst 1888 bei unserem ersten Zusammentreffen von seiner Erbitterung über Mr. 'Yndmans Verhalten ihm gegenüber erzählte, während er den Namen des Führers der sozialdemokratischen Föderation sicherlich nicht ohne das H geschrieben hätte.

Keir Hardie hatte beim Sprechen den schottischen Akzent, den jeder bald vom englischen Akzent zu unterscheiden lernt, der sich in England niederläßt und mit Landeskindern der verschiedenen Teile des Vereinigten Königreichs in Verkehr kommt. Im allgemeinen klingt die Sprache des Schotten melodischer als die des Engländers, dessen Sprache wiederum einen melodischeren Tonfall hat als das Deutsche, wie dieses im größten Teil Norddeutschlands gesprochen wird. Aber das scharfe R und die gepreßten Vokale geben der schottischen Aussprache doch eine Färbung, die den Hörer sich leicht vorstellen läßt, daß er mit Abkömmlingen von Fanatikern des Protestantismus zu tun hat. Ich habe mit Keir Hardie nur freundschaftliche Beziehungen gehabt und nichts über ihn vernommen, was gegen seine Persönlichkeit hätte einnehmen können. Und doch bin ich selten mit ihm zusammen gewesen, ohne etwas von dem Gefühl zu empfinden, das sich des Weltkindes bemächtigt, wenn dieses sich einem Büßermenschen gegenüber sieht. Man erinnert sich der Gegenüberstellung von Nazarener und Hellene bei Heine in dessen Schrift über Börne. Keir Hardie nun würde von Heine unbedingt den Nazarenern zugewiesen worden sein. Ohne kirchenfromm zu sein, hatte er doch viel Kirchliches in seinem Wesen.

Es ist das ein Charakterzug, den man freilich viel bei britischen Sozialisten findet, ganz besonders bei denen, die aus den nördlichen Grafschaften Englands oder aus Schottland oder

Wales stammen. Der Norden und der Westen des Vereinigten Königreichs ist in bezug auf die Religion konservativer, in bezug auf die Politik radikaler als der Süden, eine Erscheinung, die ihre Erklärung darin findet, daß der Norden und Westen die Hauptstätten des protestantischen Dissentertums, des Nonkonformismus sind, d. h. der Kirchen, die sich den Glaubensartikeln der anglikanischen Staatskirche nicht angepaßt haben. Die Anhänger der Staatskirche sind zu einem großen Teil auf geistigen Gebieten Opportunisten. Sie schwimmen mit dem Strom, um Ämter zu erjagen und ein möglichst bequemes Leben zu führen. Daher sind sie in der Politik, wenn nicht dem Namen, so der Sache nach konservativ. Anders die Dissenter. Geschichtlich sind Englands Freikirchen, wie man die Dissentergemeinden auch genannt hat, von Anfang an die Sammelstätten der oppositionellen Elemente im Staat gewesen, und dieser Geist der Auflehnung gegen die herrschenden Gewalten hat sich bei verschiedenen von ihnen durch die Überlieferung fortgepflanzt. Der politische Liberalismus hat in England Generationen hindurch sein Rückgrat im Nonkonformistentum gehabt, weshalb er hier stärker als anderwärts religiös gefärbt war. Denn die Nonkonformisten hingen an ihren Kirchen mit jener Zähigkeit, mit der man ein Gut hegt, das man sich mühsam erkämpft hat.

In seinen englischen Fragmenten sagt Heinrich Heine einmal, selbst der dümmste Engländer wisse noch etwas Gescheites zu sagen, wenn man mit ihm über Politik rede, gehe das Gespräch aber auf die Religion über, so werde selbst der gescheiteste Engländer nichts als Dummheiten zutage fördern. Hinsichtlich der Streitfrage, die er dabei im Auge hatte, der Katholikenemanzipation, widerlegt Heine sich damit selbst, daß er zwei Parlamentsreden von Engländern zitiert, in denen die Ka-

tholikenfurcht geistreich persifliert ward, und ein Jahr, nachdem seine so genialen Fragmente geschrieben wurden, war die Katholikenemanzipation Gesetz. Im übrigen übersah er, der ganz vom Geist der deutschen Aufklärungsphilosophie durchdrungen war, daß für einen bedeutenden Teil des englischen Volkes die Religion in ihrer Weise das erfüllte, was in Deutschland mit seinen obrigkeitlichen Kirchen die Philosophie besorgt, nämlich die ethische Begründung des Kampfes wider die autoritären Gewalten, und daß die Religion einem Volke, das sie sich erobert hat, ganz etwas anderes ist als einem Volk, dem sie von oben aufdiktiert wurde.

Der Zusammenhalt einer freien Kirche stellt an das Pflichtbewußtsein seiner Mitglieder stärkere Ansprüche als die Zugehörigkeit zur Obrigkeitskirche. Dies ist einer der Gründe, weshalb die Verbindung von politischem Radikalismus mit religiöser Strenge in England so häufig vorkommt. Erfährt man außerdem, daß die Freikirchen ihren Anhang vorwiegend in den unteren Volksschichten fanden, so wird man auch verstehen, woher es kommt, daß ein so starker Prozentsatz der Arbeiterführer Englands aus der Bewegung der Sektiererkirchen hervorgegangen sind und allerhand von ihrem Geist in die Arbeiterbewegung hineintragen.

Letzteres offenbart sich nicht selten in ihrer Rhetorik. Aus den Versammlungen, die ich in England besucht habe, habe ich den Eindruck empfangen, daß der Durchschnitt der Redner hier in verschiedener Hinsicht unsern deutschen Rednern überlegen sind. Es liegt das zum Teil daran, daß die englische Sprache in höherem Grade Mundart geblieben ist als die deutsche Sprache. Die direkte Form der Anrede und die dadurch bedingte knappere Form des Zeitworts gibt der Rede eine Unmittelbarkeit und eine natürliche Kraft des Ausdrucks,

welche die deutsche Rede oft vermissen läßt. Dabei gewährt die Abstammung der Sprache aus den zwei großen Sprachwurzeln Germanisch und Lateinisch wieder die Möglichkeit einer Abtönung der Worte, die dem Deutschen ebenfalls fehlt. Des weiteren haben die Jahrhunderte Parlamentarismus und öffentlicher Agitation aber auch die breiten Volkskreise mit Sprachwendungen vertraut gemacht, durch welche die Rede leicht auf einen getragenen Ton gebracht werden kann, und schließlich fällt dem Deutschen auch die Fülle von geschichtlichen Anspielungen auf, die selbst dem englischen Volksredner zur Verfügung stehen, sowie der Bilderreichtum, zu dessen Anhäufung nicht wenig die puritanische Bewegung mit ihren Rückgriffen auf das Kampf atmende Alte Testament beigetragen hat. Durch alles das zusammen ist es erwirkt worden, daß sich die englischen Arbeiter in Versammlungen viel leichter und plastischer auszudrücken wissen als ihre ihnen so oft an schulmäßiger Bildung überlegenen deutschen Kameraden.

In Deutschland ist es mir aufgefallen, wie häufig schon die wenigen Worte bei Eröffnung und Schluß einer Versammlung dem Vorsitzenden ersichtlich schwerfallen, so daß er wie erlöst aussieht, wenn er die stereotype Formel abgehaspelt hat. In England wird selten ein Vorsitzender eine Versammlung ohne eine kleine Ansprache einleiten, in der er der Hörerschaft verschiedenes über die Bedeutung des Verhandlungsgegenstandes und allerhand Verbindliches über die Person des oder der Redner sagt. Daher auch die Sitte, bei der Ankündigung von größeren Versammlungen nicht nur die in Aussicht genommenen Redner, sondern auch die Person des Vorsitzenden vorher bekanntzugeben. Der Vorsitzende wird, ähnlich wie das im Haus der Gemeinen mit dem Sprecher ge-

schieht, nicht nur als der das Äußerliche regelnde Leiter der Versammlung betrachtet, er steht zu ihr in einem engeren geistigen Verhältnis. Daher wenden Redner sich auch im Verlauf dieser gelegentlich an den Vorsitzenden, als ob er in seiner Person die Versammlung zusammenfasse, welcher Wechsel in der Anrede ihren Ausführungen eine erhöhte Tönung gibt und dadurch ihre Einwirkungskraft erhöht.

Unentbehrlich für jeden Volksredner in England ist die Gabe des Humors und schlagfertigen Witzes. Wer nicht über eine gute Dosis von beidem verfügt, der ist als Volksredner verloren. Den Redner zu unterbrechen, gilt als ein unveräußerliches Menschenrecht jedes freigeborenen Briten, und den Unterbrecher mit einer schlagenden Antwort — repartee im Englischen — heimzuschicken, ist die ergänzende Pflicht des Redners. Zu den Agitationsreden an den Straßenecken und in den Parken treten die meisten Leute in der Absicht heran, durch das Spiel von Zwischenruf und Zurückschlager sich unterhalten zu lassen, und die Kunst des Agitators besteht darin, durch Anreiz zu Einwürfen dieses Spiel geradezu zu provozieren, bis er genügend Hörer gesammelt und gefesselt hat, um seine eigentliche, vom Verstand sich dem Gemüt zuwendende Rede mit Aussicht auf Erfolg beginnen zu können. Damit sie in dieser Hinsicht nicht auf den Zufall angewiesen sind, bestellen sich auch nicht selten Agitationsredner selbst ihre Opponenten, doch dürfen sie das Publikum nicht merken lassen, daß das Spiel mit diesen abgekartet ist, sonst ist es um den Effekt geschehen.

Es fehlt nicht an einer Literatur politischer Zurückschlager, wie man das Wort repartee übersetzen kann, und gar manche dieser sind wirklich sehr witzig. Einer, der mir besonders gefiel, ist die Antwort, die Lord George Bentinck, der Freund

Disraelis, einem Wähler gab, der, als Bentinck in seiner Wahlrede die Worte brauchte: „So darf ich wohl hoffen, werte Mitbürger, daß Sie mir Ihre Stimme geben werden", dazwischenrief: „Lieber dem Teufel!" Bentinck, schnell gefaßt, gab ihm zurück: „Aber ich setze voraus, daß Ihr Freund nicht kandidiert", und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Von John Burns erzählt der Verfasser von Statesmen past and future folgenden Zusammenstoß mit dem einflußreichen konservativen Abgeordneten James Lowther, der sich über die geringschätzige Art ärgerte, mit der Burns gleich in seinen ersten Parlamentsreden seine Gegner behandelte:

„‚Das ehrenwerte Mitglied ist nicht im Londoner Grafschaftsrat', bemerkte Mr. Lowther mit größter Annäherung an würdevolles Auftreten. ‚Und der sehr ehrenwerte Gentleman ist nicht auf Newmarket Heath', war die prompte Antwort, die keinen Gegenschlag zuließ oder wenigstens keinen empfing. Seitdem ist Mr. Burns nicht wieder unterbrochen worden."

Newmarket Heath ist nämlich einer der bedeutendsten Rennplätze Englands, und James Lowther war als großer Sportsmann vor dem Herrn bekannt.

Keir Hardie gestaltete, als er 1892 zur selben Zeit wie Burns ins Parlament gewählt wurde, gleich sein erstes Erscheinen im Haus der Gemeinen zu einer Demonstration. Er fuhr mit einigen Genossen, statt in einem Cab, in einem proletarischen Gefährt in den Vorhof des Parlamentsgebäudes ein und betrat das Haus im Alltagsanzug, eine einfache Arbeitermütze auf dem Kopf. Es sollte damit die unerbittliche Gegnerschaft gegen alle bürgerlichen Parteien, die Keir Hardie im Wahlkampf auf sein Banner geschrieben hatte, auch äußerlich kundgegeben werden. Indes machte die Demonstration durch die Kleidung nicht den vorausgesetzten Eindruck und ist auch nicht wiederholt worden. Für das sachliche Auftreten Keir Hardies

im Parlament ist sie jedoch immerhin symbolisch gewesen. Mit größerer Schroffheit, als es durch ihn geschah, war der Klassenstandpunkt des sozialistischen Arbeitervertreters nie zuvor im Hause von Westminster zur Geltung gebracht worden, und scharf unterschied sich Keir Hardies parlamentarische Taktik von der des bis dahin mit ihm befreundeten John Burns. Während dieser bei entscheidenden Abstimmungen zwischen den Liberalen und den Konservativen grundsätzlich mit den ersteren stimmte, ging Keir Hardie von dem Gedanken aus, daß der Sozialist nicht nur grundsätzlich keinen Unterschied zwischen den bürgerlichen Parteien zu machen, sondern stets gegen diejenige Partei zu stimmen habe, die gerade an der Regierung sei, gleichviel ob er dadurch zeitweilig in eine verfängliche Nachbarschaft mit den Tories geriet oder nicht. Dieser Gegensatz der Taktik hat damals zu sehr heftigen Preßfehden Anlaß gegeben, die stark ins Persönliche überschlugen. In dem von Keir Hardie herausgegebenen Labour Leader wurde John Burns als Nachläufer oder Hausknecht der Liberalen verhöhnt, und in John Burns nahestehenden Blättern ward dafür ziemlich unverhohlen angedeutet, daß Keir Hardie oder dessen Hintermänner verkappte Agenten der Tories seien. Der Zusammenbruch des liberalen Kabinetts Rosebery im Jahre 1895 machte diesen Streit nicht nur dadurch gegenstandslos, daß bei der nun erfolgenden Parlamentswahl die konservativ-unionistische Koalition ans Ruder kam. Keir Hardie verlor auch sein eigenes Mandat an einen Vertreter dieser Koalition, und Burns, der wiedergewählt wurde, saß jetzt stramm auf den Bänken der Opposition. Die Wahlen vom Jahre 1900 brachten Keir Hardie ins Parlament zurück, da jedoch die Konservativen am Ruder blieben, nun als politischen Nachbar von John Burns, was die persönliche Gegnerschaft

milderte, und als im Jahre 1905 die Liberalen wieder an die Regierung kamen und Burns in ihr Kabinett eintrat, so daß dieser Keir Hardie nur noch von der Ministerbank aus sich gegenüber sah, war das politische Verhältnis der beiden zueinander ein so völlig anderes geworden, daß die persönliche Beziehung hinsichtlich seiner ganz bedeutungslos wurde.

Aber die Frage politischer Taktik, die zwischen ihnen gespielt hatte, hing natürlich nicht an den Personen und behielt darum doch Fortbestand. In ihrem letzten Grunde ist sie der ewige Streit zwischen absolutistischer und relativistischer Methode, der in unzähligen Abwandlungen durch die Geschichte der Menschheit zieht, in der Religion und Philosophie wie in der Politik immer wieder von neuem die Geister trennt. Absolutismus ist hier nur ein anderes Wort für Radikalismus, d. h. die Ablehnung des Kompromisses, die starre Betrachtung und Behandlung von Fragen unter schroff begrenzten Gesichtspunkten, gleichviel ob es sich um die Allmacht einer Dynastie, die Herrschaft von Oligarchien oder der Menge, das Interesse von Klassen, die Geltung von Glaubenssätzen oder um Regeln der Ethik handelt. Für Relativismus aber könnte ebensogut Liberalismus gesetzt werden, insofern dieser Begriff nicht eine Partei, sondern die Tendenz zur Toleranz oder Vermittlung bezeichnet, die in ihren Auswüchsen Verschwommenheit, Kompromißsucht, Rechnungsträgerei heißt. So nahe es nun den Vorkämpfern der Arbeiterklasse als der untersten, politisch und sozial zurückgesetzten Klasse liegt, ihren Kampf absolutistisch aufzufassen, so lassen sich doch durch die ganze Geschichte der englischen Arbeiterbewegung hindurch neben den radikalen Strömungen und mit ihnen im Widerstreit auch solche von Verfechtern einer Politik der Abmachungen mit bürgerlichen Parteien verfolgen, der bei der einen mehr

oder weniger bestimmte Anschauungen über den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung, bei den andern von den gegebenen Machtverhältnissen oder der Stellung zu bestimmten Fragen des Augenblicks ausgehende Erwägungen zugrunde lagen, und wie dieser Gegensatz auch heute während des Krieges wieder die Arbeiterbewegung Englands spaltet, ist jedem Zeitungsleser in Deutschland bekannt.

Als ich nach England kam, stand der sozialistischen Bewegung noch die Gewerkschaftsbewegung in ihren anerkannten Führern fast durchgehend ablehnend gegenüber. Die einflußreichsten dieser letzteren waren der liberalen Partei angeschlossen oder verbündet, und da die Sozialisten aus leicht begreiflichen Gründen ihre kritischen Pfeile vorwiegend gegen diese letztere Partei abschossen, war für die Gewerkschaftsführer schon dadurch ein Anlaß gegeben, sie mit feindseligen Blicken anzusehen. Auf eine theoretische Widerlegung der sozialistischen Doktrin ließen sie sich nicht ein. Sie wiesen sie unter Hinweis auf die Schicksale der früheren sozialistischen Bewegungen Englands als unpraktische Spekulation zurück, welche die Arbeiter nur irreführe. Von den heißblütigeren unter den sozialistischen Propagandisten wurden sie ihrerseits dafür als Geschäftsträger der Interessen der Bourgeoisklasse gebrandmarkt, wobei die Folgerung offengelassen wurde, daß sie um materieller Vorteile willen sich hatten ködern lassen. Auch mir waren die bekannten damaligen Führer der Trade Unions als gekauft geschildert worden, indes hat mich genauere Kenntnis der Bewegung und ihres Entwicklungsganges belehrt, daß das Bündnis der Gewerkschaftsführer mit den Liberalen die natürliche Folge der Fehlschläge der früheren sozialistischen Bewegungen einerseits und der überlieferten Eigentümlichkeiten des englischen Parteiwesens sowie des auf den Kampf

der zwei großen Parteien eingestellten englischen Wahlsystems andererseits war. Die großen Niederlagen der Frühbewegungen hatten den Glauben an die politische Kraft der selbständig vorgehenden Arbeiterschaft ertötet und in den Führern der Gewerkschaften jene Skepsis erzeugt, welche die Mutter des Opportunismus ist. Diejenigen von ihnen, mit denen ich persönlich in Berührung gekommen bin, stellten sich mir als Leute vor, die durchaus nicht unintelligent und ohne ein gewisses Klassengefühl waren, sich aber daran gewöhnt hatten und es sogar als ihre Pflicht betrachteten, als Arbeiterführer den Blick lediglich auf das unmittelbar zu Erkämpfende zu richten. Ihr Fehler war, daß sie keine umfassende politische Arbeiterpartei neben sich hatten.

So blieb die Aufgabe bestehen, den Kopf der englischen Arbeiter für eine solche Partei zu erobern. Wie schwer sie war, davon habe ich mich durch gelegentliche Gespräche mit Arbeitern selbst überzeugen können. Ein Arbeiter von mehr als Durchschnittsintelligenz, mit dem ich dadurch bekannt geworden war, daß er in der Nähe meiner Wohnung eine jener Gartenparzellen innehatte und bearbeitete, wie sie bei uns als Laubengärten bekannt sind, antwortete mir auf meine Frage, warum er sich der sozialistischen Bewegung nicht anschließe: „Ich habe wiederholt sozialistische Vorträge angehört und leugne nicht, daß in der sozialistischen Lehre viel Richtiges und Gutes enthalten ist. Aber bei den Sozialisten gibt es mir zu viele Phantasten; wenn ich mich der Bewegung anschließe, muß ich daher alle Dummheiten mitmachen, die von diesen ausgeheckt werden, und dazu habe ich keine Lust.“ Das konnte die Ausrede eines Philisters sein, war es aber nicht. Denn der Mann war ein organisierter Gewerkschafter und als solcher, wovon ich mich im näheren Verkehr mit ihm

überzeugte, sehr opferwillig und treu und bewies bei Wahlen von Arbeiterkandidaten für politische Vertretungskörper alle die Eigenschaften, die bei uns als Vorzüge des klassenbewußten Arbeiters betrachtet werden. Wie er aber dachten unzweifelhaft noch sehr viele englische Arbeiter. Ihnen fehlte das Vertrauen in die Solidität der sozialistischen Bewegung; denn die sozialistische Botschaft selbst zu begreifen, ist für einen Arbeiter, der überhaupt begriffsfähig ist, wirklich nicht allzu schwer.

Der geistige Unterschied zwischen englischen und deutschen Arbeitern ist nicht auf verschiedene Naturanlagen zurückzuführen. Soweit sich ein solcher feststellen läßt, wurzelt er in den Verschiedenheiten ihrer Geschichte und Daseinsbedingungen. Die englische Arbeiterbewegung hat einen anderen Weg genommen als die deutsche. Früher als diese ist sie ins Leben getreten, ohne jedes Vorbild, woran sich zu schulen, ohne die Vorteile, die aus der Allgemeinheit der Volksschule sich ergeben, aber auch ohne den politischen Druck, der lange auf der deutschen Arbeiterbewegung gelastet und sie geradezu in bestimmte Formen gepreßt hat. Das Verhältnis der englischen zur deutschen Arbeiterbewegung kann mit dem eines wesentlich urwüchsigen Waldes zu einem planmäßig auf jungfräulichem Boden angelegten Forst verglichen werden. Sie entbehrt noch heute manche Vorzüge, die eine vorbedachte Systematik gewährt, und schleppt manche Unebenheiten aus ihrer Vorgeschichte mit sich herum. Doch sie ist dafür auch weniger von der Tendenz beherrscht, die Geister zu uniformieren, und gewährt der Eigenart und freien Schöpfung einen reicheren Spielraum. Ich bin bei den englischen Arbeitern, mit denen ich zu sprechen Gelegenheit hatte, auf weniger programmmäßiges Denken gestoßen, als man es bei sozialistischen deutschen Arbeitern antrifft, aber durchaus nicht auf weniger Ideo-

logie. Nur sieht die Ideologie des englischen Arbeiters anders aus als die des deutschen.

Man vergißt zu leicht, wenn man es überhaupt je bedacht hat, daß die Ideologien nicht vom Himmel fliegen, sondern geschichtliche Erscheinungen sind, die aus bestimmten Verhältnissen erwachsen und sich mit ihnen ändern. In Reden und Schriften von Deutschen wird noch immer gern Deutschland als das Land des Idealismus gepriesen, das deutsche Volk als die Nation hingestellt, die alle anderen Nationen in bezug auf ideales Denken und Fühlen übertreffe. Aber die Zeit, wo das mit gutem Fug gesagt werden konnte, ist gewesen. Der deutsche Idealismus als besonderes Gut trieb seine schönsten und kräftigsten Blüten, als es wohl ein deutsches Volk gab, aber kein Deutsches Reich. Seit Gründung und Befestigung des neuen Reiches ist er, muß man leider sagen, von Jahr zu Jahr mehr eingetrocknet, und heute ist er ein dürrer Baum, an dem man vergebens nach frischen Blüten sucht. Unbefangene Ausländer haben diese Entwicklung längst erkannt. Ein Engländer, der durchaus kein Deutschfeind ist, der im Gegenteil am Vorabend der Kriegserklärung Englands an Deutschland seinen Ministerposten aufgab, weil er an ihr keinen Anteil haben wollte, John Morley, schrieb schon in den neunziger Jahren in einer Betrachtung über Völkerpsychologie bedauernd von der erkältenden Ideallosigkeit, die den Grundzug der neueren Literatur Deutschlands bilde. Immerhin glaubte man, daß, was den bürgerlichen Klassen Deutschlands abhanden gekommen sei, in dessen Arbeiterklasse sein Heim aufgeschlagen habe. Der Krieg hat auch diesen Glauben zerstört. Der deutsche Arbeiter hat in ihm wenig von einem Idealismus erkennen lassen, der höherer Gattung wäre als der der Arbeiter anderer Länder.

Der englische Arbeiter hat im allgemeinen bis jetzt weniger Schulerziehung als der deutsche. Dies und der Umstand, daß er als Inselbewohner außerhalb des Völkerverkehrs lebt, der Mitteleuropa befruchtet, erklärt vieles in seinem Gebaren, wodurch er den Ausländer zunächst abstößt. Es fehlt ihm ein gewisser Schliff des Kontinentalen. Obwohl seinem Lande die Kultur der kapitalistischen Epoche früher zuteil geworden ist als Deutschland, ist er dem deutschen Arbeiter in mancher Hinsicht ein Barbar. Aber mit den Tugenden des Barbaren. „Wenn Sie mit jemand in ein Handgemenge geraten," sagte mir, als ich nach England kam, ein deutscher Gesinnungsfreund, der schon lange in England lebte und Land und Leute gut kannte, „so tun Sie, wenn Sie Ihres Widersachers nicht Herr werden, am besten, sich bald zu Boden werfen zu lassen. Solange Sie raufen, wird man sich hier nicht einmischen. Wer aber einem, der am Boden liegt, noch etwas tut, der wird vom Volk gelyncht." Ich hatte nie Gelegenheit, das an mir selbst auszuprobieren, und bin auch selten genug Augenzeuge von Raufhändeln gewesen. Was ich aber von solchen gesehen und sonst im Volksleben beobachtet habe, hat das Urteil meines Genossen bestätigt. Als Beschäftigter englischer Arbeiter habe ich sie stets zuverlässig und vernünftigem Verhandeln zugängig gefunden. Aus Gründen, die in meinen Verhältnissen lagen, hatte ich in London ziemlich oft Wohnungswechsel, und Umzugsleute sind für gewöhnlich nicht die sanftesten Gesellen. Aber in bezug auf Behandlung meiner Sachen hatte ich stets Ursache, mit ihnen in England sehr zufrieden zu sein, und nie bin ich, wie das doch anderwärts vorkommt, nachträglich überfordert worden. Was abgemacht war, ward als abgemacht festgehalten. Über den englischen Arbeiter als Lohnarbeiter in der Fabrik und im Handwerk habe

ich kein eigenes Urteil. Als die „Times“ einmal Klageartikel über den Rückgang der Arbeitsleistungen im Baugewerbe brachte, fragte ich meinen Hauswirt, einen Maurermeister, was er dazu zu sagen habe. „Bosh!“ (dummes Zeug) war seine lakonische Antwort. Es konnte also so schlimm nicht sein, wie der Donnerer*) es hinstellte. Als Gewerkschafter haben die englischen Arbeiter ihre festländischen Kameraden vielfach dadurch enttäuscht, daß sie bei Anrufen an ihre Hilfe für deren Streiks weit hinter den auf ihr Können gestützten Erwartungen zurückgeblieben sind. Das liegt aber fast ausschließlich am bureaukratischen Geist ihrer Gewerkschaftsstatuten; persönlich ist der englische Arbeiter im Gegenteil, sobald an die Gefühlsseite in ihm appelliert wird, leicht zu Opfern bereit. Das, was ich sein Barbarentum nenne, der Zug urwüchsiger Naivität in seinem Wesen, gibt sich auch in seiner Bereitwilligkeit kund, starke Effekte auf sich wirken zu lassen.

Damit ist aber eine Eigentümlichkeit berührt, die auch anderen Kreisen des englischen Volkes nicht fehlt, ja, als eine nationale Eigenschaft der Engländer bezeichnet werden kann. Auch beim Angehörigen der oberen Klassen kann man eine gewisse Unausgeglichenheit beobachten. Neben Zügen einer sehr hohen Kultur laufen Reste von Urwüchsigkeit, die zu jenen in einem auffallenden Kontrast stehen. Die Selbstdisziplin des gebildeten Engländers ist zu einer Höhe entwickelt, wie kaum irgendeine andere; sie kann aber, wenn sie sich entlädt, einer Ausgelassenheit Platz machen, die gleichfalls fast beispiellos ist. Vieles in den Romanen von Charles Dickens, das dem deutschen Leser als grenzenlos übertrieben erscheint, mutet uns weniger fremdartig an, wenn wir längere Zeit in

*) Der politische Spitzname der „Times“.

England gelebt haben. Dickens ist überhaupt ein guter Dolmetscher englischen Lebens. Er geißelt seine Schwächen mit einer Meisterschaft, die ihm die Bewunderung selbst eines Karl Marx eintrug und ihn zum Lieblingsschriftsteller von Männern wie William Morris machte; er führt es uns aber auch in seinen liebenswürdigen Zügen nahe.

Man hat viel darüber gespottet, daß das Melodrama noch einen so großen Platz im englischen Theater einnimmt, und sicher ist es kein Zeichen von hohen Ansprüchen an geistige Unterhaltung. Aber der Kultus der Bravheit in Leiden und Gefahren, der fast immer den Grundton der Melodramen bildet, hat doch auch seine gute Seite. Das Gerede von englischer Prüderie, das in Deutschland üblich ist, hat sich mir, soweit meine Beobachtungen reichen, als sehr übertrieben herausgestellt. In manchen Beziehungen ist der Verkehr der Geschlechter in England eher ungezwungener als bei uns. Aber unzweifelhaft spielt dort das Sexuelle in der gesellschaftlichen Unterhaltung und auf der Bühne eine sehr viel bescheidenere Rolle, als dies auf dem Festland der Fall ist. Und ob das ein großer Nachteil ist, ist noch nicht ausgemacht.

Im allgemeinen ist der Engländer im persönlichen Verkehr zurückhaltender als der Festländer, wofür in nicht geringem Maße das andere Klima und das überwiegende Wohnen in Einfamilienhäusern verantwortlich zu machen sind. Diese Zurückhaltung heißt nicht notwendig Kälte und Teilnahmlosigkeit, sie erweist sich aber dem guten Auskommen mit Nachbarn und Bekannten förderlich. Politische und persönliche Assoziationen haben mich lange die Trennung von Heimat und Vaterland schwer empfinden lassen, und es hat aus diesen Gründen Jahre gedauert, bis meine Frau und ich uns

an London akklimatisierten. Als es aber eines Tages hieß: Die Rückkehr nach Deutschland steht dir offen, worin bei der Natur meiner politischen Stellung das Gebot der Rückkehr als kategorischer Imperativ eingeschlossen war, da war das erste Gefühl, das sich unser bemächtigte, weniger Freude als Schreck, und der dann erfolgende Abschied von London ist uns beiden recht schwer geworden.

*

Die Völker kennen einander auch in unserem Zeitalter des großen Verkehrs nur erst wenig. Eine kleine Minderheit ist es, die das Ausland zu mehr als flüchtigem Besuch bereist, und wie gering ist in dieser Minderheit wiederum der Prozentsatz derer, die sich die Mühe geben und das Zeug dazu haben, das fremde Volk, in dessen Land sie weilen, zu verstehen! Die meisten Urteile, die man vernimmt, beruhen auf ungenügendem Eindringen in den Geist des in Frage kommenden Volkes, dessen Entwicklung und dessen Geschichte in ihren wesentlichen Tatsachen zu kennen für die richtige Beurteilung seiner Einrichtungen und Sitten fast noch wichtiger ist als die Meisterung seiner Sprache. Für jeden liegt die Verführung nahe, beim Vergleichen fremder mit heimischen Sitten und Gewohnheiten auf das ihm gerade Auffallende übermäßiges Gewicht zu legen und Eindrücke zu verallgemeinern, denen nur wenige Erfahrungen zugrunde liegen. Daher die widersprechenden Äußerungen in Literatur und Volksurteil über andere Nationen.

Ich habe gesucht, mich nach Möglichkeit von diesen Fehlern frei zu halten und Bemerkungen, die mehr als die bloße Wiedergabe von Eindrücken zu sein beanspruchen, nur dann abzugeben, wenn sie sich auf eingehende Beobachtungen stützen können. Das Gesamturteil, das ich von meinem mehr als

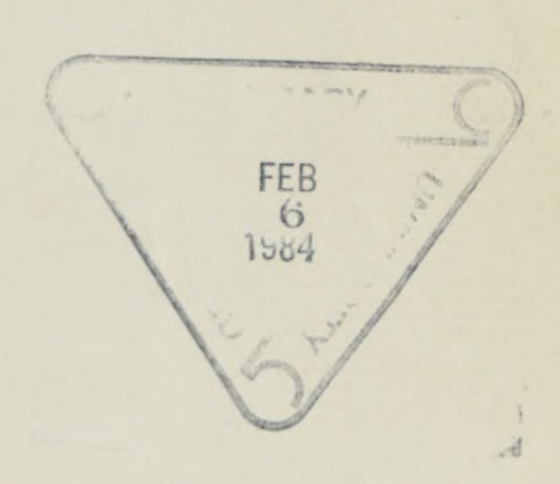
zwanzigjährigen Aufenthalt im Auslande gewonnen habe, ist, daß diejenigen Eigenschaften der Völker, die man gemäß der überlieferten Schilderung als nationale Eigenarten hinzustellen gewohnt ist, bei den vorgeschritteneren Nationen des europäischen Kulturkreises gegenüber den Rückwirkungen der ihnen gemeinsamen Kultur auf das soziale Leben sehr zurücktreten. Solche Unterschiede sind da; aber sie sind nur insoweit national, als sie durch stärkere klimatische Verschiedenheiten verursacht sind oder in der besonderen geschichtlichen Entwicklung von Volk zu Volk ihre Wurzel haben, und haben daher die Tendenz, sich in dem Maße zu verringern, als die wirtschaftlichen Grundlagen des kulturellen Lebens sich annähern. Die diesem Annäherungsprozeß sich entziehenden Besonderheiten sind oft von Provinz zu Provinz eines bestimmten Landes größer als im großen Durchschnitt von Nation zu Nation und erhalten sich, wie allgemein bekannt und aus offen zutage liegenden Gründen, am stärksten beim Landvolk, während beim industriellen Proletariat die Gleichartigkeit der Arbeit und der Arbeitsbedingungen die nationalen Unterschiede beinahe ganz auslöscht.

Im allgemeinen glaube ich behaupten zu können, daß für den vorurteilslosen Beurteiler die Völker zu Hause gewinnen. Aus ihrer heimischen Umgebung herausgerissen, entwickeln viele Menschen nicht gerade die besten sozialen Eigenschaften, namentlich wenn sie in fremden Ländern gruppenweise sich niederlassen. Zu Hause mag jeder seine bestimmten Fehler haben und der eine sich an dem anderen reiben. Aber Generationen Zusammenlebens als Volk schaffen überall gemeinsame Begriffe von Rechten und Pflichten, eine Rücksichtnahme aufeinander und ein gegenseitiges Verstehen, die dieses Zusammenleben gegen die Fehler der einzelnen und die Rück-

wirkungen ihrer individuellen Streitigkeiten sicherstellen und ihm seinen bestimmten Charakter verleihen. Soweit sich mir die Möglichkeit bot, habe ich gesucht, jedesmal diese Seiten des Volkslebens zu ermitteln und bin, das darf ich mit guter Überzeugung sagen, bei diesem Suchen nie enttäuscht worden.

Ende

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig


FEB
6
1984



Spamersche Buchbinderei Leipzig